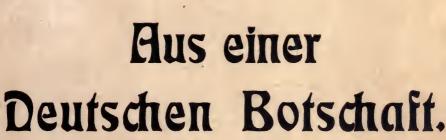




THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES

Digitized for Microsoft Corporation
by the Internet Archive in 2006.
From University of California Libraries.
May be used for non-commercial, personal, research, or educational purposes, or any fair use.
May not be indexed in a commercial service.



Zehn Jahre Deutsch-Amerikanischer Diplomatie.

Von

Emil Witte

Botschaftsrat a. D.

Leipzig Zeitbilder-Verlag 1907 Im Zeitbilder-Verlag, Leipzig erschienen kürzlich u. a. die beiden nachstehend genannten Romane aus dem

Oesterreichischen High-life:

Gräfin Vera und ihr Hof.

Intimes aus dem "roten Gotha"

von

Uetyil.

VIII und 464 Seiten.

Preis: elegant broschiert 4 Mark (4 Kronen 80 h);
elegant gebunden 5 Mark 50 Pfg. (6 Kronen 60 h).

Die "Gablonzer Tagespost" vom 8. Februar d. J. schreibt:

Der Schlüsselroman eines österreichischen Diplomaten. Ein sonderbares Buch erregt seit einigen Wochen in Oesterreich, besonders in Wien, Prag und Budapest, grosses Aufsehen. Einmal seines Inhalts wegen, sodann aber wegen der hohen

gesellschaftlichen und beruflichen Stellung seines Verfassers.

Es betitelt sich: Gräfin Vera und ihr Hof. Intimes aus dem "roten Gotha" — will sagen: aus dem "Gothaischen Hofkalender der fürstlichen Häuser" — und der Verfasser verschanzte sich hinter dem Pseudonym "Uetyil". Die Verlagsfirma, der "Zeitbilder-Verlag in Leipzig", veröffentlicht Zuschriften von Buchhandlungen, aus denen hervorgeht, dass die "Gräfin Vera" täglich und stündlich stark gekauft wird, es lohnt also der Mühe, sich dieselbe näher anzusehen, um so mehr als man sich in den Wiener Salous — und anderswo, — stark mit dem Buche beschäftigt und sich die Namen der mutmasslichen Verfasser in die Ohren tuschelt.

Uebrigens haben Wiener Blätter den wahren Namen des Versassers kürzlich gebracht. Es ist der Freiherr von Baillou, ehemals Theresianist, Rittmeister und,

last not least, noch vor ein paar Jahren persönlicher Adjutant eines Erzherzogs.

Der verslossene Adjutant ist aber nicht etwa in Ungnade gefallen und unter die Schriststeller gegangen, um sich über "schlechte Behandlung" zu beklagen. Im Gegenteil! Er bekleidet einen Posten im "geheimen diplomatischen Dienste" der Monarchie, der grosses Vertrauen und starke Protektion erfordert. Seine diplomatische Domäne ist, wie man wissen will, der Orient und der Baron soll durch seine grosse Gewandtheit und Vielseitigkeit persona grata an allerlei der Türkei tributären Hösen sein.

Herr v. Baillou hat seinen Familiennamen sowie seine europäischen Titel und Würden abgelegt, ist zum Islam übergetreten und lebt unter dem Namen Mohamed ben Abd-Allah in Marokko und Tunis, woselbst er als Mohammedaner Zutritt zu den dortigen Hösen hat.

Leute, die den Freiherrn zu kennen behaupten, wollen wissen, dass er dem Chedive von Egypten ein werter Berater ist, dass er mit Seiner Scherifischen Majestät, dem jungen Sultan von Marokko, auf dem Duzfusse steht und dass er bei dem grossen Marabout der Sahara, dem Scheikh Sidi Mohamed Ma-el-Ayni, ab und zu die Stelle eines "politischen Astrologen" versieht. Auch bei der Konferenz in Algeciras hatte man dem Freiherrn eine nicht unwichtige Rolle zugeteilt, allerdings hinter den Kulissen, und man schätzt seine Ratschläge in dem diplomatisch-politischen Laboratorium am Ballhausplatz in Wien sehr hoch ein.

Fortsetzung 3. Umschlagseite!

Aus einer Deutschen Botschaft.

ftapelet, Schwindel lich an der Weltgeschichte beteiligen und Diese beeinfluffen. Witte mar Direktor einer Reuter=Filiale, er gibt Gelbste-Kapitel XIII muß jeder lefen, der wiffen will, mas eine Breffe-Bentrale ift ! Bitte-war durch feine Kampfe erblindet und der Preffe-Migwirtschaft, vor allem über die füdsschen Telegraphen = Burcaus Wolff und Reuter, wie sie durch Betrug, Hoch-Diese dipsomatischen Bor- und Standalgeschichten zum Welteriege aus Gelbsterlebnissen sind ohne Zweifel ein wichtiger Beitrag zum letten Gene One Sweifel ein wichtiger Beitrag jum legten Stud Weltgeschichte, aber viel wichtiger und einzig bastehend ift das Buch durch seine Auftlarung über Die internationale Zehn Jahre aus einer deutsch-amerikanischen Botschaft. Preis 10 M.

Rafen dedt nun fein Beldenleben!

erichtes.

Johannes Pagler, Dresden.21.

flus einer

Deutschen Botschaft.

Zehn Jahre Deutsch-Amerikanischer Diplomatie.

Von

Emil Witte,
Botschaftsrat a. D.



Leipzig. Zeitbilder-Verlag 1907. Alle Rechte vorbehalten. Tous les droits réservés.

Published September 12th 1907. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by

The Zeitbilder-Verlag (Emil Böttcher) in Leipzig, 4—6 Querstrasse. E 756 W783a

Vorwort.

Bis zum spanisch-amerikanischen Kriege ein buen retiro für verdiente europäische Diplomaten, die Anspruch auf ein behagliches Ruhepläßlein besaßen, ist das schöne Washington seit Beginn der imperialistischen Ara der Vereinigten Staaten plößlich ein Haupt- und Sturmzentrum der Weltpolitik geworden und die Mächte der Alten Welt tragen der veränderten Sachlage Rechnung, indem sie nur noch ihre tüchtigsten, mit allen Fragen der internationalen Politik wie des Welthandels gleich wohlvertrauten Männer mit der Wahrnehmung ihrer Interessen am Size der amerikanischen Bundeseregierung betrauen.

Wie in allen Gebieten bes öffentlichen Lebens, so befundet sich das rücksichtslose Draufgängertum, dem die nordamerikanische Republik ihre dominierende Weitmachtstellung verdankt, auch in dem Verkehr mit den Vertretern der Alten Welt, den Diplomaten in Frack und Aniehosen, die, ehe sie sich akklimatisieren und den richtigen Wertmesser für die "Hemdärmel"- oder "Rauhreiter"-Methoden ihrer amerikanischen Kollegen gewinnen, häusig ein bitteres Lehrgeld entrichten müssen.

Es war mir beschieden, in der kritischen Zeit, die dem

Univ Calli - Dig thed by Microsoft &

Abschlusse des spanisch-amerikanischen Friedens folgte, im Dienste der Deutschen Botschaft zu Washington mit zahlreichen wichtigen Missionen betraut zu werden, und in meiner Eigenschaft als Vertrauensmann des Botschafters für die Angelegenheiten der Presse überraschende Einblicke in das geheime Getriebe hinter den Kulissen der deutschen und amerikanischen Diplomatie zu gewinnen, sowie Kenntnis von den verwerslichen Machenschaften einer Coterie dunkler Ehrenmänner zu erhalten, die aus eigennüßigen Gründen eine ernste Störung des guten Einvernehmens zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche herbeizussühren suchen.

Zum ersten Male ersährt die Öffentlichkeit aus den Blättern dieses Buches die nachte ungeschminkte Wahrheit über die Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die zu unterdrücken und zu vertuschen auf beiden Seiten des Ozeans ein ebenso mächtiger wie korrupter Prefapparat aufgeboten worden ist.

Wem wäre es in Deutschland z. B. wohl bekannt, daß die vielgerühmte Amerikafahrt des Prinzen Heinrich, die nach offiziöser Darstellung wesentlich zur Pflege und Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den Bereinigten Staaten beigetragen hat, in der Tat mit einem absichtlich herbeigeführten diplomatischen Zwischenfalle endete, der einen tötlichen Affront für die Ehre der Deutschen Nation bedeutete, und der einen weniger besichämenden Ausgang genommen hätte, wenn an Stelle des Fürsten Bülow ein Mann wie Bisknarck Deutscher Reichsstanzler gewesen wäre?

Wem wäre es wohl bekannt, daß der Deutsche Botschafter, Dr. von Holleben, die amerikanische Bundeshauptstadt unter Umständen verlassen mußte, so schimpslich und so demütigend, wie sie in der Geschichte keines anderen Landes ein Seitenstück finden — und das, um einem Manne Platz zu machen, dessen vornehmstes, wenn nicht ausschließliches Verdienst in der persönlichen Freundschaft besteht, die ihn mit dem jetzigen Rauhreiter-Präsidenten der Vereinigten Staaten verbindet, — einem Manne, dessen diplomatischen Fähigkeiten von allen deutschen Zeitungen disher nur der "Simplizissimus" in seiner berühmt gewordenen Zeichnung gerecht geworden ist?!

Wem wäre es wohl bekannt, daß nach und trot diesen entmutigenden Ersahrungen der Deutsche Kaiser und die Deutschen Bundessfürsten mit den einst als Renegaten verachteten nach Amerika ausgewanderten Deutschen Wechselsbeziehungen angeknüpft haben, die zwar vom Reichst und alldeutschen Standpunkte aus höchst löblich zu nennen sein mögen, die aber von den amtlichen Kreisen Amerikas mit ganz anderen Augen betrachtet werden?

Wer den Gang der Ereignisse seit Beginn des spanischamerikanischen Krieges unbefangenen Auges versolgt hat, wird sich nicht der Einsicht verschließen können, daß eine noch weitere Fortsetzung dieser Politik der Frreführung der öffentlichen Meinung und des Verschweigens der Wahrheit bittere Frucht tragen und daß die beiden stammverwandten Völker eines schönen Tages die Suppe auszulöffeln haben werden, die ihnen aus selbstsüchtigen unlauteren Gründen eingebrockt wird.

Es ist mir nicht leicht geworden, dieses Buch, das die

Summe meiner Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse im Dienste der Kaiserlich Deutschen Botschaft zu Washington enthält, zu schreiben und der Welt zu übergeben. Ich nenne in demselben Dinge und Personen mit rücksichtsloser Offensheit bei ihren richtigen Namen, von der Tatsache ausgehend, daß eine Gefahr, wenn man sie kennt, zur Hälfte schon beseitigt ist. —

Mögen das Deutsche und das Amerikanische Volk die Wahrheit vernehmen und jenen dunklen Ehrenmännern, die beide Länder in einen unheilvollen Krieg hetzen wollen, das Handwerk legen, ehe es zu spät ist.

Charlottenburg, Tegeler Weg 103. Im September 1907.

Emil Witte.



I.

Der 12. März 1902. — Was dem Philadelphier "North American" aus der Bundeshauptstadt gemeldet wird. — "Hat Washington von Hollebens Abberusung verlangt?" — Die New- Yorker Blätter erscheinen in Sonderausgaben. — Der General-Direktor der "Associated Press" ersucht mich um eine Außerung für die Presse. — Ich lasse um den Besuch Dr. Mantlers, Chefs des Wolfs'schen Telegraphenbureaus, bitten. — "Keep a stiff upper lip!"

Es war in der Stadt New - York und etwa um die Mittagsstunde des 12. März des Jahres 1902, als die elektrische Glocke in dem Vorzimmer meiner Wohnung stark zu läuten begann. Gleich darauf stand ein Herr vor mir, der mir eine Karte überreichte, auf der ich den Namen "Mr. Egan, Spezial-Korrespondent der "Associated Press", las. Mit einiger Befangenheit, wie mir schien, zog mein Besucher eine noch ganz nach Druckerschwärze dustende Extra-Ausgabe der "New York World" aus der Tasche seines Überrockes und sagte, indem er mit dem Finger auf eine durch Fettdruck stark in die Augen fallende Stelle des Blattes wies:

"Ich habe Ihnen eine Empfehlung unseres General-Direktors, des Herrn Melville E. Stone, auszurichten, und er läßt Sie bitten, ihm doch Ihre Ansicht über diese Meldung zur Veröfsentlichung durch die "Associated Press" mitzuteilen."

Bitte.

Reugierig nahm ich das Blatt zur Hand und begann zu lesen. Kaum traute ich meinen Augen! Was ich da in Riesenslettern und in Sperrdruck vor mir sah, war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an das Deutsche Reich!! Ich gebe die Meldung, die von dem offiziösen deutschen Draht und den in News Jork lebenden Korrespondenten deutscher Blätter gestissentlich unterdrückt wurde, nachstehend in ihrem englischen Wortlaut wie in deutscher Übersetzung wieder:

N. Y. (Evening) World, 5. Edition Wednesday, March 12. 1902.

Has Washington asked von Holleben's recall?

Report that the German Ambassador has received his Passports and ordered to leave the Country in forty-eight hours.

Philadelphia, Pa., March 12,-

The "North American" to-day publishes the following special despatch from its Washington correspondent:

Not since the historic De Lome incident, which had its part in the beginning of the Spanish-American war, has Washington been so stirred as by the rumor to-night that one of the foreign Ambassadors has been informed that he must leave the country.

Though only a rumor, and though denied formally but without enthusiasm at the State Department, the impression persists, and is embellished with details.

Von Holleben said to be the man.

Ambassador Von Holleben, of Germany, is the foreign representative who is said to have displeased the United States Government so seriously that he has received his passports. According to report the incident will not lead to a rupture in the relations between the two countries. A gentleman, who is in a position to

learn at an early moment any important developments said to the North American correspondent to-night:

"An ambassador has received his passports and has been told to leave the country within forty-eight hours. I will not disclose his identity; the whole story will be known in a day or two. The time allowed to him has been extended from forty-eight hours to thirty days."

Intriguing in Corporation Affairs.

"There will be no international complications. The Ambassador has been intriguing in the affairs of some corporations, and it is probable that an apology will be tendered by his government in due time, thus closing the incident."

These statements were repeated to Secretary of State Hay to-night, and he was asked whether it was true that Ambassador Von Holleben had been invited to return to Germany. The Secretary denied it.

It was told by another official that Von Holleben had intended returning with Prince Henry, but had deferred his departure thirty days.

In deutscher Übersetzung:

New-Port Evening World, Mittwoch, 12. März 1902.
"Hat Washington von Hollebens Abberufung verlangt?"
Bericht, daß der deutsche Botschafter seine Fässe sowie den Befehlempfangen habe, daß Land in 48 Stunden zu verlassen.

Philabelphia, Pa., 12. März. — Der heutige "North American" veröffentlicht die folgende Spezial-Depesche seines Washingtoner Korrespondenten: Seit dem historischen De Lome Zwischenfall, der zu dem Beginn des spanische amerikanischen Krieges beitrug, ist Washington nicht so in Auferegung versetzt worden, wie heute Abend (11. März) durch das Gerücht, daß einer der ausländischen Botschafter vers

ständigt worden wäre, daß er das Land verlaffen müsse.

Obwohl nur ein Gerücht und obwohl formell, jedoch ohne Enthusiasmus, auf bem Staats-Departement in Abrede gestellt, erhält sich die Melbung und es kommen noch Einzelsheiten dazu.

Es heißt, daß von Solleben der Mann fei.

Der Deutsche Botschafter von Holleben ist der außländische Vertreter, von dem es heißt, daß er das Mißsallen der Regierung der Bereinigten Staaten sich so ernstlich zugezogen habe, daß ihm seine Bässe zugestellt worden sind. Dem Berichte zusolge wird der Zwischensall nicht zu einem Abbruch der Beziehungen zwischen den beiden Ländern sühren. Eine Persönlichkeit, die vermöge ihrer Stellung über alle wichtigen Vorgänge rechtzeitig insormiert ist, erklärte dem Korrespondenten des "North American" heute Abend:

"Ein Botschafter hat seine Pässe bekommen und ist ersucht worden, das Land in 48 Stunden zu verlassen. Ich will seine Identität nicht verraten, da die ganze Geschichte in ein oder zwei Tagen bekannt sein wird. Die ihm bewilligte Zeit ist von 48 Stunden auf 30 Tage verlängert worden.

Intriguierte in Vereinsangelegenheiten. Es wird zu keinen internationalen Verwicklungen kommen. Der Botschafter hat in den Angelegenheiten einiger Vereine intriguiert und es ist wahrscheinlich, daß seine Regierung zur passenden Zeit Abbitte leisten und so den Zwischensall schließen werde."

Diese Austassungen wurden heute Abend dem Staatssiekretär hay wiederholt und man richtete die Frage an ihn, ob es wahr sei, daß Botschafter von Holleben ersucht worden wäre, nach Deutschland zurückzukehren. Der Staatssekretär stellte es in Abrede.

Ein anderer Beamter erklärte, bag von Solleben beabsichtigt hätte, die Bereinigten Staaten zusammen mit Bring Heinrich zu verlaffen, aber daß er seine Abreise um 30 Tage verschoben hatte."

Ilm die Bedeutung des vorstehenden Telegramms vollinhaltlich zu würdigen, wolle man sich vor Augen halten, daß seine Veröffentlichung noch keine vollen 24 Stunden nach der Absahrt des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Deutschen Kaisers, der am 11. März die Kückreise nach Deutschland angetreten hatte, erfolgte. Es war ein tödlicher Insult, der dem Deutschen Kaiser durch diese Meldung zugesügt wurde, eine Provokation ohne Gleichen, die sicherlich schlimme Folgen für die guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika nach sich ziehen mußte.

Ich gab das Blatt Herrn Egan zurück, der mich neugierig und fragend anschaute. Eine künstlich geheuchelte Gleichgültigkeit zur Schau tragend, von der ich in Wahrheit nichts empfand, erwiderte ich:

"Ich bin überrascht, daß Herr Melville E. Stone sich meiner erinnert. Darf ich fragen, ehe ich Ihnen eine Antwort gebe, wie er in den Besitz meiner Adresse gelangt ist?"

Herr Egan zog die Augenbrauen in die Höhe und sann einen Augenblick nach.

"Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich es Ihnen sage. Herr Melville E. Stone hat Ihre Adresse aus Washing ton bekommen."

"Erlauben Sie mir noch eine Frage, Herr Egan. Wann haben Sie zulet Dr. Mantler gesehen?"

Dr. Mantler ist der General-Direktor des halbamtlichen Wolfsschen Telegraphenbureaus in Berlin, der im Gesolge des Prinzen Heinrich dessen Amerikafahrt mitgemacht hatte und sich nach der Absahrt des Prinzen noch kurze Zeit in New-York aushielt.

"Ich fah Dr. Mantler, ehe ich zu Ihnen kam!"

"Dann bitte ich Sie, Herrn Melville Stone mit einer

Empfehlung von mir auszurichten, daß ich mich einstweilen über die Angelegenheit nicht äußern möchte und Herrn Dr. Mantler wollen Sie sreundlichst mitteilen, daß ich noch heute seinen Besuch erwarte!"

In Herrn Egans Gesicht erschien plözslich ein anderer, offener Ausdruck. "Ich will Ihnen sagen," gestand er mir, "daß irgend eine Teufelei im Gange ist, deren Ursprung, Tragweite und Ziel mir aber fremd sind. Es scheint mir, daß man Sie irgendwie in die Affäre hineinziehen will und ich rate Ihnen daher: Keep a stiff upper lip (halten Sie die Ohren steif).

Als Berichterstatter ber "Associated Press" habe ich den Prinzen auf der Reise durch das ganze Land begleitet und er hat nicht nur mir, sondern auch allen anderen Beitungskorrespondenten gut gefallen. Bas aber Ihren Botschafter, Heiner wann! Benn er durch den für die Bertreter der Presse reservierten Baggon des prinzlichen Sonderzuges schritt, erwartete er immer, daß wir uns von unsern Sihen erheben, stramm stehen und uns vor ihm verneigen sollten, und er wurde puterrot und zornig wie ein Truthahn, wenn wir es nicht taten."

Herr Egan, der später, während des russischen Krieges die "Associated Press" in Tokio vertrat, entsernte sich mit einem freundlichen Gruße und dem Versprechen, meine Bestellung sowohl an Herrn Melville E. Stone wie an Dr. Mantler getreulich auszurichten.

Die Stunden schwanden und Dr. Mantler kam — nicht. Die Interessen des Reiches wurden persönlichen Rachegelüsten geopsert und das Unheil nahm seinen Lauf.

Wie nahe das deutsche Bolk in jenen schicksalschweren Tagen und Stunden einem Kriege mit den Vereinigten Staaten gewesen, erfährt es erft aus diesen Aufzeichnungen. H.

"D, biese naiven Amerikaner!" Naive Auffassung beutsscher Diplomaten hinsichtlich amerikanischer Naivität. — Anskündigung der Amerikasahrt des Prinzen Heinrich. — Bestonung der alten "historischen Freundschaft" zwischen dem beutschen und dem amerikanischen Bolke. — Schwere Erstrankung des ältesten Schnes des Präsidenten. — Der Prinzkommt, obwohl Bashington abwinkt. — Sein Triumphzug durch die Bereinigten Staaten. — "Lieb' Vaterland magstruhig sein." — Bas berichtete der Chef des Bundesgeheims dienstes nach Bashington? — Ein Unwetter zieht heraus. — Die kaiserliche Yacht "Hohenzollern" dampst vor dem sestsgesetten Termine aus dem Hasen von News York.

"Diese Amerikaner sind doch fürchterlich naiv; es gibt keinen Köder, den sie nicht gierig verschlucken, wenn man ihn ihnen nur mit freundlichem Lächeln und gehörig verzuckert vorsett!"

Dieser Sat, den ich in der Zeit, da ich die Ehre hatte, der Deutschen Botschaft in Washington für die Angelegenheiten der Presse attachiert zu sein, häusig aus dem Munde eines Vertrauten des Herrn von Holleben vernahm, ist charakteristisch für die Auffassung, die man in den Kreisen der deutschen Diplomatie gegenüber den Staatsmännern der Neuen Welt hegte und die zu so vielen verhängnisvollen Frrtümern führte. Nach einer Reihe böser Zwischensälle — es sei nur an die Deweh-Diederichs-Episode in der Bai von Manisa, an die unglückletige Samoa-Uffäre, an das Coghlan-Intermezzo (Hoch der Naiser!) und das Benezuela-Imbroglio erinnert — besam sich die Berliner Diplomatie plößlich auf die alte "historische Freundschaft", die Preußen seit den Tagen Friedrichs des Großen mit den Bereinigten Staaten verknüpse, und beteuerte, daß die Nordamerikanische Republik keinen treueren und aufrichtigeren Freund als das Deutsche Reich hätte. Und um der Welt im Allgemeinen und der Regierung der Bereinigten Staaten im Besonderen einen sichtlichen Beweis dieser historischen Freundschaft zu geben, wurde die Amerikasahrt des Prinzen Heinrich angekündigt.

Verwundert rieb man sich in der amtlichen amerikanischen Welt die Augen. Das Telegramm, welches die erste Kunde von dem kommenden Besuche des Prinzen enthielt, wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die "gelbe" Presse führte im ganzen Lande gerade einen wütenden Kriegstanz gegen Deutschland auf, dem man finstere Anschläge auf die Monroe Doktrin unterschob, und in Washington wiesen die Touristenschwärme, die täglich an der Deutschen Botschaft vorüberstamen, mit Fingern auf die hinter den vergitterten Fenstern sichtbaren Beamten, wobei die Führer meist sagten: "Das sind die Vertreter jener Macht, mit der wir unsern nächsten Krieg haben, und die wir verhauen werden, wie wir Spanien verhauen haben."

Konnte es befremben, daß das amtliche Washington nicht so recht an die über Nacht wieder entdeckte historische Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten glauben wollte und dem Amerikabesuche des Prinzen Heinrich andere Motive als die bekanntgewordenen untersichod? Es machte die Probe aufs Exempel, indem es die schwere Erkrankung des ältesten Sohnes des Präsidenten, Theodore Roosevelt jr., zum Anlaß nahm, um das solgende Telegramm auszugeben, welches ich genau so wiederhole, wie es in der "N. = N. = Staatszeitung" erschien:

Besuch in Frage.

Ein Aufschub der Reise des Prinzen Seinrich möglich. Rur eine entschiedene Bendung jum Bessern in dem Besinden des Sohnes des Prafidenten tann einen Aufschub des geplanten Besuchs berhindern.

Washington, 10. Febr. Wenn im Befinden von Theodore Roosevelt jr. vor dem Ende dieser Woche nicht eine
entschiedene Wendung zum Bessern eintritt, ist es wahrscheinlich, daß Prinz Heinrich von Preußen sich genötigt
sehen wird, seinen Besuch in den Ver. Staaten auf eine
spätere Zeit dieses Jahres zu verschieden.

Prompt kam darauf von Berlin die gekabelte Antwort, daß, selbst wenn das Schlimmste in dem Befinden des jungen Roosevelt eintreten sollte, kein Anlaß vorliegen würde, die Reise des Prinzen zu verschieben, da diese nicht dem Präsischenen, sondern der deutschen Bevölkerung des Landes gelte.

Wie sehr man im Weißen Hause und in den benachbarten Ministerien von dieser Antwort entzückt war, läßt sich denken.

Dann kam der Prinz. Der amerikanische Kongreß hatte den Betrag von 30 000 Dollars für seinen Empfang bewilligt, und als Gast der amerikanischen Nation reiste er im Fluge durch das Land. Die Deutschen erhoben sich wie ein Mann, um ihn zu begrüßen. Wo sich der Prinz zeigte, bildeten die Bereine gedienter alter deutscher Krieger Spalier, die deutschen Fahnen wurden geschwenkt und "Fest steht und treu die Wacht am Rhein", sowie "Deutschland, Deutschland über Alles" gesungen.

Der Prinz überzeugte sich aus eigener Anschauung und konnte seinem kaiserlichen Bruder berichten, daß er sich in einem Lande besand, in dem ein Drittel der Bevölkerung deutscher Geburt oder deutscher Abstammung und sest entschlossen ist, unter allen Umständen treu zu Deutschland zu stehen. Er

sah und überzeugte sich von der Wahrheit des Ausspruches, den einst Dr. von Holleben in kritischer Zeit einem Journassisten gegenüber getan hatte, daß nämlich jeder Krieg zwischen Deutschland und Amerika den Charakter eines Bürgerstried und Herrika den Charakter eines Bürgerstried und Herrika von Holleben Zeugen jener imposanten Massendemonstrationen der Deutschen in Amerika waren, so war es auch John E. Wilkie, der aus dem Zeitungsstand hervorgegangene Ches des Bundesgeheimdienstes, der mit einer Anzahl luchsäugiger Agenten den ganzen Triumphzug des Prinzen mitmachte, und dessen Berichte an den Präsidenten wie an das Staatsdepartement jedenfalls nicht weniger interessant und vielsagend als die des fürstlichen Gastes der amerikanischen Nation an den Deutschen Kaiser und die des Herrn von Holsleben an das Auswärtige Amt in Berlin gewesen sind.

Ein drohendes Unwetter zog sich zusammen und entlud sich in dem Augenblicke, in dem der Prinz der amerikanischen Küste den Rücken wandte. Wie ich von absolut zuverlässiger Seite gehört habe, war es ursprünglich beabsichtigt, den Holleben-Zwischenfall noch während der Anwesen zu inszenieren. Das wäre der Krieg gewesen, doch machten sich zum Glück für beide Nationen im Letten Augenblicke mächtige Einstüsse mit Ersolg geltend, die das geplante Rauhreit erst ücht ein wenn auch nicht ganz zu verhindern, so doch wenigstens um einige Tage hinauszuschieben vermochten.

Wer bisher noch nicht gewußt hat, weshalb die Kaiserliche Jacht "Hohenzollern" einige Tage vor dem bestimmt en Term in plößlich die Anker lichtete und ohne alle weiteren Formalitäten zum Hasen von New-York hinausdampste, mag hier die Erklärung für jenen seltsamen Vorgang sinden. "Wir sind in erster und in letzter Reihe dem Volke verantwortlich", sagte mir bei einer früheren Geslegenheit der amerikanische Unterstaatssekretär David J. Hill

in Washington, "und wird die Wut des Volkes einmal entsfacht, so gibt es für uns kein Zurück mehr."

Eine gütige Borsehung fügte es, daß ber kaiserlichen Dacht "Hohenzollern" das Schicksal der "Maine" im Hafen von Havana erspart blieb.

Auch "amerikanische Naivität" hat, wie man sieht, ihre Grenzen.



III.

Wie es kam, daß das Washingtoner Telegramm über die Abberusung herrn von Hollebens im Philadelphier "North American" erschien. — Auf Anraten Dr. Franz Schneiders, des Pariser Korrespondenten der "Kölnischen Zeitung", entschließe ich mich, die Geschichte meiner Berbindung mit der Botschaft niederzuschreiben. — Habent sua fata libelli! — Ein Artikel in der Wiener "Deutschen Zeitung" und seine Folgen. — Hebe der deutschen Presse gegen Amerika. — Plan zur Herausgabe einer "Korrespondenz Washington". — Ein Empsehlungsbrief des amerikanischen Geschäftsträgers in Wien. — Ich tresse in Berlin mit Botschafter von Holleben und dem Chefredakteur der "Nordbeutschen Allgemeinen Zeitung" Dr. Lauser zusammen. — Eine Ansicht des amerikanischen Geschäftsträgers in Berlin. — Meine Ankunst in Wasshington. —

Der "Philadelphia North American", welcher am Morgen nach der Absahrt des Prinzen Heinrich von Amerika zuerst und ausschließlich die Nachricht gebracht hatte, daß Herr von Holleben seine Pässe empfangen hätte und ersucht worden sei, die Bereinigten Staaten in 48 Stunden zu verlassen, ist eine der angesehensten und bedeutendsten Tageszeitungen der Bereinigten Staaten, gehört dem millionenreichen John Wanamaker, der unter Präsident Mc. Kinleh's Administration General-Postmeister gewesen war und unterhält die en gst en Beziehungen zu den jetzigen leitenden Staatsmännern in Washington. Das erklärt wohl, wie es kam, daß jenes ominöse

Telegramm aus der amerikanischen Bundeshauptstadt Aufnahme in seine Spalten sand und daß dem General-Direktor der "Associated Press", Herrn Melville E. Stone in New-York, gleichzeitig "von Washington" meine Abresse mit dem Ersuchen mitgeteilt wurde, mich zu einer Außerung über die Meldung des Philadelphier Blattes zu veranlassen.

Wie aber kam es, daß die Machthaber in Washington meine Abresse kannten und mich mit der von ihnen ausgegangenen Depesche in Zusammenhang brachten?

Die Antwort auf diese Frage bildet einen bemerkenswerten Beitrag zur Geheimgeschichte unserer Tage, und mit Kücksicht auf das gewaltige Interesse, welches die große Öffentlichkeit an der Ausbeckung jener dunklen Vorgänge besitzt, will ich nicht zaudern, hier die Wahrheit zu Papier zu bringen, und zwar die volle Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Habent sua fata libelli!

Alls ich im Jahre 1900 zum Besuch der Weltausstellung in Paris weilte, traf ich mit Dr. Franz Schneider von der "Kölnischen Zeitung" zusammen, der nacheinander in sechs verschiedenen europäischen Hauptstädten Berichterstatter der rheinischen Wetterfahne gewesen und mit dem ich von London aus bekannt war. Er riet mir dringend dazu, meine Erinnerungen niederzuschreiben, solange sie noch frisch in meinem Gedächtnis wären und meinte, daß sie als Beiträge zur Zeitgeschichte von großem Werte seien. Ich folgte seinem Rate, griff zur Feder und hielt meine Erinnerungen an die Zeit fest, in der ich im Dienste des deutschen Reiches für die Pflege der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern in der amerikanischen Presse eintrat, ohne mir dabei träumen zu lassen, welche folgenschwere, ja fast tragische Rolle dem kleinen unscheinbaren Manustript vom Schickfal beschieden war. Ich vollendete es, erleicherte durch die Arbeit mein bedrücktes

Herz und schloß es in meinen Koffer, wo es liegen blieb, — bis Washington Besitz davon ergriff. Ich fann nichts besseres tun, als das ganze Manustript hier vollinhaltlich wiederzugeben, da es die Erklärung der späteren Borgänge enthält und Licht über die Machenschaften verbreitet, die schließlich zu dem melodramatischen Finale der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich führten.

Der Chef des amerikanischen Bundesgeheimdienstes, John E. Wilkie in Washington, hat das Manuskript wieich allen Grund zu glauben habe, zur Kenntnis der Mitglieder des Senats-und Sauskomitees für auswärtige Angelegenheiten und noch höherer Stellen gebracht, und dadurch die Aktion gegen Herrn von Holleben veranlaßt!

Es gibt schickfalsschwere Augenblicke im Menschenleben, die sich, mit allen ihren Begleitumständen unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen. Ein solcher Augenblick war mir am Samstag Nachmittag, den 23. April 1898, beschieden, und ich erinnere mich heute, nach so vielen Jahren, jeder Einzelheit noch so klar und deutlich, als ob es gestern gewesen wäre. Ich gehörte damals der Schriftleitung der nationalen Wiener "Deutschen Zeitung" an, die mich an die Spike ihres Ressorts für auswärtige Angelegenheiten gestellt hatte. Als einziger Nicht-Österreicher in der Redaktion hatte ich in meiner redaktionellen Tätigkeit vielfach mit der offenen und versteckten Untipathie meiner mehr oder minder geschätzten Kollegen zu kämpfen, die nie über den Dunstkreis der schönen Raiserstadt an der blauen Donau hinausgekommen und in ihren Unsichten, soweit sie außerösterreichische Verhältnisse betrafen. daher recht beschränkt, wenn nicht engherzig und philiströß. waren. Es bilbete sich ein scharfer Gegensatz heraus, ber an

dem Nachmittage jenes historisch denkwürdigen Tages zu einem Aufeinanderplatzen der widerstreitenden Geister führte.

Da die eingelaufenen Telegramme des K. K. TelegraphenKorrespondenz-Bureaus keinen Zweisel mehr darüber ließen,
daß der seit der Explosion der "Maine" im Hafen von Havana
drohende Krieg unvermeidlich geworden war, ja tatsächlich
schon angesangen hatte, wenn auch die amtliche Kriegserklärung noch nicht vorlag, so bildete der spanisch-amerikanische
Konslikt das logische Thema für den fälligen Leitartikel, und
die Aufgabe, ihn zu schreiben, siel mir zu. Ich war schon
ziemlich weit mit meiner Arbeit vorgeschritten, als der Herausgeber des Blattes, Dr. Theodor Wähner, ein wohlwollender,
aber etwas bornierter Mann, erschien. Kun entspann sich das
solgende dramatische Zwiegespräch:

Dr. Wähner: "Nun, meine Herren, worüber schreiben wir denn heute?"

Ich: "Herr Doktor, der Krieg ist da und ich habe bereitst einen Artikel in Arbeit."

Dr. Wähner: "Aber natürlich dürfen wir den Amerikanern nicht gestatten, ihre Flotte nach Europa zu schicken und die spanischen Häfen zu beschießen."

Ich: "Sie sind heute bei gutem Humor, Herr Doktor, aber ernstlich gesprochen, ich erkläre in meinem Artikel, daß unsere Sympathien Amerika gehören."

Dr. Wähner: "Sie können das unmöglich ernst meinen und wollen Ihren Scherz mit mir treiben, nicht wahr?"

Ich: "Fällt mir nicht im Mindesten ein. Ich habe, wie Sie wissen, in Amerika gelebt, kenne die Verhältnisse und kann nicht gegen Amerika schreiben."

Dr. Wähner: "Das geht auf keinen Fall! Die Königin-Regentin von Spanien ist eine österreichische Erzherzogin, die Österreicher sind ein katholisches Volk wie die Spanier und stehen in ihrer Gesamtheit auf Seiten der Glaubensgenossen, außerdem ist Amerika eine Republik, und als monarchisch regiertes Land, als loyale Staatsbürger, können wir nicht mit einer Republik sympathisieren. Also — es bleibt dabei! Wir sind für Spanien und gegen Amerika!"

Ich: "Ich bedaure Ihren Standpunkt nicht teilen zu können und nuß Sie daher bitten, einen andern Redakteur zu suchen, um solche Leitartikel zu schreiben."

Mit diesen Worten zerriß ich den von mir begonnenen Artikel, warf ihn in den Papierkord, griff nach Hut und Stock und schickte mich an, das Zimmer zu verlassen, als Dr. Wähner mir nacheilte und mich ersuchte, meinen Standpunkt in einer Redaktionskonserenz zu vertreten. Es kam zu einer stürmischen Auseinandersetzung, die damit endete, daß mir freie Hand gegeben wurde, so zu schreiben, wie ich es für gut besand. Zum Schluß ließ Dr. Wähner, der gern einen guten Tropfen trank, eine Flasche Hennessen und die Harmonie war wieder herzgestellt. Ich ging auf meinen Platz zurück, holte aus dem Papierkord das zerrissene Manuskript hervor, klebte die einzelnen Teile sein säuberlich nebeneinander und beendete dann, noch immer in heftiger Aufregung, meinen Artikel.

Er erschien in der Sonntagsausgabe der "Deutschen Zeistung" vom 24. April 1898 und sei nachstehend im Wortlaut wiedergegeben, nicht nur, weil er die damals in den deutschen Ländern Europas herrschende amerikasseindliche Stimmung vortrefslich beleuchtet, sondern mehr noch, weil er politische Konsequenzen ersten Ranges nach sich zog, so die ern ste Gesahr eines Krieges zwischen Amerika und Deutschland und den in den Annalen der deutschen Diplomatie beispiellosen Fall des kaiserlich en Botschafter in Washington! Ich gestehe unzumvunden, daß, hätte ich in die Zukunst schauen können, mein Artikel nicht das Licht der Welt erblickt hätte. Er lautete:

Für oder wider Amerifa?

Wien, 23. April 1898.

Unfere Lefer wissen, daß es das Verdienft der "Deutfchen Leitung" ift, zuerst auf die fcmachvollen Vorgange bei dem Mordprozeß von Lattimer in Pennsplvanien hin= gewiesen und energisch bas Gintreten der Regierung für die gemordeten und verwundeten Angehörigen unferer Monarchie gefordert zu haben. Es ware bas eigentlich die Bflicht der sozialdemokratischen und flavisch-ungarischen Presse gewesen, da die Opfer des Gemetels von Sagleton burch= wegs flavische und magnarische Arbeiter waren; aber wie fo oft mußte auch in diefem Falle der Deutsche die Pflicht des Magyaren und Slaven erfüllen, denn dieje rührten teine Feder für ihre im Austande meuchlings niedergeschoffenen Brüder. Es wird unseren Lefern ferner erinnerlich fein, daß wir im Anschluß an den Prozeg von Lattimer wie an den Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft von New-Nork auf das Entschiedenste von jeder Auswanderung nach den Bereinigten Staaten abrieten und Sudamerifa als geeignetes Auswanderungsfeld in Borichlag brachten, wo die dorthin auswandernden Deutschen dem Deutschtum erhalten bleiben, während fie in ben Vereinigten Staaten Gefahr laufen, ihr Deutschtum zu verlieren. Wenn wir heute auf Diese Tatsachen zurücksommen, so geschieht es nur, um ausbrücklich zu betonen, daß Niemand uns eine parteiische Voreinge= nommenheit für die nordamerifanische Republik vorwerfen fann. Dasfelbe Gerechtigkeitsgefühl aber, bas uns veran= lagte, für die gemordeten Claven und Magnaren einzutreten, bas uns im Vorjahre bewog, die Sache Rretas und Griechen= lands hochzuhalten, zwingt uns heute, wo zwischen den Bereinigten Staaten und Spanien ber Rrieg ausgebrochen ift, unferen Standpunkt offen und ehrlich barzulegen. tun das auf die Gefahr bin, wiederum mit unserer Unsicht allein bazuftehen, und uns wiederum ben Born angeblich 23 itte. 2

nationaler Blätter, die für die unveräußerlichen Menschen= rechte eines jeden Bolfes einzutreten vorgeben, zuzuziehen.

Gine ber traurigften und widerwärtigften Ericheinungen des öffentlichen Lebens, das politische Pharisaer= und Heuch= lertum, feiert aus Unlag des Prieges wieder einmal form. liche Drgien. Unbeschadet ihrer politischen Richtung haben fich bie Blätter faft aller europäischen Staaten zu einer Setze schlimmfter Urt gegen die nordamerikanische Republik susammengefunden. Bereint schlagen liberale, konservative und flerikale, philo= und antisemitische wie "nationale" Organe auf den armen Ontel Sam los, beffen Politit als "nadte, brutale Eroberungspolitit niedrigfter Urt, als ichnobefter Rechtsbruch, als gemeinfte Beutegier" und fo fort gebrandmarkt wird. Sonderbarerweise nehmen aber dieselben Blätter bezüglich ber Auslandspolitif ihrer eigenen Staaten eine gang andere Stellung ein, indem fie an diefen verteidigen und für gut befinden, mas fie jett an ben Ber= einigten Staaten verdammen. Erft vor wenigen Tagen verlangte ein angesehenes Berliner nationales Blatt, daß bas Deutsche Reich fich die Alleinherrschaft auf den Samoa= Infeln sichere, weil der deutsche Sandel dortselbst in den letten Sahren fast ganglich zusammengeschrumpft fei. Dasfelbe Blatt wirft aber in den schärfften Ausbruden ber ameri= tanischen Regierung ihre räuberischen Absichten auf Cuba vor, obwohl der Wert der Ausfuhr Amerikas nach der "Berle ber Antillen" ein unvergleichlich höherer als ber des Deutschen Reiches nach Samoa und beshalb auch der von bem Sandel der Bereinigten Staaten erlittene Schaben ein unvergleichlich größerer ift. Sin diesem Augenblid geht die Aufteilung des chinesischen Reiches in europäische Interessensphären, Die fogenannte "Berpachtung ber chinesischen Provinzen auf 99 Jahre" vor fich, und zwar unter bem lebhafteften Beifall berfelben Breffe, die jett gegen die "rechtsbrüchige, beutegierige, brutale Nankee-Nation" wettert. Nach dem Dafürhalten aller Unparteiischen aber ist der Rechtsanspruch der nordamerita= nischen Union de facto ein weit größerer als ber aller ber Regierungen, die deutsche inbegriffen, zusammengenommen, die jest aus bem Reich ber Mitte die fettesten Biffen für ihren Länderhunger herausschneiben. Die Logit jener Blätter verlangt aber, daß, was Europa in China zu tun gestattet, Amerika auf Cuba verboten fei. Der Widerfinn biefer Logik follte einem Jeden einleuchten. Wollte die nordameri= fanische Union Cuba wirklich annektieren, so hatte fie aus geographischen, politischen, tommerziellen, humanitäts= und anderen Gründen bas größte Unrecht barauf. Die Union denkt indes nicht daran, denn wie Bräsident McKinlen erft heute dem "Times"=Rorrespondenten erflätte, bielten er und die Regierung der Bereinigten Staaten fich durch ihre feierliche Zusage gebunden, Cuba in keinem Falle zu annektieren. Gine Unnexion Cubas ware unehrenhaft; Alles ware nur eine Sache ber humanität, und fein Biel mare die Befreiung Cubas von ber fpanischen Herrschaft. Cuba folle eine Republit werden unter dem Schute Ameritas, aber er hoffe, daß es nicht lange Zeit nötig fein werde, ameritanische Truppen auf Cuba zu halten. Go die Versicherung bes Brafidenten, ber fich in dem gangen bisberigen Berlauf der Rrife als ein kluger, besonnener und vor Allem als ein ehrenhafter Politiker bewiesen hat. Es liegt durchaus kein Unlag vor, feine Worte nicht ernft zu nehmen. Sollten Die Ereignisse sich aber mächtiger erweisen, als der menschliche Wille, fo ware es unferes Erachtens für Cuba das größte Glück, wenn es als neuer Stern in die nordameritanische Union aufgenommen und unter bem Sternenbanner ber Segnungen des Fortschrittes und der Rultur, die ihm fo lange verfagt geblieben, teilhaftig würde.

Unfere Sympathien in biefem Kriege gehören ber Union, die ja so stark von germanischen Elementen durchsetzt ist, daß New-Pork nach Berlin und Wien als die größte deutsche Stadt der Welt gilt. Welche Familie in Österreich oder im Deutschen Reiche hätte nicht teuere Angehörige oder Freunde, die "driiben" jenseits des großen Wassers weilen und sich jetzt vielleicht anschieden, ihr Blut für die Sache ihres Aboptivvaterlandes zu vergießen?! Auch aus volkswirtschaftlichen Kücssichten sollte man sich wohl in Acht nehmen, die Vereinigten Staaten vor den Kopf zu stoßen oder en bagatelle zu behandeln, da sie für unseren schwer darniederliegenden Exporthandel auf absehbare Zeit noch immer eines der bedeutenosten und aussichtsvollsten Absache gebiete bilben.

Und noch ein Moment fällt für die Beurteilung unscres Standpunktes zu den kriegführenden Mächten ins Gewicht. Die große nordamerikanische Republik ist ein warnendes Menetekel für alle europäischen Fürsten und Regierungen, die auf den Absolutismus zusteuern. Ohne Union würde es heute um die bürgerliche Freiheit in Europa schlecht bestellt sein. Wir glauben nicht sehlzugehen, wenn wir annehmen, daß die Sympathien aller Freiheitssreunde in dem spanisch-amerikanischen Ariege auf Seiten der Vereinigten Staaten stehen, die berufen sind, das weltgerichtliche Strasurteil an Spanien für seine vielhundertjährige Mißwirtschaft wie in seinen früheren Kolonien so auf Euba, zu vollziehen.

Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem Aufsehen zu machen, das der Artikel in beiden Hemisphären hervorrief. Er wurde von den Depeschen-Agenturen vollinhaltlich nach Amerika gekabelt und rief dort ebenso freudige Überraschung, wie in den hohen Kreisen Wiens und Berlins Arger und Verstimmung hervor. Ich bin kein eitler, selbstgefälliger Mensch und liebe es nicht, mein eigenes Lobzu blasen, aber Niemand, der den Artikel kritischen Augeslieft, wird mir bestreiten können, daß ich in jenen bewegten Tagen der einzige Journalist war, der die deutsche Presse

vor der Torheit warnte, die Vereinigten Staaten in der Stunde ihrer Gefahr mit Kot zu bewerfen. Meine Stimme blieb die eines Predigers in der Büste. Hätte man auf sie gelauscht, so würde das deutsche Reich heute als erster und einziger Freund Amerikas groß dastehen, und das widrige Schauspiel demütigenden Nachlausens und speichelleckerischen Buhlens um die amerikanische Gunst, das die Leiter der deutschen Politik seit dem Schluß des spanisch-amerikanischen Krieges aufsühren, wäre der Welt erspart geblieben.

Am Tage nach dem Erscheinen meines Artikels ging dem Herausgeber der "Deutschen Zeitung" ein Dankesschreiben des amerikanischen General-Konsuls in Wien, Carl Baily Hurst, zu; ich selbst wurde in den nächsten Monaten mit dem Geschäftsträger der amerikanischen Gesandtschaft, Charles V. Derdlisk a, bekannt, der sich frei und offen gab, zwangslos mit mir über die Verhältnisse auf beiden Seiten des Dzeans plauderte und schließlich den Gedanken in mir erweckte, nach Washington überzusiedeln, um von dort eine Redaktions-Korrespondenz sür die Zeitungen in dem deutschen Reiche, Österreich und der Schweiz herauszugeben.

Es hieße über den Rahmen dieser Darstellung hinausgehen, wollte ich auch nur auszugsweise eine Sammlung deutscher Zeitungsstimmen aus den ersten Monaten des Krieges hier wiederzugeben versuchen. Es genüge die einssache Feststellung der unwiderlegbaren Tatsache, daß ein wütender Sturm maßlosen Hasses, unvernünftiger Mißgunst und Eisersucht gegen die Bereinigten Staaten durch den deutschen Blätterwald brauste, und daß es namentlich die der Regierung nahestehenden Blätter waren, die die Amerissahes am lautesten betrieben. Die unglüchselige De wehse Die der ich se Episode vor Manila, bei der die Schuld auf deutscher Seite lag, wie mir in Washington später Dr. U. von Mumm*) unter vier Augen eingestand, trug dazu bei,

^{*)} Der jetige beutsche Botschafter in Tokio.

noch mehr Öl ins Feuer zu gießen, und die unfreundliche Haltung der deutschen fand ihren Widerhall in der ameristanischen Presse, deren Berliner Korrespondenten, an der Spike Wolf von Schierbrand als Vertreter der "Associated Press", getreulich jede gehässige Zeitungsstimme als symptomatisch für die Stimmung im deutschen Reiche nach Amerika kabelten.*) So wurde ein nicht unbedeuklicher Zustand geschaffen, der das Schlimmste für die Zukunst bestürchten ließ.

In jene Zeit siel mein Meinungsaustausch mit dem amerikanischen Geschäftsträger in Wien, Charles B. Herdliska, über den Plan der Herausgabe einer Washingtoner Korrespondenz für deutsche Zeitungs-Redaktionen. Herr Herdliska erklärte mir, daß die Administration in Washington einem solchen Plan durchaus wohlwollend gegenüberstehen würde und versprach mir serner, den ganzen Einsluß der Gesandtschaft in der amerikanischen Bundeshauptstadt für das Geslingen meines Vorhabens einzusehen. Wer wollte es mir wohl verdenken, wenn sich nach und nach der — ich schreibe

^{*)} Diese unfreundlichen Zeitungsstimmen aus dem deutschen Blätterwalbe werden von der amerikanischen Presse bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wieder zum Abdruck gebracht. Besonders groß hierin ist der "New-York herald", in dessen Spalten ich wiederholt ber nachstehenden Blütenlese aus deutschen Zeitungen begegnete:

Die "Kölnische Zeitung" schrieb am 22. April 1898: "Unsere Sympathie gehört Spanien, weil bieses das Bölkerrecht repräsentiert".

— "Kreuzzeitung" vom 20. April: "Die niedrigsten Motive verursachten biesen Krieg". Bom 27. April: "Ossen Kaubgier sührte diesen Kriegherbei". — Die "Bossische Zeitung" vom 8. April: "Das amerikanische Bolt hat nicht das Recht, sich gleichzeitig "die Molle des Richters und Diktators" anzumaßen. Bom 10. April: "Die gauze amerikanische Republik wurde durch Verletzung der Rechte anderer Bölker begründet". — "Tägliche Rundschau:" "Amerikanische Politiker sind Geldsack-Patrioten, die sich von den Industrie-Millionären kausen und verkausen lassen. Ihr Gott ist der Mammon und sie verraten ihr eigenes Land". —

es auf Grund meiner seitherigen Ersahrungen — nawe Glaube in mir festsetze, daß ich berusen sei, auf dem selbsterwählten Felde mein bescheidenes Teil zu einer Überbrückung der Gegensätze zwischen den beiden stammverwandten Volkern und zu einer besseren Verständigung, wenigstens in der Presse, beizutragen! Ich holte die Gutachten der maßgebenden Journalisten in Wien über eine Washingtoner Korrespondenz ein und begegnete sast überall freundlichen und aufmunternden Worten. Da das Verliner Auswärtige Amt und seine Satelliten später meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern versuchten, erscheint es mir angebracht, einige der mir zugegangenen Zustimmungsschreiben in ihrem Wortlaut mitzuteisen.

Herr Morit Ring, Redakteur des "Neuen Wiesner Tagblatt", schrieb mir unter dem Datum des 5. Sepstember 1898:

"Sehr gechrter Herr! Die Herausgabe des von Ihnen projektierten journalistischen Unternehmens in Washington halte ich sür eine durchaus glückliche Idee, deren Lebensfähigkeit keinem Zweisel unterliegen kann. Der von Ihnen entworsene Plan wie nicht minder Ihre bisherige publizistische Tätigsteit, sowie Ihre ganze Parsönlichkeit können wohl als Bürgsschaft für das Gelingen des Unternehmens angesehen werden. Seien Sie überzeugt, daß ich gerne bereit bin, das von Ihnen in Angriff zu nehmende Werk in den Kreisen meiner journalistischen Bekannten auss Beste zu empfehlen."

Uhnlich äußerten sich Dr. Johannes Meißner Bertreter der "Kölnischen Zeitung", H. Greindl, Bertreter der "Kölnischen Zeitung", H. Greindl, Bertreter der "Hölnischen Rachrichten", Paul Dehn aus Friedenau bei Berlin, ein dem Auswärtigen Amte nahestehender Journalist, und andere bekannte Männer der Presse. Von dem amerikanischen Geschäftsträger in Wien erhielt ich das nachstehende Schreiben, das für sich selbst spricht:

Legation of the United States of America.

Vienna, Austria, September 7, 1898.

Dear Sir,

I have your letter of the 31rst of August, 1898, informing me of your intention to establish a newspaper agency in Washington, the Washington Correspondence, for the supply of the Press in the German Empire. Austria-Hungary and Switzerland.

I quite agree with you that the present juncture is highly favorable for such a venture which, if properly worked, ought certainly to exercise a favorable influence in the direction of developing in all spheres the existing friendly relations between the United States and the German speaking countries of Europe. There can be no doubt that European public opinion on American affairs is far from being as enlightened and well-informed as could be desired, and that your proposed agency might do great service in the prevention and removal of prejudices, difficulties and misunderstandings calculated to damage the interests of the Old World no less than those of the New.

The good impression produced upon me by your knowledge of our affairs as well as by your newspaper articles justifies me in wishing you every success in your enterprise and in anticipating from it a useful influence upon public opinion in the sphere to which it will extend.

L remain

Yours very sincerely Charles V. Herdliska, Chargé d'Affaires ad interim of the United States in Vienna. (Übersetzung vorstehenden Briefes.) Wien, Desterreich, 7. September 1898. Geehrter Herr!

Ich erhielt Ihren Brief vom 31. August 1898, worin Sie mich von Ihrer Absicht verständigen, in Washington eine Zeitungsnachrichten-Agentur, die "Korrespondenz Washington" zu begründen, um einen Nachrichtendienst für die Presse im deutschen Reiche, Österreich und der Schweizeinzurichten.

Ich stimme mit Ihnen vollständig darin überein, daß die gegenwärtige Zeitlage einem solchen Unternehmen äußerst günstig ist und daß dieses, wenn richtig betrieben, sicherlich nach jeder Richtung hin einen heilsamen Einsluß hinsichtlich der Entwicklung der bereits bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Bereinigten Staaten und den Deutsch sprechenden Ländern Europas aussiben wird. Es tann keinem Zweisel unterliegen, daß die öffentliche Meinung in Europa über amerikanische Angelegenheiten gar nicht so erleuchtet und gut unterrichtet ist, wie wohl zu wünschen wäre, und daß Ihre geplante Agentur sich durch die Bershütung und Beseitigung von Vorurteilen, Schwierigkeiten und Mißverständnissen, die auf Schädigung der Interessen der alten nicht weniger als der neuen Welt berechnet sind, sehr verdient machen könnte.

Der gute Eindruck, den Ihre Kenntnis unserer Unsgelegenheiten sowie Ihre Zeitungsartikel bei mir hervorgezusen haben, rechtsertigt es, wenn ich Ihnen zu Ihrem Unsternehmen den besten Erfolg wünsche und von ihm einen ersprießlichen Einstuß auf die öffentliche Meinung in allen Richtungen voraussehe, auf die es sich ausdehnen wird.

Ich verbleibe

Ihr aufrichtig ergebener Charles B. Herdlista, Geschäftsträger ber Bereinigten Staaten in Wien. Von Herrn Herdliska empfing ich außerdem ein in den wärmsten Ausdrücken abgefaßtes Einführungsschreiben an den Staatssekretär in Washington, den Achtbaren John Han. Herr Greindl nahm Veranlassung, sich auf der deutschen Vorschaft in Wien über mein Vorhaben zu äußern und teilte mir später mit, daß der erste Legationstat, Prinz Lychnows = ti, empsehlend über den Plan nach Berlin berichtet habe.

Ru Anfang Oktober 1898 verließ ich mit meiner Familie Wien und trat, von den besten Hoffnungen beseelt, die Fahrt nach Washington an. Auf meiner Reise machte ich zuerst in Berlin Station, wo ich einen Einführungsbrief an den damaligen Chef-Redakteur der "Norddeutschen Allgemeinen Reitung", herrn Wilhelm Laufer, abgab. Lauser, der sein ganzes Leben lang ein "patriotisches Reptil" gewesen ist, d. h. seine Feder bald dieser, bald jener Regierung zur Verfügung gestellt hat, entpfing mich auf das Liebens= würdigste und äußerte sich mit einer geradezu verblüffenden Offenheit über hohe und höchste Personen. Von dem Botschafter von Holleben erzählte er mir, daß er von Stuttgart her, wo die Erzellenz früher preußischer Gesandter gewesen, gut Freund mit ihm sei. "Herr von Holleben kommt oft zu mir auf die Redaktion," fügte er mit lustigem Augenzwinkern hinzu, "und wir haben manches Plauderstündchen, soweit "seine Berhältnisse" ihm dazu Zeit lassen. Er wohnt in Berlin stets im Hotel Briftol und ich rate Ihnen entschieden, ihm während der Daner Ihres hiefigen Aufenthaltes Ihre Aufwartung zu machen."

Im weiteren Verlause unserer Unterredung gab ich Herrn Lauser Kenntuis von meinem Plau, in Washington eine Korrespondenz herauszugeben. Diese Mitteilung schien ihn zu verblüssen. Er schwieg einige Augenblicke und richtete dann unvermittelt die Frage an mich, ob ich Herrn Paul Paed ich etenne, der der Redaktion der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" angehöre.

"Nur vom Hörensagen", erwiderte ich und verschwieg dabei, daß ich nicht das Beste von Herrn Haedicke und dessen früheren Aufenthalt in Chicago gehört hatte.

"Haedick ist ein gescheidter Kopf," bemerkte Herr Lauser, "er hat in der "Kreuzzeitung" Briese "Aus meinem ameristanischen Exil" veröffentlicht und dadurch das Wohlgesallen der maßgebenden Kreise in der Wilhelmstraße für sich zu erwecken verstanden."

· Eine kurze Pause folgte. Dann wandte er sich plötslich an mich mit den Worten:

"Ihr Plan, eine Korrespondenz in Washington herauszugeben, hat mich einigermaßen überrascht. Ich glaube Ihnen sagen zu dürsen, daß ich seit geraumer Zeit an der Gründung einer Gesellschaft zur Legung eines deutsch-atlantischen Kabels nach Amerika arbeite und daß ich dem Ersolge nahe din. Ich will hoffen und wünschen, daß sich Ihr Plan mit dem meinen verbinden und sich eine Grundlage sinden lassen möge, auf der wir gemeinsam für die gleichen Interessen wirken könnten. Und noch eins: Vergessen Sie nicht, auf dem Auswärtigen Amte vorzusprechen."

Ich entschloß mich, Dr. Lausers Ratschläge zu befolgen. Ich suchte Dr. von Holleben im Hotel Bristol auf und legte ihm kurz meinen Plan vor. "Herr Dr. Lauser hat mir bereits von Ihnen erzählt," so begann er, "es freut mich, daß die Amerikaner solch' Interesse an der Förderung der guten Beziehungen zwischen der alten und der neuen Welt nehmen und ich erkläre mich bereit, Ihr Unternehmen in jeder Weise zu unterstüßen. Da ich noch einige Wochen hier bleibe, werde ich Sie einstweilen meinem ersten Sekretär, Baron von Sternburg, avisieren und empfehlen. Kennen Sie übrigens Herrn Reg in ald Schröder, den Washingtoner Korrespondenten der "New- Yorker Staats-Zeitung"? Das ist ein sehr vielseitiger und verwendbarer Mann, der der Botschaft größe Dienste erweist."

Ich entgegnete, daß ich mit diesem Herrn ein oder zweismal zusammengetroffen sei, aber von ihm eigentlich nichts weiter wisse, als daß er den zweiselhaften Ruhm für sich besanspruchen könne, der Totengräber von Frank Leslie's "Deutsscher Illustrierter Zeitung" gewesen zu sein.

"Ich seine, daß Sie gut informiert sind," bemerkte der Botschafter. "Kennen Sie auch den Grafen Seden dorff".

"Ist das nicht ein einstiger deutscher Marineoffizier mit einer ziemlich romantischen Geschichte, der die "New-York Tribune" in Washington vertritt?" lautete meine Gegenfrage.

Meine Antwort schien ihn zu überraschen. Er rückte sich seinen goldenen Kneiser zurecht, musterte mich durchdringend und sagte dann nach einer Weile, indem er mir die Hand bot: "Nun, es hat mich sehr gesreut, Sie kennen zu lernen. Also, auf Wiedersehen in Washington!"

Das Auswärtige Amt zeigte sich, als ich dort vorsprach, bereits durch Dr. Lauser und Herrn von Holleben über meinen Plan informiert und versprach, mein Unternehmen im Auge behalten zu wollen.

Grade um jene Zeit war in London die Veröffentlichung von Busch zum em oir en" erfolgt. Sie bildeten die Sensation des Tages und wo immer ich auch vorsprechen mochte, kam das Gespräch auf die Enthüllungen des einstigen Vismarckschen Leibjournalisten. So auch auf der amerikanischen Botschaft, wo ich dem ersten Sekretär, Herrn Jackson von Vrin der hofft, einen mir von seinem Wiener Kollegen mitgegebenen Empfehlungsbrief überreichte. Herr Brindershoff war erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, wünschte meinem Unternehmen allen nur denkbaren Erfolg, fügte aber hinzu, er glaube nicht, daß irgendwelche Buschs auf ameriskanischem Boden gedeihen und prosperieren könnten.

^{*)} herr Brinderhoff ist jest Gesandter ber Bereinigten Staaten für Griechenland und die Balfanländer.

Es waren aber noch kaum drei Monate seit jener Unterredung vergangen und ich sand mich der Deutschen Botschaft
in Washington "für Preßangelegenheiten", wie der landläusige Unsdruck ist, attachiert und bezog mein Einkommen aus dem geheimen Dispositionssonds in Berlin für Dienste, die nicht sehr von denen verschieden waren, die der verstorbene Morits Busch Deutschlands erstem Kanzler geleistet hat.

Wie ich abgehalten wurde, meine ursprüngliche Absicht, auszuführen, nämlich eine deutsche Zeitungskorrespondenz herauszugeben, und wie es kam, daß ich mehr als ein Jahr lang die Rolle eines Morit Busch in der amerikanischen Bundesshauptstadt zu spielen hatte, ergibt sich aus meiner solgenden Darstellung.

IV.

Auf Bunsch Herrn von Hollebens versasse ich eine Tentschrift für das Auswärtige Amt in Berlin. — Distatorische Tatstit Seiner Exzellenz. — Die Doppelrolle Baul Haedicks. — Das Bolsssschenz. — Die Doppelrolle Baul Haedicks. — Das Bolsssschen Studiert mich der Botschaft für Preßansgelegenheiten. — Allgemeine Instruktionen. — Nur keine persönlichen Angrisse auf den Botschafter! — Bie Herr von Holsehen von einem westlichen Journalisten übertölpelt wurde. — "Uncle Sams American Eagle." — "American German Review". — Meine Mission bei der "News Jork Sun". — Bom guten Ton im Umgang mit der Presse.

In Washington angekommen, entbeckte ich bald, daß die Hoffnungen und Erwartungen, die mich über den Ozean geführt hatten, zum mindesten verfrüht waren und daß man auf meine Kosten eine kleine diplomatische Komödie aufführte, in der ich die Rolle des Dupierten spielte. Herr von Sternburg empfing mich allerdings, wie ich gern zugebe, auf das freundschaftlichste, teilte mir jedoch gleichzeitig mit, er habe kategorische Instruktionen vom Botschafter empfangen, mich zu ersuchen, in Sachen meiner "Korrespondenz Washington" teinen Schritt vor Ankunst Seiner Erzellenz zu unternehmen. Auch Herr von Holleben tras wieder in Washington ein und ersuchte mich, ihm eine Denkschrift zum Gebrauch des Ausswärtigen Amtes in Berlin auszuarbeiten und darin das Programm meiner Korrespondenz zu entwickeln. Ich kam diesem Ersuchen nach, erhielt aber nach einiger Zeit meine Denks-

schrift, mit handschriftlichen Unmerkungen des Botschafters versehen, zurud, auf Grund derer ich sie noch einmal umzuarbeiten hatte. Es vergingen wiederum einige Wochen; da plöhlich wurde ich eines Tages aufgefordert, nach New-York zu reisen, um dort mit einem soeben aus Deutschland eingetroffenen Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes Rücksprache zu nehmen. Ich reiste nach New- Nork und fand, daß der Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes kein Anderer als der Vertreter der halbamtlichen Continental Telegraphen-Gesellschaft (Wolffs Bureau), herr Baul haedicke, war, der, wie er mir unter vier Augen gestand, nach Amerika entsandt worden war, um eine Kontrolle über die "Associated Press" auszuüben, in deren New- Norker Centrale er sein Bureau aufschlug, und um ferner den von mir in Anregung gebrachten Gedanken der Herausgabe einer deutsch=amerikani= ichen Zeitungskorrespondenz zu verwirklichen. Er beglückwünschte mich in chnischer Weise zu der Vortrefflichkeit meines Gedankens, der dem Auswärtigen Amt derart gefallen habe, daß es sofort beschloß, Riemand anders als das von ihm abhängige offiziöse Wolff'sche Bureau mit der Veröffentlichung zu betrauen.

In schlechter Laune kehrte ich nach Washington zurück, und erklärte meinen Freunden von der Deutschen Botschaft, daß ich in der Verwirklichung meines Vorhabens durch das Wolffische Bureau einen schamlosen geistigen Diebstahl erblickte, gegen den ich mich mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln zur Wehr setzen würde. Dies fand an einem Sonnabend statt. Am Montag darauf wurde ich durch einen Eilbrief auf die Botschaft gerusen, wo Herr von Holleben mir den Antrag stellte, als "Preß-Attache" in den Dienst der Botschaft zu treten und in dieser Eigenschaft an dem großen Werke der Ansbahnung eines besseren Einvernehmens zwischen Amerika und Deutschland mitzuarbeiten. Als monatliche Entschädis

gung für meine Bemühungen wurde mir ein Gehalt von 150 Dollars angetragen. Es blieb mir unter den Umständen kaum etwas anderes übrig, als auf den Antrag einzugehen. Es regte sich auch der Instinkt des Journalisten in mir, der mir sagte, daß ich eine derart seltene Gelegenheit, einen Einblick in das geheime Getriebe der hohen Diplomatie zu erhalten, nicht von der Hand weisen dürste. Sicherlich gab es unter dem Heer von Zeitungskorrespondenten in Washington wenige, die den Antrag abgelehnt hätten! Ich kann nicht behaupten, daß mir meine plögliche Besörderung zum Kang und Charakter des Botschaftsossiziosus besondere Freude oder Genugtuung bereitet hätte, doch glaubte ich immerhin in der neuen Stellung mein bescheidenes Teil sür die Sache des Friedens zwischen den beiden Bölkern beitragen zu können.

Der politische Horizont war gerade zu jener Zeit stark bewölkt. Die beiderseitige leidenschaftliche Preßkampagne, die dem spanisch-amerikanischen Kriege voranging, während desselben womöglich mit noch größerer Hestigkeit anhielt und selbst nach dem Friedensschlusse nicht nachließ, hatte die Beziehungen zwischen den beiden Ländern dis aufs Außerste gespannt, und eine große Anzahl amerikanischer Zeitungen sorderte offen den Krieg mit Deutschland. Mir persönlich war es nur zu gut bekannt, daß die deutsch-seindliche Haltung der amerikanischen Presse nicht ganz underechtigt war.

Wie es die Fronie des Schickfals haben wollte, war ich ausersehen, als Prehattaché der Deutschen Botschaft in Amerika wieder gut zu machen, was die deutsche Presse in dem blinden Eiser, den hohen Herren in der Wilhelmstraße gefällig zu sein, gesündigt hatte!

Bei Antritt meines Amtes empfing ich die allgemeine Instruktion, alles Mögliche aufzubieten, um die deutsch-feindlichen Blätter zum Schweigen zu bringen und das Wunder zu wirken, sie aus erbitterten Gegnern in Freunde und Verehrer des Kaisers zu verwandeln, sowie außerdem in der öffentlichen Meinung den Glauben hervorzurufen, daß der wahre Keind der Vereinigten Staaten nicht Deutschland, sondern England sei. Ich fand diese Aufgabe keineswegs leicht. Die Regierung, wie ein großer Teil des amerikanischen Volkes, mißtrauten dem deutschen Reiche und seiner Politik, und die angloamerikanische Presse war ein nur zu getreuer Spiegel dieses Mißtrauens. In den Kreisen der Bundesad= ministration machte man kein Hehl daraus, daß Amerikas nächster Krieg mit Deutschland stattfinden werde, und auch das Personal der Deutschen Botschaft war felsenfest davon überzeugt. Ich selbst hörte eines Tages mit an, wie ein junger Berichterstatter der "New-York Sun" dem Kanzler der Botschaft, Herrn Kinne, in durren Worten erklärte: "MI' Ihre schönen Worte nüten Ihnen nichts. Sie befinden sich jett in derfelben Lage, wie Spanien vor dem Kriege!" Zur Strafe für seinen Vorwitz wurden dem naseweisen Jüngling die Türen der Botschaft für immer verschlossen, aber der Stachel seiner Rede blieb zurück, und was er offen auszusprechen sich unterfangen hatte, das dachte insgeheim das ganze Washington, dem aus amtlichen oder sonstigen Rüchsichten Schweigen auferlegt war.

Unter solchen Auspizien begann ich meine Arbeit. Besonders lästig und unbequem waren dem Botschafter die persönlichen Angriffe, denen er sast täglich seitens der drei Washingtoner Tageszeitungen ausgeseht war. Giner der ersten Aufträge, die ich von Seiner Erzellenz empfing, war daher der, die Macht meiner Überredungsgabe an den Chefsredakteuren dieser Blätter zu versuchen und die Angriffe zum Schweigen zu bringen. Daß mir diese Aufgabe wenigstens zum Teil gelang, danke ich wesentlich den freundschaftlichen Bemühungen des Grafen M. G. Se cken dorf, eines jüngeren Bruders des einstigen Hofmarschalls der verstorbenen Kaiserin Friedrich, der seit vielen Jahren an der Spize des

Washingtoner Bureaus der einflußreichen "New-York Tribune" stand und sich als solcher des unbegrenzten Vertrauens der amerikanischen Behörden in der Bundeshauptstadt erfreute. Ein persönlicher Freund des Dr. von Holleben, hatte er diesem schon manchen Liebesdienst in der Presse erwiesen ehe ich mein Amt übernahm und er stand auch mir, wie ich dankbar anerkenne, mit Rat und Tat zur Seite.

Da es von größter Wichtigkeit für den Erfolg meiner Mission war, daß die Natur meiner Beziehungen zur Botschaft ein strenges Geheimnis blieb, ermächtigte mich der Botschafter, auf Anregung Herrn von Sternburgs, in der Rolle eines Washingtoner Spezial=Korrespondenten der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aufzutreten, und in dieser Eigenschaft verkehrte ich mit den amerikanischen Journalisten, deren Bekanntschaft ich im Auftrage des Botschafters suchte. Graf Seckendorff wußte um das Geheimnis und gab mir Einführungsbriefe an die ihm perfönlich bekannten Herausgeber des Washington "Evening Star" und der "Washington Post", in denen er mich als Spezial= forrespondenten der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vorstellte und dafür plaidierte, daß mir Gelegenheit geboten werden möge, in den Spalten ihrer Blätter den oft irrigen Anschauungen der Redakteure über die deutsche entgegenzutreten. Die Aufnahme, die ich bei Herm Beriah Wilkins, dem Eigentümer der "Washington Post", fand, war nicht sonderlich ermutigend. Er begrüßte mich zwar auf das Liebenswürdigste, sagte aber, daß er auf Grund eigener Erlebnisse in Deutschland nicht an die Aufrichtigkeit des deutschen Liebeswerbens glaube; denn, so fügte er hinzu, es sei ihm auf seinen Reisen in Berliner Sotels und benen anderer Großstädte passiert, daß deutsche Offiziere sich demonstrativ von seinem Tisch entfernt hätten, sobald sie erfuhren, daß er ein Amerikaner sei.

Mehr Erfolg hatte ich bei dem "Washington Evening

Star", dessen Redakteur, Herrn Noyes, ich gleichsalls ein Einführungsschreiben des Grafen Seckendorff überreichte. Herr Noyes hörte mich zuvorkommend an, und nach jener Zusammenkunft erschienen im "Washington Evening Star" keine weiteren persönlichen Angriffe auf den Botschafter.

Eine äußerst liebenswürdige Aufnahme fand ich bei dem Chefredakteur der "Washington Times", Herrn Goldwin West. Das Blatt, das dis dahin zu den wütendsten Gegnern des Botschafters gehört hatte, veröffentlichte am Morgen nach meinem Besuche einen Artikel, in dem mit Feuereiser auf die Notwendigkeit der Erhaltung und Pflege freundschaftslicher Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Keiche hingewiesen wurde. Ich vermittelte später eine Zusammenkunft auf der Botschaft zwischen Herrn West und Herrn von Holleben, die einen für beide Teile höchst befriedigenden Verlauf nahm. Wie mir Herr West später dei einem Glase Verandertraute, war seit jener Zusammenkunft Herr von Sternburg ein häusiger und gern gesehener mitternächtlicher Besucher des editoriellen Sanktums der "Washington Times".

Da ich nun gerade von der Washingtoner Lokalpresse spreche, darf ich wohl eine lustige kleine Geschichte erzählen, wie der Botschafter einmal von einem listigen Amerikaner übertölpelt wurde. Nach dem Vorangegangenen wird man es verstehen, wie sehr es Herrn von Holleben darum zu tun sein mußte, solchen Einfluß auf eine Washingtoner Tageszeitung zu gewinnen, daß sie ihm unter allen Umständen zu undeschränkter Verfügung stand. Er griff daher mit beiden Händen zu, als sich ihm ein von einem westlichen Senator empsohlener Journalist Namens W. R. Vaughan herauszugeben, in der Seiner Erzellenz so viel weißes Papier, wie sie nur wünschte, zur Verfügung stehen würde. Da es mit dem Ansangskapital etwas hapere, so wende er sich vertrauensvoll

an den Botschafter mit der Bitte, ihm zu helfen. Um 22. Februar des Jahres 1899 kam dann auch wirklich die erste Nummer pon "Uncle Sam's American Eagle" heraus, auf der der Name des Herrn Baughan als Herausgeber und Redakteur prangte. Aber bitter war die Enttäuschung des Herrn von Holleben, als er an Stelle der versprochenen Tageszeitung ein unbedeutendes Wochenblättchen erblickte, deffen Innenseiten mit billigem Plattensatz ausgefüllt waren. muß es jedoch Herrn Baughan lassen, daß er sich redlich Mühe aab, sich durch seine Beiträge das Wohlwollen des Botschafters zu erhalten. In langatmigen Tiraden kündigte er an, daß sein Blatt jede Allianz mit einer ausländischen Macht (d. h. England) entschieden bekämpfen, dagegen mit allem Nachdruck für Freundschaft mit Deutschland eintreten werde. Ich glaube, daß Herr von Holleben die ihm von "Uncle Sams American Cagle" erwiesenen Aufmerksamkeiten nur zu bald als lästige Bürde empfand, denn es verging selten eine Woche, wo nicht Herr Vaughan den bescheidenen Wunsch an Seine Erzellenz richtete, eine Ertra-Ausgabe (die Einzelnummer zu 5 Cents gerechnet!) für die Botschaft drucken zu dürfen. So liberal auch der Kanzler Kinne im Verteilen von Gratis-Nummern des Blattes war, so blieb doch immerhin ein solcher Vorrat davon zurud, daß er auf Jahre hinaus alle Bedürfnisse des Botschaftspersonals zu decken vermochte.

Einen heiteren Anstrich hatte auch der Verkehr zwischen dem Botschafter und der Monatsschrift "American-German Review", die ins Leben gerusen war, um die auf beiden Seiten des Ozeans lebenden Schäschen, die sich für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten begeisterten, zu scheren. Als Verleger zeichnete Hen rh Charles, ein Pseudonhm, hinter welchem sich ein äußerst geschäftskundiger Israelit verbarg, und Redakteur war der in zwei Weltteilen bekannte Journalist Hen rh W. Fisch er, der später das berühmte, in Deutschland verbotene Memoiren-

werk "The private lives of Emperor William II. and his consort" ("Das Privatleben Kaiser Wilhelms II. und seiner Gemahlin"), herausgegeben hat. In ganz New-York zirkulierten Sammellisten, um einen Fonds für die Pflege der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika zusammenzubringen und die meisten deutschziüdischen Bankiers, sowie zahlreiche deutschzamerikanische Geschäftsleute der Metropole am Hubson zeichneten sich mit bedeutenden Beträgen in die Listen ein. Das Unternehmen sand den Beisall des deutschen Reichskanzlers, der den Botschafter instruierte, es auf alle Fälle zu halten. Herr von Holleben geriet durch den Austrag einigermaßen in Berlegenheit, da der ihm für Angelegenheiten der Presse bewilligte Betrag bereits erschöpft war. Was konnte er unter den Umständen nur tun?

"Wissen Sie, Ezzellenz," so näherte sich ihm in dieser schwierigen Lage Herr Charles, "Sie steigen mit mir in einen Wagen und wir fahren zusammen zu den deutschziüdischen Bankiers in New-York, denen ich Sie vorstellen werde als Seine Ezzellenz der Herr Botschafter des Deutschen Reiches, der die Güte haben wird, den Herren Bankiers zu bestätigen, daß Seiner Durchlaucht dem Herren Reichskanzler in Berlin sehr gelegen ist an der Fortsührung der "American-German Review", daß dem Deutschen Reich aber sehlen die Mittel, um die "Review" zu subventionieren und daß die Herren Bankiers werden fördern die guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Amerika, wenn sie werden ausstellen einen dreistelligen Scheck sür die "American-German Review".

Wie mir Herr Charles erzählte, erklärte der Botschafter sich bereit, auf seinen Vorschlag einzugehen, und es wäre sogar schon Tag und Stunde für dieses in großem Stil geplante Pumpmanöver bestimmt gewesen, doch hätten im letzen Augenblicke unfreundliche Einflüsse den Plan und damit das Bestehen der "American-German Review" zum Scheitern gebracht. Im Ganzen erschienen von diesem Monatsblatte

vier Nummern; dann starb es eines sanften Todes, betrauert allein von den New- Porker deutsch-jüdischen Bankiers und deutsch-amerikanischen Geschäftsleuten, die zur Gründung und Sicherung des Unternehmens tief in ihre Taschen gegriffen hatten.

Eine Quelle steten Argers und Verdrusses für den Botsschafter waren die böswilligen Angriffe der "New-York Sun". Ich erhielt daher eines Tages den Auftrag, nach New-York zu sahren und mein Heil bei dem Herausgeber dieses Blattes, Herrn Laffan, zu versuchen. Dieser hörte meinen Darlegungen aufmerksam zu und pflichtete mir darin bei, daß eine fortgesetzte Verhetzung der beiden Völker sehr böse Folgen nach sich ziehen müsse.

"Ich habe in meiner Eigenschaft als Spezialkorresponsent der halbamtlichen Berliner "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wiederholt Gelegenheit gehabt, mit Herrn von Holleben über die von der "New-York Sun" Deutschland gegenüber eingenommene Haltung zu reden. Der Herr Botzichafter, der einer der aufrichtigsten Bewunderer all' der vielen Vorzüge ist, welche die "Sun" auszeichnen, beklagt es auf das tiefste, daß die "New-York Sun" zu den Gegnern der deutschen Politik zählt, und es ist ihm ernstlich darum zu tun, Sie von der Aufrichtigkeit der deutschen Freundschaftserklärungen zu überzeugen. Wir erbitten von Ihnen nichts weiter als eine unparteissche und unvoreingenommene Haltung."

Herr Laffan hatte mir aufmerksam zugehört. "Sie sollen nicht vergebens an mich appelliert haben," entgegnete er, "und ich verspreche Ihnen, daß die Angriffe in der "Sun" auf den deutschen Botschafter und das Deutsche Reich aufhören sollen."

"Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, Herr Laffan," so fuhr ich in meinem Argumente fort, "Sie sind nicht nur der Herausgeber der "New- York Sun", sondern gleichzeitig auch der Begründer und Leiter des nach Ihnen den nannten großen Depeschendureaus und haben als solcher das größte Interesse, in der Zuverlässisseit und Schnelligseit Ihres Nachrichtendienstes nicht hinter der "Associated Press" zurückzustehen. Wie die Dinge aber jetzt liegen, steht Ihr Berliner Dienst hinter dem der "Associated Press" zusch. Ich glaube Ihnen auf Grund meiner Kenntnis der zuständigen Personen und Berhältnisse die Versicherung erteilen zu dürsen, daß der Reichskanzler und der Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten Ihrem Berliner Vertreter gern dasselbe Entgegenkommen wie dem der "Associated Press" bezeigen werden, sobald sie die Überzeungn von der strengen Sachlichkeit Ihres Nachrichtendienstes gewonnen haben. Ausserdem —"

Herr Laffan blickte mich gespannt an.

"Außerdem hat die Deutsche Regierung die Absicht, ein eigenes Kabel nach den Vereinigten Staaten zu legen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, -daß Ihnen inbezug auf die Besörderung von Depeschen besondere Begünstigungen gewährt werden könnten. Verstehen Sie mich recht: Es wird von der "Sun" kein Gesinnungswechsel, sondern nur strengste Sachlichkeit und Unparteilichkeit erwartet."

Hegierung besitzt einen guten Anwalt an Ihnen," sagte er lächelnd, "und ich wiederhole mein Versprechen, daß die Angrisse in der "New- Pork Sun" aushören werden. Hier haben Sie meine Hand darauf."

Wir schüttelten uns die Hände wie ein paar gute Freunde und gingen dann auseinander. Der Botschafter war entzückt, als ich, wieder nach Washington zurückgekehrt, ihm von dem Ersolge meiner Keise erzählte.

"Nun wollen wir den Kerlauf die Probe

stellen," meinte er, "und sehen, ob er Wort hält. Schreiben Sie doch einmal einen Artikel und schicken Sie ihn der "New-York Sun" ein. Erst, wenn sie ihn bringt, will ich an die Aufrichtigkeit der Versicherungen des Herrn Laffan glauben."

Ich schrieb den gewünschten Artikel und sandte ihn ab. Er erschien am nächsten Morgen an hers vorragender Stelle auf der editoriellen Seite der "New- Pork Sun", wo er eine ganze Spalte füllte. Er trug meine Initialen und die Redaktion hatte ihm ein freund- liches Geleitwort gegeben.

"Es scheint, daß wir den rechten Mann gesunden haben," lautete der Kommentar des Botschafters, als ihm die betreffende Nummer des Blattes vorgelegt wurde, "denn er hat, was Keiner noch vor ihm vermochte, fertig gebracht, den Kew- Porker Sun-Saulus in einen Paulus verwandelt."

Die angenehmen Beziehungen zwischen der "New- Nork Sun" und der Botschaft sollten aber nicht allzulange dauern. Denn schon einige Monate später lief ein Schreiben des Washingtoner Vertreters der "New- Pork Sun", David L. Berry, bei Herrn von Holleben ein, worin dieser ersucht wurde, bei Ausgabe amtlicher Mitteiluungen und Dementis das Laffan-Bureau, bez. die "New- York Sun" nicht zu übergehen. Herr von Holleben beauftragte mich, Herrn Berrh zu besuchen und ihm so brutal und beleidigend wie möglich mitzuteilen, daß der Vertreter des Deutschen Reiches es ablehnen musse, der "New- Nork Sun" irgend welche Informationen zu erteilen. "Außerdem —" so lautete mein Auftrag weiter, "können Sie noch Herrn Berrn erklären, daß in der Person des Herrn Hazeltine bereits eine Beziehung zwischen der Botschaft und der "New- Nork Sun" bestände."

Der Auftrag des Herrn Botschafters erschien mir, aufrichtig gesagt, nicht gerade von staatsmännischer Weisheit

eingegeben. Mit dem Briefe des Herrn Berry in der Hand, suchte ich ihn in seinem Bureau auf und teilte ihm "mit den besten Empfehlungen von Seiner Erzellenz", mit, daß diese nur zu glücklich sein wurde, dem Ersuchen des Herrn Berrn zu entsprechen, daß sie aber als Gegenleistung eine freundliche Haltung der "New- Pork Sun" zur Bedingung stellen müsse. Die Antwort des Herrn Berry war echt amerikanisch. Er sprach das in der guten Gesellschaft verponte Wort "damn" einige Male mit starkem Nachdrucke aus und machte sich über die Kurzsichtigkeit des Botschafters lustig, der nicht einzusehen imstande sei, daß er (Berry) als Korrespondent nicht den geringsten Einfluß auf die Haltung des Blattes auszuüben vermöge und er sich und seiner Regierung nur selbst schade, wenn er dem "Laffan-Bureau" und der "New- Nork Sun" die amtlichen Mitteilungen der Botschaft vorenthielte. "Übrigens," und Herr Berry blickte mich mistrauisch an, "wie tommen Sie in den Besitz meines Briefes und wie geht es zu, daß der Botschafter Sie als seinen Vertrauensmann zu mir schickt? Ich denke, Sie sind, wie auf Ihrer Karte steht, der Spezial-Korrespondent der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin?"

Meine Antwort lautete, die "Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sei bekanntermaßen das Organ des Auswärtigen Amtes in Berlin und ich hätte, als ihr Washingtoner Spezial-Korrespondent, das gute Recht, dem Botschafter im Verkehr mit der amerikanischen Presse ein wenig zur Seite zu stehen.

Entgegen dem kategorischen Auftrage des Botschafters hielt ich es für kluge Politik, gute Beziehungen mit der "New-York Sun" zu pflegen, wenigstens so weit ich dabei in Betracht kam. So bereitete es mir, als Herr von Holleben in Urlaub gegangen war und Herr von Mumm als sein Bertreter die Geschäfte der Botschaft führte, großes Ber-

gnügen, dem Washingtoner Bureau der "New-York Sun" zuerst die Nachricht von dem Abschlusse des Postpacket-Bertrages zwischen dem Deutschen Reiche und den Bereiniten Staaten mitzuteilen. Da dis dahin nur die "Associated Press" im Besitze der Nachricht gewesen war, so ersparte ich der "New-York Sun" und dem "Laffan-Bureau" durch meine Gefälligkeit eine böse journalistische Schlappe.*)

^{*)} Bie die "New-York Sun" bei der Amerikafahrt des Prinzen Beinrich wieder in das deutsche Lager überging, schildere ich in einem späteren Kavites.

٧.

Die von mir ausgegebenen amtlichen Communiqués ber Botschaft Dokumente einer schwäcklichen, würbelosen Politik. — Ein Brief des Hofrats Kinne. — Enthüllungen über die Borgeschichte des Hanisch-amerikanischen Krieges. — Englands erstaunliche Anträge an das Deutsche Reich. — Offener Gegensatzwischen dem Deutschen Reiche und England in der Samoa-Frage. — Ein Seitenstück zur Emser Depesche. — Ich verwandle eine Fansare in eine Chamade. — Ein Austrag des Keichskanzlers bleibt infolge einer Bierreise Paul Haedicks unausgeführt. — Der Geheime Legationsrat Dr. Rose gibt mir von ihm inspiriertes Material zur Veröffentslichung. — Ein Brief Henry C. Ides, früheren amerikanischen Oberrichters auf Samoa. —

Es gehörte zu einem Teil meiner Obliegenheiten, die amtlichen Communiqué's auszuarbeiten und der Presse zuzustellen. Ich gestehe freimütig, daß mir oft die Zornesröte in die Wangen stieg, wenn ich diese Schriftstücke versassen mußte, welche sprechende Zeugen einer schwächlichen, würdelosen Politik waren, die nicht wußte, was sie wollte. Meist singen meine Schriftstücke mit der Einleitung an, daß die Raiserlich Deutsche Regierung sich entschlossen hätte, der Regierung und dem Volke der Vereinigten Staaten abermals einen Beweiß ihres guten Willens zu geben, indem sie dieses oder jenes Zugeständnis bewilligte, und zum Schlusse hieß es dann immer, man hosse, daß durch dieses Zugeständnis eine weitere Schranke für den freien

wirtschaftlichen Berkehr zwischen den beiden Ländern entsfernt werde usw. Einmal mußte ich, nach Rücksprache mit Herrn von Sternburg, das seltsame Dokument ausgeben, daß "gewisse Arten amerikanischer Früchte" nicht als "Früchte" im Sinne der Kaiserlichen Berfügung anzusehen und daher von der San José Schilblaus-Untersuchung befreit seien, die für andere Arten Früchte vorgeschrieben wäre.

Der geheime Schlüssel für das Verständnis der deutschen Diplomatie in Amerika in der Zeit nach dem spanisch-ameriskanischen Kriege war Feindschaft und Mißgunst gegen England. Am 13. Februar 1899 empfing ich von dem Kanzler der Botschaft, Hofrat A. Kinne, das folgende Schreiben:

Verehrter Herr Witte.

Auftragsgemäß sende ich Ihnen andei einen Artikel aus der "Washington-Post" vom 3. Juli vorigen Jahres, welchen Sie bestmöglichst verwenden möchten.

Ihr ergebenster

A. Kinne.

Der Artikel, auf den sich der Schreiber vorstehenden Briefes bezog, entstammte der Feder des deutsch-amerikanischen Journalisten Fred F. Schrader und behandelte "Deutschslands Stellung im Ariege". Er ist inhaltlich so interessant, wie man es von einem Korrespondenten westlicher Blätter kaum erwartet und verrät in jeder Zeile den inspirierten Ursprung, auf den überdies das Schreiben des Hofrats Kinne hinweist. Der Artikel ist zu umfangreich, als daß ich ihn hier vollinhaltlich wiederholen könnte, immerhin mögen daraus die nachstehenden Stellen in deutscher Übersetzung hier Platsfinden:

"... Wer nur etwas über den gegenwärtigen Stand der internationalen Angelegenheiten unterrichtet ist, weiß auch, daß absolut kein Grund vorliegt, um die Deutsche Regierung anders als eine neutrale Macht anzusehen, deren Neutralität durch eine stark amerika-freundliche Neigung

gemilbert wird, und daß man bisher keine deutschen Schiffe bei dem Bersuche ertappt hat, die spanischen Geschwader mit Kohle zu versehen oder die Reihen unserer Feinde mit Artilleristen zu verstärken.

Aber all' diesen shstematischen Verdrehungen der Wahrheit liegt ein diplomatischer Zweck zu Grunde, dessen Motive man in Washington recht wohl versteht.

England ist gezwungen, wie Sekretär Chamberlain, Lord Landsdowne und andere Männer von gleich hervorzagender Stellung offen eingestanden haben, ein Bündnis mit einer anderen Macht einzugehen und hat, seit Beginn des spanisch=amerikanischen Krieges, der deutschen Regierung erstaunliche Anträge behufs Abschlusses eines Bündznisses gegen Rußland gemacht. Wie es heißt, befand sich unter den verschiedenen Vorschlägen auch der, Deutschland freie Hand zur Vergrößerung seiner kolonialen Besthungen unter britischer Garantie zu lassen, ja man bot Deutschland koloniale Konzessionen an, über deren genaue Natur bisher nichts bekannt geworden ist.

Aus Gründen, die die Deutsche Regierung selbst am besten kennt, wurden diese Anträge abgelehnt. Groß=Bristannien blieb seiner Vereinsamung weiter überlassen, während Deutschland offenbar ein engeres Verhältnis mit Rußland und Frankreich anstrebte. Und von jener Periode datieren all' die Versuche, eine Entsremdung zwischen den Vereinigten Staaten und der Regierung des Kaisers herbeizusühren.

Washingtoner Diplomaten sind der Ansicht, daß dieses shstematische Bestreben, Deutschland zu einem so kritischen Zeitpunkt zu verdächtigen, nur den Zweck habe, einen unerträglichen Zustand herbeizusühren, der die eine oder andere Seite zu einer unüberlegten Handlung verleiten solle, um dadurch einen Krieg zu entsachen, in dem Groß-Britannien so gestellt wäre, daß es entweder den Bereinigten Staaten ein Bündnis gegen Deutschland, oder

Deutschland ein Bündnis gegen die Vereinigten Staaten anbieten könnte. Für die Regierung der Königin ist jedoch ein Bündnis mit einer Wacht, die auf dem Lande so start ist wie Deutschland und außerdem Rußland so nahe liegt, daß sie sosot losschlagen kann, wichtiger als die Hilfe der Vereinigten Staaten. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Englands erstes Angebot mithin an die Abresse des Raisers gehen, und all' die Begeisterung über "Stammesverwandtsschaft" würde ebenso geschwind zu Gunsten der "Blutsverswandtschaft" zwischen den Engländern und Deutschen aufsgeboten werden, wie sie zu Beginn des Krieges aus ihrem spanisch-freundlichen Kurs abgeleitet und für uns mobil gesmacht wurde.

Der britische Premierminister hat nicht gesprochen, die Königin hat nicht gesprochen. Rur Austin Dobson, Robert Barr und die englischen oder anglisierten amerikanischen Zeitungskorrespondenten im Ausland sind für die Politik einer anglo-amerikanischen Verbrüderung eingetreten. Sekretär Chamberlain hat etwas über die einander stüßenden Banner der beiden Länder gesagt. Aber die Sache ist nicht soweit gediehen, daß sie die britische Regierung zu einer Politik verpslichtete, von der sie sich nicht mit Anstand im kritischen Augenblick zurückziehen und gemeinsame Sache mit dem Kaiser machen könnte, nachdem sie uns mit Erfolg in einen Krieg mit dem Volk des Kaisers verwickelt hätte...."

Soweit der Artikel, aus dem nicht der einfache Zeitungskorrespondent Fred F. Schrader spricht, sondern kein Geringerer als der Chef der Deutschen Botschaft, der also Autorität dafür ist, daß England zu Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges der Deutschen Regierung "erstaunliche Anträge behufs Abschlusses eines Bündnisses gegen Rußland" gemacht, daß es Deutschland freie Hand zur Vergrößerung seiner kolonialen Besitzungen unter britischer Garantie und außerdem noch koloniale Konzessionen angeboten hat. Der geheime Gegensat zwischen Deutschland und England fand während der Samoa-Wirren offenen Ausdruck. Was ich hier erzählen will, ist eine der merkwürdigsten Illustrationen zum Treppenwiß der Weltgeschichte und wird als solche vielleicht in der Geschichte sortleben. Man denke sich eine Neuauslage der Emser Depesche, nur daß sich die Spiße diesmal nicht gegen Frankreich, sondern gegen England richtete und daß ich bei der Redaktion der Meldung die Fansare in eine Chamade verwandelte. Da es heute wohl als ausgeschlossen gelten darf, daß das Bekanntwerden der Geschichte dieses Telegramms einen ungünstigen Einfluß auf die internationale Politik ausüben werde, so darf dieser tragikomische Beitrag zur Zeitgeschichte hier wohl ein Denkmal sinden.

Bei den Unruhen auf Samoa war englisches und amerifanisches Blut gemeinsam geflossen. Damit hatte die "angelfächsische Solidarität" ihre Bluttaufe erhalten und der Stand der deutschen Diplomatie gegenüber England und Amerika war recht schwer geworden. Bei den in Washington geführten Verhandlungen zur Regelung der Samoafrage ließ der britische Botschafter, Gir Julian Pauncefote, querft das Wort von der Ernennung einer Samoakommission fallen. Diefer Gedanke wurde sofort von Herrn von Holleben aufgegriffen, der dem Auswärtigen Amt in Berlin telegraphisch davon Kenntnis gab und gleichfalls umgehend drahtlich ermächtigt wurde, dem Vorschlag zuzustimmen. Mit dem Telegramm des Auswärtigen Amtes in der Hand suchte Herr von Holleben den amerikanischen Staatssekretär, Mr. John Hand auf, der alsdann auch seine Zustimmung erteilte. Der deutsche Botschafter fuhr dann zu Sir Julian Pauncefote und teilte ihm amtlich mit, daß sowohl die deutsche wie die amerikanische Regierung ihre Zustimmung zu dem Vorschlage Sir Julians erklärt hätten. Der britische Botschafter war über den schnellen Erfolg seines nur unverbindlich und als Privatansicht geäußerten Gedankens nicht wenig überrascht; er sah sich zwar überrumpelt, gab sich aber noch nicht besiegt. Er erhob vielmehr, als die drei Regierungen in nähere Berhandlungen über die Aufgaben der Kommission eintraten, Schwierigkeiten bezüglich der Giltigkeit der Beschlüffe der Kommission, indem er verlangte, daß einfache Stimmenmehrheit der Kommission zur Gültigkeit ihrer Beschlüsse genugen folle, während herr von holleben Stimmeneinheit gur Bedingung stellte. Da auch Mr. Hay anfänglich den Standpunkt des britischen Botschafters vertrat und das Zustandekommen der Kommission dadurch überhaupt gefährdet er= ichien, gab sich in Berlin große Erbitterung gegen England fund. Diese Erbitterung stieg bis zu dem Mage, daß Graf Bülow am Samstag den 1. April 1899 ein chiffriertes Telegramm an den Botschafter sandte, welches durch den dem amerikanischen Depeschenbureau "Associated Press" in New- York zugeteilten Vertrauensmann des Berliner Auswärtigen Amtes, Herrn Paul Haedicke, in der amerikanischen Presse zu veröffentlichen ersuchte.

Das Telegramm traf spät am Nachmittag auf der Botschaft ein. Während die Kanzleibeamten sofort an das Dechiffrieren gingen, machte sich ein Diener auf den Weg, um mich zu holen. Der Botschafter, der sehr nervöß erschien, ersuchte mich, das Telegramm ins Englische zu übersetzen und dabei die schroffen Ausdrücke durch eine mildere Sprache zu ersetzen. Dieser Aufgabe entledigte ich mich zur vollsten Zufriedenheit Er. Erzellenz, die mir das Kompliment zu machen geruhte, ich hätte eine Fanfare in eine Chamade verwandelt. Immerhin war das Telegramm auch in seiner veränderten Fassung noch so scharf, daß ich bei dem Gedanken an die mißlichen Folgen heftiges Herzklopfen bekam. "In höherem Auftrag" sandte ich es an Herrn Paul Haedicke zur Veröffentlichung durch die "Associated Press", indem ich ihn gleichzeitig in einem zweiten Telegramm ersuchte, umgehend den Empfang des Auftrages zu bestätigen und anzuzeigen, ob er ihn ausgeführt habe.

Ich gab mein Telegramm etwa um 71/2. Uhr abends auf und ging dann nach Hause, um dort die Antwort des Herrn Haedicke zu erwarten. Es wurde neun, zehn, elf und zwölf Uhr, aber Herr Haedicke ließ nichts von sich hören. Sonntag kam und mit ihm kamen die Sonntagsblätter, aber - kein einziges enthielt das Telegramm des Grafen Bülow, kein einziges brachte die große Sensation von dem drohenden Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien. Von Herrn Haedice noch immer kein Lebenszeichen. Das Gleiche wiederholte Montag, bis ich endlich sich am spät am Dienstag Nachmittag von ihm ein kurzes Telegramm des Inhalts empfing, daß Ausführung des Auftrags unnötig geworden sei, da Lord Salisbury inzwischen dem deutschen Vorschlage zugestimmt habe. Mit dieser Meldung in der Hand eilte ich zum Botschafter, der eine ganz eigentümliche Grimasse schnitt, als er sie las, sich im Stillen aber doch freute, daß das Bülow'sche Seitenstück zur Emser Depesche nicht in die Öffentlichkeit gelangt war.

Und was war die Erklärung des Rätsels? Bei der vom Botschafter angestellten Untersuchung ergab es sich, daß Herr Haedicke sich die ganze Zeit nicht ein einziges Mal auf seinem Bureau hatte sehen lassen, da er allzusehr mit einer etwas ungewöhnlich lange ausgedehnten Bierreise durch Großenew-York beschäftigt war, um sich um solche Kleinigkeiten wie die Aufträge seines Chefs in Washington zu bekümmern. Man sieht, von welch' blindem Zufall das Schickal der Bölker oft abhängt.

Im Mai spitten sich die Gegensätze in der Samoafrage wieder auf das Bedenklichste zu. Diesmal arbeitete Herr von Holleben selbst ein Communiqué aus, das ich übersetze und der Presse zustellte. Es hatte solgenden Wortlaut:

"Nachdem Deutschland und die Vereinigten Staaten ein solches Einvernehmen erreicht hatten, daß die Kommissare Bitte. San Francisco am 19. Mai hätten verlassen können, ers hebt England neue Schwierigkeiten so verwickelter Art, daß sie überhaupt nicht telegraphisch zu erledigen sind.

Deutschland fühlt sich unter biefen Umftanden gerecht=

fertigt, ben Ramen feines Rommiffars zurückzuhalten.

Die Berliner Melbung, daß Deutschland für die willstürliche Handlung des Abmirals Kaut Genugtuung verslangen würde, findet in amtlichen Kreisen keinen Glauben und scheint eine böswillige Erfindung zu sein.

Die ganze Frage wegen Samoas schwebt gegenwärtig nicht zwischen drei Mächten, sonbern zwischen Deutschland und England."

Die Untwort, welche der britische Botschafter auf dieses Communique erteilte, ließ nichts an Schärfe zu wünschen übrig. Aber die Schwierigkeiten wurden wiederum glücklich überbrückt. Um nächsten Tage sand das Begräbnis des Bizes Präsidenten Hobart statt, bei welcher Gelegenheit beide Botschafter in dieselbe Equipage stiegen und sosort eine lebhafte Unterhaltung begannen.

Der deutsche Generalkonsul auf Samoa, Geheimer Lesgationsrat Rose, kam bald darauf nach Washington, wo er mir mit verständnisinnigem Lächeln eine Anzahl Zeitungsartikel übergab, die von E. W. Williamsen im "San Francisco Call" veröffentlicht waren, einem Blatte, das dem plattdeutsschen Millionär und Zuckerkönig Klaus Spreckels gehörte. Diese Artikel enthielten eine vollständige Kechtsertigung des Verhaltens des Herrn Kose und legten die ganze Verantworstung für die Unruhen den Engländern zur Last. Sine Überssehung dieser Artikel aus meiner Feder erschien später in den "Münch ner Neuesten Nach richten".

Da ich grade von den Samoa-Wirren spreche, darf ich hier wohl erwähnen, daß ich im Auftrage des Botschafters den früheren amerikanischen Oberrichter auf Samoa, Henry C. Id e ersuchte, ein Gutachten über die deutschen Ansprüche

abzugeben. Auf meinen Brief erhielt ich die folgende würdevolle Antwort:

"St. Johnsbury, Bt., 2. Juni 1899.

herrn G. Witte

Washington D. C.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihren Brief vom 21. April nicht früher besantwortet, da ich es nicht für angebracht hielt, die Handslungen meines Nachfolgers, des Oberrichters von Samoa, zu kritissieren. Falls Sie noch meine Ansichten bezüglich Maatasas und bezüglich der Frage zu ersahren wünschen, ob eine Entscheidung zu seinen Gunsten den Wünschen der Kenner der Verhältnisse auf Samoa entsprochen hätte, so erlaube ich mir, Sie auf die erste Seite meines Artikels "Das Samoa-Imbroglio" zu verweisen, welcher in der lausenden Nummer der "North American Review" erscheint.

Hochachtungsvollst

henry C. Ide."

VI.

Gefahr eines Zollkrieges. — Welcher Staat wird aus ihm als Sieger hervorgehen? — Wie Professor James Howard Gore darüber benkt. — Ein Artikel im "Forum". — Ein Erfolg Herrn von Hollebens. — Er verhindert die Anstellung von Amerikanern in Konstantinopel. — Bem dankt das Deutsche Reich den Besit der Karolinen-Inseln? — Unerfreuliches Berhältnis zwischen dem Botschafter und Herrn von Sternburg. — Wehr Licht über die Anwesenheit des Deutschen Geschwaders in der Bai von Manisa. — Bervindung zwischen dem Reichsekanzler und Professor Blumentritt, dem publizistischen Answalte der ausständischen Filipinos. — Ein sapidarer Aussspruch Herrn von Hollebens. —

Die Gesahr eines Zollkrieges zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche ist, (selbst ungeachtet des kürzlich abgeschlossenen Provisoriums), auch jetzt noch nicht beseitigt, denn die großen Chikagoer-Fleischerporteure können es nicht verwinden, daß die Unnahme des Fleischbeschaugesetzes der Aussuhr des amerikanischen Konserven-Fleisches in Büchsen nach dem Deutschen Reiche ein Ende bereitet hat. Sie sinnen deshalb auf Rache und ihr Einfluß in Washington ist mächtiger als der des gewaltigen Deutschen Reiches. Herrsvon Holleben versuchte durch seine Berichte bei den maßgebenden Stellen in Berlin den Glauben hervorzurussen, daß ein Zollskieg nur von kurzer Dauer sein und Deutschland siegreich aus ihm hervorgehen würde. Den gleichen Glauben suchte er in der öfsentlichen Meinung der Vereinigten Staaten hers

vorzurufen und versicherte sich zu diesem Zwecke der Mitwirfung des Professors an der dortigen columbischen Universi= tät, James Howard Gore, der in einer Nummer der amerikanischen Monatsschrift "The Forum", einen längeren Artikel über "die kommerziellen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche" veröffentlichte und darin den Nachweis zu führen sich bemühte, daß es die Vereinigten Staaten wären, die alle Ursache hätten, einem Rollkriege mit dem Deutschen Reiche aus dem Wege du gehen. Da die Argumente und Zahlen, auf die der Artikel sich stütte, mir merkwürdig bekannt vorkamen, so stellte ich Erhebungen an, die meine Annahme bestätigten, daß es dieselben Argumente und Zahlen seien, auf die sich der Botschafter und seine Sekretäre zu berufen pflegten. Dann erfuhr ich, daß der geschätzte Professor als Bassagier auf dem gleichen Dampfer geweilt hatte, der den Botschafter auf seiner Urlaubsreise nach Deutschland getragen hatte, und ich war ferner Reuge, als der Artikel "mit den Empfehlungen des Verfassers" auf der Botschaft abgegeben wurde. Der Redaktion des "Forum" kann aus der Veröffentlichung des Beitrages des Professor Gore natürlich kein Vorwurf gemacht werden, fie nahm ihn in gutem Glauben auf und dachte sicherlich da= mit den Interessen der Vereinigten Staaten zu dienen. Man sieht aber, wie selbst die angeblich unabhängigsten amerikanischen Monatsblätter vor einer geheimen Beeinflussung durch europäische Regierungen nicht sicher sind und wie die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten wie überall an der Nase geführt wird.

Es muß anerkannt werden, daß Herr von Holleben seinen ganzen Einfluß aufbot, um zu verhindern, daß Amerika sesten Fuß im nahen Orient faßte. Es war zu seiner Kenntnis gebracht worden, daß das plöhliche Auftauchen der Vereinigsten Staaten als Nebenbuhler Deutschlands um den Handel der Türkei und der Levante den deutschen Interessenten die

schlimmsten Besorgnisse bereitete, und er bemühte sich dementsprechend, dem amerikanischen Vordringen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ms der türkische Gesandte in der Bundeshauptstadt Ali Ferrouh Ben dem Staatssefretär Sohn Sah und dem Landwirtschaftsminister Wilson die Absicht des Sultans mitteilte, in Konstantinopel eine landwirtschaftliche Hochschule nach amerikanischem Vorbild zu errichten und als Fachlehrer amerikanische Gelehrte zu engagieren, erhielt der landwirtschaftliche Attaché der deutschen Botschaft, Baron von Bermann, von dem Botschafter den kategorischen Auftrag, dem türkischen Gesandten die absolute Notwendigkeit klar zu machen, daß es unter keinen Umständen anginge, Amerikaner in amtliche türkische Stellungen zu berusen, da der Sultan soviel deutsche Professoren haben könnte, wie er nur wollte, die zudem gerne mit der Hälfte des von den Amerikanern verlangten Gehaltes zufrieden sein würden. Von den als Lehrer für die landwirtschaftliche Hochschule in Konstantinopel bereits namhaft gemachten Amerikanern hat seither noch keiner die Reise nach dem Goldenen Horn angetreten.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß das Deutsche Reich den Besith der Karolineninseln vorzugsweise den Bemühungen Baron Speck von Sternburgs zu danken hat. Während Herr von Holleben sich zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges und nach demselben auf Urlaub in Berlin befand, und, wie seine guten Freunde erzählten, nach Herzenslust amüsierte, ruhte die volle Arbeit und Berantwortung für die Leitung der Botschaft auf den Schultern Herrn v. Sternburgs, der seine vielen persönlichen Beziehungen, namentlich seinen Einfluß bei seinem guten Freunde Koosevelt, ausbot, um die Karolineninseln aus den Territorialforderungen der Vereinigten Staaten auszuscheiden. Kaum war ihm diese gewiß nicht leichte Aufgabe geglückt, als Herr von Holleben von seinem Urlaube nach Washington

zurückkehrte und sosort in seinen Berichten an das Auswärtige Amt das Verdienst für die von Herrn von Sternburg geseistete Arbeit für sich in Anspruch nahm. So wenigstens sautete die Darstellung der Beamten, durch deren Hände die Berichte Herrn von Hollebens gegangen waren und auch Herr von Sternburg sprach sich in dem gleichen Sinne aus.

Die Beziehungen zwischen den beiden Männern waren seit jener Zeit nicht die besten und Seine Exzellenz zögerten nicht, sich dem Kanzleipersonal gegenüber in wegwersender Weise über ihren ersten Sekretär zu äußern, dessen merkwürdig sahle Gesichtsfarbe sie dem übermäßigen Alfoholgenuß zuschrieb — eine Behauptung, die völlig aus der Luft gegriffen ist, wie ich auf Grund meines persönlichen Verkehrs mit Herrn von Sternburg versichern fann.

Dem Deutschen Reiche wäre es natürlich noch lieber gewesen, wenn es zu den Karolinen auch noch die Philippinen hätte in Rauf nehmen können. Von amtlicher und halbaint= licher deutscher Seite ist es seit dem spanisch-amerikanischen Friedensschlusse immer wieder aufs Neue in Abrede gestellt worden, daß die deutsche Regierung irgend welche Anschläge auf Manila und die Inseln im Schilde geführt hätte; ich bin jedoch Zeuge dafür, daß zwischen den Filipinos und dem Auswärtigen Amt in Berlin eine geheime Verbindung bestand, die durch Prosessor Blumentritt, den bei Brag lebenden publizistischen Anwalt der um ihre Freiheit kämpfenden aufständischen Eingeborenen, vermittelt wurde. Grade wenige Tage, bevor die deutschen Interessen auf den Philippinen unter amerikanischen Schutz gestellt wurden, erhielt ich zur Übersetzung und Verwertung für die Presse einen amtlichen Bericht, den Professor Blumentritt für den Grafen Bülow über die Sache der aufständischen Filipinos angefertigt hatte. Dieser Bericht enthielt die intimsten Einzelheiten über die Hilfsmittel und Reserven der Filipinos, die Art und Weise ihrer Bewaffnung und Ausrüstung, über ihre Bestände

an Manition und Lebensmitteln, Personalien ihrer Führer etc. etc. und schloß mit der Prophezeihung, daß die Ameristaner nie die Filipinos unterdrücken könnten, welche sich insdes gern unter ein deutsches Protektorat stellen würden. Diese letztere Bemerkung des Hern Prosessors erklärt wohl zum Teil die liebenswürdigen Ausmerksamkeiten, deren Gegenstand George Deweh und die amerikanische Flotte seitens des Admirals von Diederichs waren. Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß der Botschafter zu der Zeit, als das Deutsche Reich Amerika um den Schutz seiner Interessen auf den Philippinen-Inseln ersuchte, einen solchen Artikel in Umslauf sehen wollte, erhielt ich eine kurze, aber vielsagende Antswort:

"Wir dürfen Amerika nicht zu groß wer = den lassen."

VII.

Der Deutsche Botschafter und die deutsch-amerikanische Bewegung. — Der Achtbare John J. Lent von Ohio. — Sein Berkehr auf der Botschaft erregt das Mißtrauen amerikanischer Kreise. — Eine Politik der Sammlung des Deutschtums in Amerika. — Die einstigen "Renegaten" gelangen in Berlin zu hohem Anschen. — 87 alte deutsche Krieger aus Texas senden ein Telegramm an den Kaiser, worin sie ihn ihrer Treue und der der ganzen deutschen Bevölkerung versichern. — Der Einsluß der Deutsch-Amerikaner an der Wahleurne. — Prophete links, Prophete rechts, der Deutsche in der Mitte. —

Sehr belikat und sehr heikel war die Rolle, welche der Botschafter in der deutsch-amerikanischen Bewegung spielte. "Sagen Sie dem Botschafter, er möchte die Bewegung tüchtig im Gange halten", ersuchte mich eines Tages das Kongreßmitglied, John J. Lent von Columbus, Ohio, Sr. Erzellenz mitzuteilen, welche nur erwiderte, daß dies gerade das sei, was von Herrn Lent erwartet würde. Ich war mit Herrn Lent bereits früher im Hause des Herrn von Stern-burg zusammengetroffen und begegnete ihm auch häusig auf der Botschaft. Da er Mitglied des Hauskomites für militärischen Geheimnisse ersuhr, wurde ihm dieser Verkehr von amerikanischer Seite sehr verargt. Herr Lent war ein oratorischer Feuerbrand und wurde weiteren Kreisen erst

als Organisator der deutsch-amerikanischen Entrüst ung 3 = Meetingsbekannt, die in den großen Städten des Westens und Ostens stattsanden und in denen die amerikanischen Bürger deutscher Abstammung oder deutscher Geburt aufgesordert wurden, an der Wahlurne jede Administration in Washington zu bekämpsen, die dem Deutschen Reiche nicht freundlich gessonnen wäre.

Es war ein gewagtes Spiel, in das sich Herr von Hol= leben einließ und das ihn später seinen Posten kostete. Während die Deutsch-Amerikaner in früheren Zeiten nie von dem offiziellen Deutschland und dessen Vertretern in den Bereinigten Staaten anerkannt wurden, änderte sich das plötlich mit dem spanisch-amerikanischen Kriege, und die einstmals verachteten "Renegaten" wurden der Gegenstand zahlloser Aufmerksamkeiten seitens des Raisers und seines Botschafters. Überall in den Vereinigten Staaten bildeten sich Vereine alter deutscher Krieger, die mit= einander in Verbindung traten und so eine mächtige, achtunggebietende Organisation schufen. Manchen dieser Vereine wurden von dem Kaiser Fahnen gestiftet, die von dem Botschafter selbst überbracht und unter entsprechenden Feierlichkeiten eingeweiht wurden. Zahlreiche Orden und Auszeichnungen fanden ihren Weg über den Ozean auf die Brust deutsch=amerikanischer Bürger, die sich um die Förderung der deutsch-amerikanischen Bewegung Verdienste erworben hatten, wobei allerdings merkwürdige Mißgriffe vorkamen. So befand sich unter den Empfängern eines Dr= dens auch Herr Hallé aus Chicago, der dem Vetter des Kaisers, dem Prinzen Friedrich Leopold von Hohenzollern, einst öffentlich wenig schmeichelhafte Sachen nachgesagt hatte.

Daß die deutschen Kriegervereine Herrn von Holleben zu ihrem Ehrenpräsidenten erwählten, war natürlich nicht mehr als recht und billig; befremden und argen Anstoß in amerikanischen Kreisen mußten jedoch Kundgebungen her-

vorrusen, wie z. B. die der deutschen Arieger zu Brenham, Washington Counth, im Staate Texas war, die laut Meldung von Paul Haedicks "deutsch-amerikanischer Korrespondenz" das solgende Telegramm an den deutschen Kaiser sandten:

"Siebenundachtzig Ariegerempfingen in öffentlicher Versammlung die von Euerer Majestät gestifteten Medaillen und senden Eurer Majestät ihren aufrichtigsten Dank, sowohl wie die Versicherungen ihrer Treue, denen sich die ganze hiesige deutsche Besvölkerung anschließt."

Für die überraschende Frontänderung, welche man in Berlin den einst so verachteten Deutsch-Amerikanern gegenüber vornahm, gibt es nur eine plausible Erklärung: Als die deutsch-feindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten das Schlimmste befürchten ließ, machten gern im Trüben fischende deutsch-amerikanische Politiker und Universitätsprofessoren herrn von Holleben darauf aufmerksam, daß es, um Präsident Mc Kinley und seine Administration zu einer deutschfreundlichen und englandseindlichen Politik zu zwingen, gar keine bessere Waffe als die Millionen deutsch-amerikanischer Stimmaeber aäbe. Auch die demokratische Bartei hielt die Gelegenheit für gekommen, die deutschen Republikaner auf ihre Seite zu ziehen, indem sie Mc Kinlen und seine Administration beschuldigte, heimlich ein Bündnis mit England geschlossen zu haben, um das Land absichtlich in einen Krieg mit Deutschland zu treiben. Herr von Holleben hielt es jedoch für angezeigt, es mit den Machthabern in Washington nicht zu verderben und zeigte den Demokraten - offiziell wenigstens — die kalte Schulter. Als die Deutschen in Baltimore den "Deutschen Tag" feierten, und Graf Hacke, der damals als Geschäftsträger fungierte, dazu einluden, bat er mich, ihn

du vertreten, da er es vermeiden müsse, amtlich mit Herrn Leuß zusammenzutreffen, der als Festredner angekündigt war. Ich wohnte als Vertreter der Botschaft der Feier bei und hatte das zweiselhafte Vergnügen, eine endlose Rede des Achtbaren John J. Leuß über mich ergehen zu lassen, in der er Mc Kinley und seine Administration auf das Leisdenschaftlichste angriff.



VIII.

Des Botschafters Untipathie gegen die amerikanischen Journalisten. — Ehemaliger preußischer Unterossizier mit dem Empfang der Vertreter der Presse betraut. — Seine ungenüsgende Kenntnis des Englischen führt zu ernsten Mißverständenissen. — Sollte Herbert Bismarck Botschafter in Washington werden? — Herr von Holleben wittert Morgenluft und insceniert eine kleinliche Intrigue wider den Fürsten. — Ein "Eingesandt" an den Washington "Evening Star". — Ein erstaunter Redakteur. —

Einige allgemeine Bemerkungen über den Verkehr zwischen der Botschaft in Washington und den Vertretern der amerikanischen Blätter mögen hier Plat sinden. Es darf wohl als feststehende Regel gelten, daß Journalisten, die in Ausübung ihres Beruses eine diplomatische Mission besuchen, entweder von dem Chef selbst oder von seinem unmittelbaren Stellvertreter empfangen werden. Die meisten europäischen Diplomaten in der amerikanischen Bundeshauptstadt tragen dieser Sitte Rechnung und besinden sich wohl dabei; von einer andern Denkart aber war der Deutsche Botschafter, der das Berliner System nach der Union verpslanzte.

Herr von Holleben haßte und fürchtete die Journalisten und vermied es darum soviel wie möglich, mit ihnen zusammenzukommen. Es war tatsächlich leichter, eine Unterredung mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten als mit dem Botschafter zu erhalten und nur wenige Auserwählte, darunter in erster Reihe Graf Sectendorf und Herr Reginald Schröder von der "R. D. Staats-Zeitung", wurden des Borzugs teilhaftig, von Seiner Erzellenz em= pfangen zu werden. Die große Herbe der übrigen Zeitungsmenschen wurde, da die aristokratischen herren Gekretäre die Abneigung ihres Chefs gegen den Zeitungsberuf teilten, von dem Kanzler der Botschaft, Hofrat Kinne, empfangen. Dieser Mann besaß in den Augen seines Vorgesetzten selbstver= ständlich die nötige Qualifikation für den Verkehr mit den Vertretern der Presse, da er s. Zt. kgl. preußischer Unteroffizier gewesen war. Barsch und brutal im Auftreten, der englischen Sprache nur ungenügend mächtig und ohne viel Taktgefühl, vereinigte er in sich all' die Eigenschaften, die ihn ge= rade als die ungeeignetste Person für den Empfang der Journalisten hätten erscheinen lassen sollen. Herr von Holleben dachte hierüber jedoch anders und die unausbleibliche Folge war, daß der Herr Hofrat häufig die lächerlich sten Frrtumer beging und grade das Gegenteil deffen faate, was der Botschafter ihn zu erklären instruiert hatte. Wenn Seine Erzellenz ihm dann seine Schnitzer vorhielt, so entschuldigte er sich, indem er die vorgekommenen Versehen der - mala fides der amerikanischen Journalisten zuschrieb.

So erhielten der Botschafter sowohl wie das Auswärtige Amt in Berlin eine ganz falsche Borstellung von der ameristanischen Presse und ihren Bertretern.

Sobald eine Zeitung einen deutsch-freundlichen Artikel veröffentlicht hatte, betrachtete der Herr Hofrat sie auch schon als der Botschaft dienstbar und maßte sich das Recht an, ihr die richtige Politik vorzuschreiben. Wie oft mußte ich mir sagen lassen: "Erklären Sie diesen Leuten im Auftrage des Botschafters, daß sie nichts Feindliches gegen Deutschland schreiben dürsen, wenn sie auf gutem Fuße mit der Botschaft bleiben wollen." Statt für die der Botschaft häusig unver-

dientermaßen erwiesenen Gefälligkeiten dankbar zu sein, kehrte er den Unteroffizier herauß: "Ich werde keinen einzigen dieser Korrespondenten mehr empfangen, wenn noch ein einziger Angriff auf Deutschland oder den Kaiser in ihren Blättern erscheint. Ich werde sie zur Tür hinauswerfen lassen, bitte sagen Sie ihnen das!"

Man kann sich denken, wie angenehm meine Stellung unter diesen Umständen war, denn ich mußte auf Umwegen mühsam gut nachen, was der Herr Hofrat in seiner preuskischen Barschheit gesündigt hatte.

Wie der verstorbene Moritz Busch erhielt auch ich Aufträge, die nicht nach meinem Geschmacke waren, die ich aber "par ordre de Mufti" ausführen mußte. Um nur ein Beispiel anzuführen: Als es im Februar 1899 hieß, daß Fürst Herbert Bismard Deutscher Botschafter in Washington werden würde und amerikanische Blätter diese Sensationsnachricht unter entsprechend großen Überschriften brachten, beauftragte der Botschafter mich, einen Artikel gegen Herbert Bismarck zu schreiben und diesem alles denkbar Schlechte nachzusagen. Es war der erste derartige Auftrag, den ich empfing, und ich muß gestehen, daß ich an Stelle des Botschafters errötete. Ich tat zunächst nichts in der Sache, da ich annahm, daß Seine Erzellenz nicht wieder darauf zurückkommen würde; in dieser Annahme hatte ich mich jedoch gewaltig getäuscht, denn Herr von Holleben erinnerte mich nicht weniger als dreimal an seinen Auftrag, das lette Mal in so scharfem Tone, daß ich notgedrungen in den sauren Apfel beißen mußte. Ich setzte mich alsdann hin und schrieb ein "Eingefandt" an den "Washington Evening Star", dessen Redakteur, Mr. Nones, als er es gelesen, verblüfft die Frage an mich richtete: "Was, Sie geben mir diesen Brief?" Worauf ich errötete und ihm zur Autwort gab, daß der Brief von niemand Geringerem als Seiner Erzellenz, dem Kaiserlich Deutschen Botschafter, käme. Mr.

Nones lachte und veröffentlichte das "Eingesandt", das ich hier in deutscher Übersetzung wiederhole:

"Eine Berwechslung von Bismards. Un den Redakteur des "Evening Star."

Fürft Berbert Bismard hielt, wie man sich erinnern wird, gelegentlich ber großen Debatte im Deutschen Reichs= tage über bie Beziehungen zwischen bem Baterland und ben Bereinigten Staaten eine Rebe, in ber er fich, Berliner Telegrammen zufolge, in fo ichmeichelhaften Musbruden über Amerika und die Amerikaner äußerte, daß die politischen Rannegießer auf beiben Seiten bes Atlantischen Dceans baraus ben Schluß zogen, das Auftreten des Fürften im Reichstag sei als erftes Anzeichen seines Wiedereintritts in die Diplomatie und seiner Ernennung gum Botschafter in Bashington zu betrachten. Angesichts biefer Berberrlichungen ber Rebe bes Fürsten Bismard befrembet es einigermaßen, daß die Barlamentsberichte der soeben aus Deutschland ein= getroffenen Zeitungen nicht bem Inhalte ber Berliner Rabelbeveichen entsprechen. Das Rabel hat z. B. aus feiner Rebe feinen ber folgenden Gate gemelbet: "Barum" (fo rief Fürst Berbert Bismard aus) "follten wir uns aufregen, wenn tatfächlich jeder U-B-C-Schüte einsehen muß, daß wir im Recht find. Entweder bleibt bas Saratoga=Abkommen in Kraft, in welchem Falle wir unter allen Umftanden von den Amerikanern bie Meiftbegunftigungs= Brivilegien erhalten muffen, ober die ameritanische Auffaffung bringt burch, bann aber muß eine gleichmäßige Behandlung stattfinden. Ich beziehe mich auf eine Rede, bie ber frühere Reichstangler, Fürst Bismard, im Sahre 1884 über unfere Beziehungen mit Amerika gehalten hat und in ber er erklärte, es follte niemals gefagt werben, bag man nicht zu Repressalien schreiten wurde. Gine folche Saltung wurde die Freiheit bes Sandelns ber Regierung lähmen." Die Bezugnahme auf die Anerkennung ber

ameritanischen Unabhängigseit durch Friedrich den Großen und den Schutz der Deutschen durch Amerika während der Belagerung von Paris geschah gleichfalls durch Fürst Bismarck, den Vater, und nicht durch Fürst Bismarck, Sohn, der diese Stellen einfach als einen Teil der Rede seines Vaters zitierte. Wenn Fürst Herbert heute in dem Lichte eines der begeistertsten Freunde der Vereinigten Staaten ersicheint, so ist das hauptsächlich die Folge einer falschen Wiedergabe seiner Rede, die in höchst zuvorkommender Weise ihm die Aussprüche des Großen Alten Mannes von Deutschsland zuschrieb.

28. Februar 1899.

Teutone".

Der Botschafter war — ich schäme mich fast, es einzugestehen — von dem Briefe entzückt.

IX.

Hotschafterposten. — Seine hohe Meinung von der Presse. — Seine hohe Meinung von der Presse. — Sin Muster der Selbstanzeige. — Die Kunst, mit hilse von Zeitungsausschnitten Karriere zu machen. — Die Deutschenshete schweigt während der Anwesenheit Herrn von Mumms in Washington. — Bas mir Eraf Hade als Erklärung mitteilte. — Der Gesandte gab Champagnersrühstüde mit "Mumms Extra Dry". — Inspirierte Verherrlichung des Deutschen Keichstanzlers. — "Ein strebsamer junger Mann."—

Auch von Herrn von Mumm, der Herrn von Holleben während seiner Urlaubsreise im Jahre 1899 vertrat, erhielt ich mancherlei eigenartige Aufträge. Ich muß sagen, daß sich Herr von Mumm auf den Verkehr mit der Presse besser versteht als irgend ein anderer deutscher Diplomat meiner Bekanntschaft. Nur wenige Tage vor seiner Ankunft erschien in gewissen der amerikanischen Administration nahestehenden Blättern eine Notiz des Inhalts, daß der Präsi= dent der Bereinigten Staaten, William Mc Kinley, ein eigenhändiges Schreiben an den Deutschen Kaiser gerichtet und diesem seinen Dank dafür ausgesprochen hätte, daß er gerade Herrn von Mumm nach Washington gesandt habe. Form und Suhalt der Meldung erschienen mir so außer= gewöhnlich, daß ich sofort, wie es meine Pflicht war, die Aufmerksamkeit der Botschaftssekretäre darauf lenkte und um eine Erklärung bat. Diese Herren waren mit mir der Ansicht, daß das fragliche Zeitungskommuniqué etwas höchst Auffälliges wäre; sie hielten es jedoch für ausgeschlossen, daß es auf irgend welchen Tatsachen fußen könne, und erblickten in der Veröffentlichung, worin ich ihnen beistimmte, weiter nichts als eine kleinliche und gehässige Intrigue gegen Herrn Dr. von Holleben.

Ich war darum nicht wenig erstaunt, als Herr von Mumm in der ersten Zusammenkunft, die ich mit ihm hatte, selbst von jener Zeitungsmeldung zu sprechen begann: Er habe davon gehört, so äußerte er sich, daß sie in verschiedenen Blättern erschienen sei, und da sie bisher nicht widerrusen wäre, so musse sie wohl wahr sein. Es könne darum nichts schaden, sondern würde im Gegenteil wesentlich zur Pflege der guten Beziehungen zwischen den beiden Reichen beitragen, wenn ich in meinen Korrespondenzen für deutsche und amerikanische Blätter immer von Neuem auf den Brief des Präsidenten an den Deutschen Raiser hinwiese. In derselben Unterredung nahm Herr von Mumm Beranlassung, sich mir gegenüber über seine Stellung zur Presse auszusprechen, zu deren größten Bewunderern und Verehrern er gehöre und deren hohe Bedeutung für das öffentliche Leben der Bölker er voll und rückhaltloß anerkenne. Er war sichtlich erfreut, als ich ihm auf seine Anfrage mitteilen konnte, daß ich der Washingtoner Korrespondent der "Münchener Neuesten Nachrichten", und der Wiener "Politischen Korrespondenz" sei, und versicherte mir mit diplomatischem Lächeln, er würde besonderen Wert darauf legen, seinem Namen in diesen Blättern recht häufig zu begegnen.

So verlief unsere erste Unterredung. Ich hatte in der Folge zahlreiche Zusammenkünfte mit ihm, fast jeden zweisten oder dritten Tag, doch wüßte ich mich nicht einer einzigen zu erinnern, in der er nicht mit dem Verlangen an mich herangetreten wäre, eine persönliche Keklame für ihn zu schreiben.

Wenn irgend Jemand, so hatte er es in der Kunst der Selbstanzeige dis zur Meisterschaft gebracht. Bahlreiche "Clipping"- Agenturen waren von ihm besoldet, um ihm jede, wenn an sich auch noch so unbedeutende Beitungsnotiz über seine Person und seine diplomatischen Heldentaten zuzusenden, und er wachte mit peinlichster Sorgsalt darüber, daß jeder Beistungsausschnitt ausgehoben, registriert und, seiner Wichstigkeit entsprechend, in mehreren Exemplaren vervielsältigt wurde, um ihn ersorderlichensalls stetz gleich zur Hand zu haben. So gab er mir zehn Jahre alte Abschriften von Beistungsnotizen über seine frühere Tätigkeit als Geschäftsträger in Washington, in denen er die in den Himmel gelobt war.

Den gleichen Prefapparat bot Herr von Mumm in seinem Verkehr mit dem Auswärtigen Amte in Berlin auf. Er führte die Verhandlungen wegen Abschlusses einer Post= pacetkonvention zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche zu Ende und erblickte hierin, wie nicht anders zu erwarten war, ein diplomatisches Meisterstück ersten Ranges. Tatsache aber ist, daß der Vertrag den Amerikanern mehr zum Vorteil gereicht als den Deutschen. Denn während zu der Zeit, als die ersten diesbezüglichen Verhandlungen ein= geleitet wurden, die Handelsbilang in dem Berkehr der beiden Länder weit zu Gunften Deutschlands ausfiel, hat sich dieses Verhältnis seit Einführung der Mc Kinlen'schen Sochschutzölle völlig zu Gunsten der Vereinigten Staaten ver= ändert und der Abschluß der Postpacketkonvention war in Wahrheit nichts als eine Niederlage, insofern als dadurch die amerikanischen Fabrikanten in den Stand gesetzt wurden, den deutschen Markt mit ihren Musterpacketen zu überschwemmen — ein Zugeständnis das die Vereinigten Staaten bei den ersten Verhandlungen den deutschen Fabrikanten rundweg abgeschlagen hatten. Die entsprechend präparier= ten Zeitungen sangen natürlich das Lob des Herrn von Mumm in allen Tonarten und ich selbst war Zeuge, wie er bei einer einzigen Gelegenheit an fünfzig Zeitungsaussichnitte (d. h. ebensoviele Reklameartikel) auf einmal an das Auswärtige Amt nach Berlin sandte. Die Kanzleibeamten sogar zuckten die Achseln und lächelten, wenn Herr von Mumm zu ihnen ins Zimmer trat, da sie im Boraus wußten, was ihn zu ihnen führte.

Das Ziel des Strebens des Herrn von Mumm war (und ist auch wohl heute noch) der Washingtoner Botschafterposten. Er selbst gestand mir zu, daß er in nicht allzuserner Zeit als Botschafter nach den Vereinigten Staaten zu kommen hofse, und seine Satelliten in der angloamerikanischen Presse wurden nicht müde, dafür einzutreten, daß er der richtige Mann für die Vereinigten Staaten sei.

Sehr eigentümlich war die Tatsache, daß, während die Preßkampagne gegen Deutschland schwieg, solange Herr von Mumm als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Kaisers in Washington weilte, sie in demsselben Augenblicke mit der alten Schärfe und Leidenschaftlicheit außbrach, in dem Dr. von Holleben wieder seinen Fuß auf amerikanischen Boden setze. Ich dat den zweiten Sekretär, den Grasen Hade, um eine Erklärung dieser seltsamen Erscheinung und erhielt von ihm die charakteristische Antwort: "Herr von Mumm hat diese hungrigen Zeitungssschreiber mit seinen Champagnersrühstücken verwöhnt, und jeht sind sie wütend, daß das ausgehört hat." So die Erklärung meines gräslichen Freundes, die aber den eigentlichen Grund nicht trifft.

Herr von Munn setzte seine Taktik übrigens auch in Deutschland fort. Kaum in Berlin angekommen, sud er den damaligen Bertreter der "Associated Press", Herrn Wolf von Schierbrand und dessen auf einer Geschäftsreise dort befindlichen Londoner Kollegen, Mr. Walter Neef, sofort zu einem Champagnersouper ein, und machte auch auf diese beiden amerikanischen Journa-

listen einen so günstigen Eindruck, daß Herr von Schierbrand mir ein halbes Jahr darauf eingestand, sie alle (d. h. die amerikanische Regierung und Presse) wollten Herrn von Holleben von seinem Posten sort und an seiner Stelle Herrn von Mumm als Deutschen Botschafter in Washington haben.

Hanischen Bundeshauptstadt erreichte ihr Ende und er begab sich nach New- York, um von dort die Rückreise nach Deutschstand anzutreten; aber selbst noch an Bord des Schiffes sand er Zeit, mich zu verständigen, daß die "New- York Tribune", das einflußreichste Blatt in den Bereinigten Staaten, in ihrer kommenden Sonntagsnummer ein en von ihm in spirierten Artikel über den Grafen Bülow bringen würde — einen Artikel, den ich übersetzen und den von mir vertretenen "Münchener Neuesten Nachrichten", sowie der "Politischen Korrespondenz" einsenden möchte. Ich entsprach dem Ersuchen Herrn von Mumms und beide Zeitungen brachten prompt den fraglichen Artikel, der jedensfalls von dem Reichskanzler nicht minder als von Herrn von Mumm mit lebhafter Befriedigung gelesen worden ist.

Daß Herr von Mumm jede, den Kaiser betreffende lobende Zeitungsnotiz einsandte, ja aus längeren, häufig bestellten Artikeln telegraphische Auszüge übermittelte, versteht sich von selbst.

"Ein strebsamer junger Mann!" so charakterisierte der deutsche Konsul Marheinecke*) in Philadelphia Herrn von Mumm. In der Tat ein recht strebsamer junger Mann, der das große Geheimnis versteht, Karriere zu machen — Karriere um jeden Preiß!

^{*)} Jest beutsches Mitglied ber internationalen Donaukommission.

X.

Die diplomatische Lausbahn in Deutschland nur für den Abel. — Reminiscenz an den Frankfurter Bundestag. — Einige von unseren Bismarck. — Eine Politik der Demütigungen und wer für sie verantwortlich ist. — Herr von Sternburg versteht sich aufs Komplimentieren. — Was Roosevelt ihm schon vor Jahren versprach. — "Diplomatenarbeit" in Washington. — Braf Hade etzelliert als Kotillontänzer und Serpentinenstänzerin. — "Mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird." — Ein Wis des türksischen Gesandten. — Ich schreibe einen Bericht für den Grasen Hades Benno von Hermann. — Ich übermittle dem Geohrseigten, dem gefürchstelsten Washingtoner Chefredakteur, eine merkwürdige Entschnlöigung des Botschafters. — Herrn von Bredows klassischer Bericht. —

Die diplomatische Laussahn ist in Deutschland heute ausschließlich den "Edelsten und Besten der Nation," dem A de I, vorbehalten. Nach meinen Beobachtungen qualissiziert der Adelsbrief ohne Weiteres für die Diplomatie und die Ablegung des sogenannten diplomatischen Examens ist weiter nichts als eine Formsache, mit der es nicht allzu genau genommen wird. Der diplomatische Zopf, den Bismarck in seinen Frankfurter Bundesratsschilderungen tressend anspottete, ist heute noch genau so im Schwunge wie zur Zeit des seligen Deutschen Bundes, und wenn der nachmalige Kanzeler von seinen früheren Kollegen schrieb, daß sie eine wichtige diplomatische Amtsmiene aussetzen, wenn sie den Schlüssel

zum Moset verlangten, so kann ich nur sagen, daß die jungen deutschen Diplomaten sich in dieser Hinsicht nicht zu ihrem Vorteil von ihren Frankfurter Vorgängern unterscheiden.

Die Zusammensetzung der Botschaft in Washington darf gewiß als thpisch auch für die der anderen diplomatischen Vertretungen des Deutschen Reiches im Auslande gelten und es bedarf wohl kaum einer besonderen Versicherung, daß ich mit meinen Aussührungen nicht die einzelnen Personen, die mir herzlich gleichgültig sind, sondern nur das Shstem zu treffen suche.*) Um an der Spite zu beginnen:

Seine Ezzellenz, der Deutsche Botschafter, Herr Theodor von Holleben, ein geborener Stettiner, war noch ein Diplomat Bismarckscher Schule. Er verweilte einige Jahre als Minister-Resident in Süd-Amerika, war später mehrere Jahre als Gesandter in Japan und dann in Washington tätig, von wo er auf den Stuttgarter Auheposten versetzt wurde. Die Bereinigten Staaten hatten inzwischen das Werk der Umwandlung ihrer Gesandtschaften bei den Regierungen der europäischen Großmächte in Botschaften begonnen — eine Attion, die eine entsprechende Rangerhöhung der europäis

^{*)} Bu Rup und Frommen berjenigen meiner Rritifer, die vielleicht ben Borwurf wiber mich erheben werben, daß ich allgu grau in grau male, fuhre ich nachträglich eine in ber Berliner "Morgenpoft" unter bem Schlagwort "Diplomatenarbeit" erichienene Mitteilung an, bie meine Angaben voll und gang bestätigt. Die betreffende Rotig lautet: Die Bevorzugung des Abels in der diplomatischen Laufbahn ist tein Borzug bes "tonstitutionellen" Preugenftaates. Auch im Guben Deutschlands icheint man bicfer von ben Batern ererbten Gitte gn hulbigen. In einem langeren Artitel erhebt bas Bentrumsorgan in Munden barüber laute Rlage und verrat, bag fich ein junger abliger Berr feine geschichtliche Brufungsarbeit von Beamten eines wiffenschaftlichen Institute in Munchen habe anfertigen laffen, an bas ihn fein Lehrer, ein Universitätsprofessor, gewiesen habe. Das Blatt fügt hingu, baß ber Fall nicht vereinzelt baftebe. Innerhalb ber Mauern eines Munchener wissenschaftlichen Instituts foll die Bezeichnung "Diplomatenarbeit" für Falle biefer Art jum geflügelten Bort geworden fein.

schen Gefandtschaften in der amerikanischen Bundeshauptstadt zur Folge hatte. Herr von Holleben war der dritte Bertreter des Deutschen Reiches, der als Botschafter nach Waihington ging. Es unterliegt heute wohl kaum einem Zweifel, daß das Auswärtige Amt eine andere Wahl getroffen, wenn es die Zeichen der Zeit richtig zu deuten gewußt hätte. Der kommende spanisch-amerikanische Krieg warf schon damals seine Schatten voraus, aber unter den günftigen Deutichen Diplomaten gab es niemanden, der dem lingewitter, das sich über Cuba zusammenzog, eine besondere Beachtung beimaß. Wie falsch berichtet die Leiter der deutschen auswärtigen Politik über die tatsächlichen Verhältnisse waren, beweist der Zeitabschnitt unmittelbar vor und nach Beginn des Krieges, als die gesamte deutsche Presse ohne Unterschied der Parteien auf einen Wink des Auswärtigen Amtes frohlich auf die Vereinigten Staaten losschlug.

Für diese furzsichtige Politik muß direkt Herr von Holleben verantwortlich gemacht werden, der, zum ersten Male in seiner Laufbahn großen und verwickelten Aufgaben gegenübergestellt, sich der Sachlage in feiner Weise gewachsen zeigte. Der Krieg endete, wie jeder Einsichtige vorausgesehen, mit dem raschen Siege der Vereinigten Staaten, die sich erst dann voll ihrer Weltmachtstellung und dementsprechend eine rücksichts= bewußt wurden, lose Weltmachtpolitik zu treiben begannen. Das Deutsche Reich erntete nun die Früchte der kurzsichtigen Bolitik seiner Diplomaten, indem es seitens der Regierung der Vereinigten Staaten eine Reihe von Demütigungen über sich ergehen lassen mußte, die schweigend hinzunehmen den Aposteln der "gepanzerten Fauft" schwer genug gefallen sein mag. Ich gestehe unumwunden, daß selbst mir, dem bescheidenen journalistischen "Sandlanger" des Botschafters, die Schamröte in die Wangen stieg, wenn ich Auftrag erhielt, dem amerikanischen Bublikum die schwächlichen und an den Haaren herbeigezogenen

Beschönigungen aufzutischen, unter benen das Auswärtige Amt all' die kleinlichen Maßnahmen und Plackereien gegen den amerikanischen Handel eine nach der anderen zurückzog. Auch für die deutsche "Politik der Demütigungen" gebührt Herrn von Holleben die Berantwortung.

Der eigentliche Stab des Botschafters, d. h. seine Sekretäre und Attachés, sette sich nur aus blaublütigen Aristokraten zusammen, die es sämtlich mehr oder minder als eine Ent= würdigung empfanden, zeitweilig in einer demokratischen Republik leben zu müssen. Die Wahrheit verlangt es übrigens, daß ich hier erkläre, daß die einflußreichen Kreise Washingtons meist nur mit Spott und Hohn auf die Vertreter des europäischen Abels blicken, in denen sie fast ausnahmslos Glücksjäger und Bewerber um die Sand reicher amerikanischer Man kann füglich nicht behaupten, daß Erbinnen wittern. das Auswärtige Amt besonderen politischen Takt beweist, indem es ausschließlich Angehörige des Adels als Vertreter des Reiches in eine Republik schickt, die allen Adel innerhalb. ihrer Grenzen abaeschafft hat und Ausländern ausdrücklich die Niederlegung ihres Adelstitels zur Pflicht macht, ehe sie fie in ihren Bürgerverband aufnimmt. Die Amerikaner besitzen eine bestimmte Wertskala für die Abschätzung europäischer Abelstitel, doch erscheinen auf dieser die deutschen Namen ganz unten.

Erster Sekretär und Geschäftsträger in Abwesenheit seines Chess war mein guter Freund, Baron Speck von Sternburg. "Ein unscheinbares, ausgemergeltes Männschen," wie ihn einzelne amerikanische Blätter nannten, besaß und besitzt er einen einzigen unschäßbaren Borzug, den ihm seine deutschen Kollegen nicht streitig machen können: Seine Freundschen kollegen nicht streitig machen können: Seine Freundschen Folitiker Theodore Roosevelt. Er war schon einmal zuvor als Deutscher Militär-Attaché in Washington gewesen und hatte als solcher die Bekanntschaft

Roosevelts gemacht, der damals an der Spize der New- Yorker Polizei stand. Man erzählt sich, daß Sternburg dem schon damals für Schmeicheleien sehr empfänglichen Roosevelt das Rompliment ausgesprochen hätte, er hofse ihn eines Tages als Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington zu begrüßen, worauf dieser das Rompliment mit der Bemerstung zurückgegeben habe, wenn die Prophezeihung einträse, werde er dasür sorgen, daß Baron von Sternburg und kein Anderer das Deutsche Reich in der Bundeshauptstadt respräsentiere.

Bu der Zeit, von der ich schreibe, ließen sich beide nicht träumen, welche Rolle ihnen vom Schickfale zugedacht war.

Herr von Sternburg galt auf der Botschaft keineswegs als ein glänzendes diplomatisches Licht und war ein geschworener Feind allen Schreibwerkes, das ihm als altem Soldaten manche Schwierigkeiten bereitete. Die Periode des spanischamerikanischen Krieges, während dessen er die Geschäfte der Botschaft selbständig führte und Herr von Holleben in Berlin auf Urlaub weilte, stellte große Anforderungen an ihn, denen er nur gerecht zu werden vermochte, indem er sich der Unterstützung tüchtiger Mitarbeiter versicherte. Einer dieser. Professor Hermann Schönfeld, erhob mir gegen= über den Anspruch, der geistige Urheber und Ber= fasser der meisten Berichte gewesen zu sein, die im Sommer des Jahres 1898 von Washington an das Auswärtige Amt in Berlin abgingen. Herrn von Sternburgs Berichterstattung fand die allerhöchste Anerkennung, die ihm durch Berleihung des Roten Ablerordens 2 ter Klasse sowie durch ein kaiserliches Handschreiben zum Ausdruck gebracht wurde. Der Herr Professor, der leer ausgegangen war, machte ein verdrossenes Gesicht, führte öffentlich allerlei verfängliche Reden über die Undankbarkeit deutscher Diplomaten und beruhigte sich erst wieder, als ich den Herrn Baron veranlaßte, ihm in seiner Wohnung einen Besuch abzustatten.

Un einer andern Stelle schon habe ich von den Meinungsverschiedenheiten gesprochen, die zwischen Herrn von Holleben und seinem erften Gefretar bestanden. Diefer führte mir gegenüber zuweilen bitterlich Alage über das Verhalten Seiner Erzellenz und stellte sich in meinem Konflikte mit dem Botschafter ganz auf meine Seite. Seine damalige Freundschaft für mich ging sogar so weit, daß er mich bei meinem Abgange von Washington vor einem Empfehlungsbriefe an den Fürsten Philipp Eulenburg warnte, den Serr von Holleben mir aus eigenem Antriebe angeboten hatte. Herr von Holleben verhinderte es, daß Herr von Sternburg jum Deutschen Gesandten in Mexiko ernannt wurde, welchen Posten dieser für seine Dienste in der Samoa-Angelegenheit zuversichtlich erwartet hatte. Statt dessen wurde er als Deut= scher Generalkonsul nach dem heißen Kalkutta gesandt, wo er noch heute schmoren würde, wenn er - - den Schreiber dieses nicht vor dem Einführungsbriefe des herrn von holleben an den Fürsten Gulen= burg gewarnt hätte.

Der zweite Sekretär der Botschaft war Graf Hade, ein echt märkischer Junker, dem die Washingtoner Blätter nachrühmten, daß er ein vorzüglicher Cotillontänzer sei, auch daß er sich als — Serpentinentänzerin auf einem Herrenabend des türkischen Gesandten besonders ausgezeichnet habe. Bon dieser Unterhaltung bei dem Vertreter des Sultans, der nahezu alle jüngeren europäischen Diplomaten beiwohnten, erzählte mir übrigens der amerikanische Unterstaatssekretär David J. Hill, daß er noch nie zuvor so viele stupide Gesichter bei einer Gelegenheit vereint gesehen und daß er lebhaft des Wortes des schwedischen Kanzlers Drenstjerna hätte gedenken müssen, wenn ich mich recht entsinne, auf demselben Herrensabend, als Ali Ferrouh Bei einen guten Wit auf Kosten des jungen deutschen Diplomaten prägte. Die beiden Männer

hatten sich in ein Wortgefecht eingelassen, in dessen Verlause Graf Hade dem Gesandten die Worte ins Gesicht schleuderte: "Mais, Monsieur le Ministre, moi je suis Comte." Schnell wie der Blitz antwortete der schlagsertige Osmane: "Monsieur le Comte, il y a des Comtes qui ne content pas, Monsieur le Comte." Als Ferrouh Bei hatte die Lacher auf seiner Seite.

Von sonstigen guten Eigenschaften des Grafen Hade wußte die amerikanische Presse nichts zu berichten. Wenngleich er öffentlich aus seiner Abneigung gegen die Zeitungsmenschen nie Hehl machte, jo würdigte er doch in der Stille ihre Arbeit und erwies ihr sogar die Ehre, sie seinen Berichten an das Auswärtige Amt zu Grunde zu legen. Leider beging er da= bei das Versehen, die Zeitungsausschnitte, aus denen er seine Weisheit schöpfte, in seinen Konzepten zu vergessen und da= durch den spottsüchtigen Kangleibeamten das Geheimnis seiner Abschriftstellerei zu verraten. Vom Schlage jener Frankfurter Diplomaten, welche Bismard so köstlich geschildert hat, suchte er den geringfügigsten Angelegenheiten einen hochwich= tigen Anstrich zu verleihen. Wenn ich eine Unterredung mit ihm hatte, so schloß er zuerst eigenhändig die Tür, nachdem er sich vorher vergewissert hatte, daß keine Lauscher vor ihr standen, blidte sich dann argwöhnisch im Zimmer um, ob es nicht doch noch unberufene Zeugen gabe, senkte die Stimme und trug mir im Flüstertone sein Anliegen vor. Noch jest muß ich in der Erinnerung herzlich lachen, wie er mir einmal nach dieser geheimnisvollen Einleitung gestand, er sei außer Stande, einen ihm vom Botschafter abverlangten Bericht über den Ausfall der amerikanischen Herbstwahlen (die gerade stattgefunden hatten), anzusertigen, obwohl er sich bereits an dreißig Zeitungsausschnitte darüber gesammelt hätte; schließlich kam er mit der Anfrage heraus, ob ich ihm nicht den Gefallen erweisen würde, ihm den Bericht zu liefern. Ich entsprach dem Ersuchen und schrieb den Bericht, wobei ich den Ausdruck "Legislatur = Wahlen" ge=

brauchte. Als ich ihm den Auffat überreichte, bat er mich allen Ernstes um eine Erklärung dieses Ausdruckes. Man stelle sich diesen Deutschen Botschaftssekretär, der ungeachtet der Ablegung seines diplomatischen Examens nicht die Bedeutung des Wortes Legislatur-Wahlen kenut, im amtlichen Verkehr mit den gewißten Vertretern der amerikanischen Regierung vor!

Ein würdiges Seitenstück zum Grasen Hacke war der Landwirtschaftliche Attaché der Botschaft, der Kgl. Württemsbergische Kammerherr Freiherr Benno von Hersmann. Gin Buchgesehrter, verstand dieser angebliche Sachsverständige von der praktischen Landwirtschaft sehr wenig, wie mir ein Botschaftsmitglied erzählte, das mit ihm einen Spaziergang durch die Umgebung Washingtons unternommen und ihm dabei etwas auf den Zahn gesühlt hatte. Gleichwohl bezog er für seine ausreibende Tätigkeit das niedliche Jahresgehalt von 19 000 Mark, ganz abgesehen von den Keisegeldern usw. für die zahlreichen Keisen, die er im "Interesse Dienstes" unternahm. Er war der Held zahlreicher Skandasassichen, von denen eine Ohrseigengeschichte hier Plat sinden nöge.

Es erregte in den gesellschaftlichen Kreisen Washingtons nicht geringes Aussehen, als es ruchbar wurde, daß in den Räumen des exklusiven Metropolitan-Club eine Auseinanderssehung mit schlagenden Beweisgründen zwischen Herrn von Hermann und dem Chefredakteur der "Washington Post", Mr. Richard Weighen Gründe für den peinlichen Vorsall au: Die Einen wollten wissen, daß der deutschen Agrikulturist den amerikanischen Journalisten wegen beleidigender Außerungen über den Deutschen Kaiser habe züchtigen wollen; die Anderen hinwieder meinten, daß Mr. Weightman, der die schärsste Feder in ganz Washington sührte, den Zorn des Barons aussich beschworen habe, weil er sich mit den unziemlichen Beschworen habe, weil er sich mit den unziemlichen

ziehungen der seither geschiedenen Frau eines Bundessenators beschäftigt habe. Wie dem auch sein mochte — und wahrscheinlich waren beide Darstellungen richtig — Tatsache war, daß Baron von Hermann die ihm erwiesene Gastfreundschaft des Metropolitan-Club sehr übel lohnte und daß die Angelegensheit in einer dem Ansehen der Deutschen Diplomatie nicht sehr günstigen Weise besprochen wurde. Am meisten hatte der Deutsche Botschafter darunter zu leiden, denn war die "Wasshington Post" die dahin keine besondere Freundin der deutsichen Politik und ihrer Träger gewesen, so erkor sie sich von jenem Zeitpunkte an den Botschafter und den Kaiser zur besonderen Zielscheibe ihrer Angriffe.

Die Angelegenheit nahm ganz den von mir erwarteten Berlauf. Herr von Holleben ersuchte mich, dem Herrn Weight= man diskret zu versichern, daß der Botschafter den peinlichen Vorfall außerordentlich bedauere, daß er Herrn von Hermann deswegen ernstlich zur Rede gestellt habe und daß er jederzeit gern Herrn Weightman auf der Botschaft empfangen würde, um ihm diese Erklärungen persönlich zu wiederholen. Baron von Hermann sei übrigens kein richtiger Diplomat, sondern nur ein Ugrifulturist, ein Bauer, und es hieße sowohl seiner Person wie dem Vorfall zuviel Bedeutung beimessen, wollte er von Berlin seine Abberufung verlangen. Durch die Vermittlung eines gemeinsamen Freundes machte ich die Bekanntschaft eines Redakteurs der "Washington Post", des Rapitans Ullen, den ich bat, seinem Chef die Erklärungen des Botschafters mitzuteilen. Das geschah, blieb aber zunächst ohne Folgen auf die Haltung des Blattes.

Zweiter landwirtschaftlicher Attaché war zu meiner Zeit ein blutjunger märkischer Junker; Herr von Bredow, der in unwerhältnismäßig kurzer Zeit in Washington zu einer populären Figur geworden war. Wenn ich auf die Botschaft ging, hatte ich häusig das Vergnügen, ihm vor dem Portal zu begegnen, wo er sich Reitpserde vorsühren ließ und mit deren > 2

Berkäufern unterhandelte. Gine hochaufgeschossene schlanke Gestalt mit dem typischen preußischen Leutnantsgesicht des Simplizissimus, mit langem Mantel und in hohen Lackftiefeln, machte er einen, wenigstens für die Bewohner der Bundeshauptstadt etwas befremdenden Eindruck, ohne sich dessen bewußt zu sein. Ein hübsches Wort zirkulierte von ihm, das durch die Indiskretion eines Dieners bekannt geworden war. In einem der wenigen von ihm verfaßten Berichte an den landwirtschaftlichen Minister in Berlin gebrauchte er die klassische Bendung: "In diesem Lande fressen die Pferde soviel Hafer wie sie wollen!" Es schien Herrn von Bredow nicht so recht in den Ropf zu wollen, daß es selbst die Pferde in Amerika besser haben sollten als in Deutschland. Der Bericht erregte in den engeren Kreisen der Botschaft die größte Heiterkeit und trug, wie schon bemerkt, nicht wenig zur Popularität seines Urhebers bei. Herr von Bredow konnte stolz von sich sagen, daß er auch nicht einen Feind besaß. Sein ganzes Auftreten, sein unschuldiges kindliches Gesicht mit den wasserblauen Augen und seine hohe Fistelstimme eroberten ihm vereint die Herzen aller Personen, mit denen er in Berührung kam. Seines Bleibens sollte in Washington nicht lange sein; bald nach dem erwähnten Berichte über das amerikanische Pferd wurde er von seinem Posten abberusen, kehrte jedoch später zurud, um eine Tochter des Senators Newlands zu ehelichen. Hans im Glüd!

XI.

Intime Geschichten von der "Junggesellenbotschaft". — Debut der Prinzessin Brede. — Ein im Weißen Hause abgesagter musikalischer Empfang zu Ehren der Prinzessin sindet auf der Botschaft statt. — Die seltsamen Aventiuren des Freiherrn Richard von Kap-Herr, Militär-Attaches der Botschaft. — Mißgeschick des Erasen X. — Bas an seinem Berschungsabend passerte. — Professor Schönfelds Zitat auß Faust. — Abolf von Brünings Ehe mit der geschiedenen Frau eines betagten Bostoner Schuhfabrikanten. — Was tut man nicht auß Liebe! — "Wie der Herr, so's Gescherr." — Wenn ein ehemaliger Königlich bahrischer Feldwebel im Zivilverhältnis der Untergebene eines ehemaligen preußischen Unterofssiers ist. . . . — Depeschensäcke als Besörberungs-mittel für alte Hosen und seidene Unterröcke. —

Bur Zeit des Herrn von Holleben führte das diplomatische Etablissement des Deutschen Reiches in der Bundeshauptstadt den pikanten Beinamen "Funggesellen bot =
schaft". Dieser Beiname war nicht unverdient, denn der Herr Botschafter sowohl, wie die meisten Mitglieder seines Stades, waren wohlkonservierte lebensfrohe Junggesellen von dem guten alten Schlage, die ritterlich der Schönheit huldigten, wo immer sie ihr begegneten und dabei selbst die in Bashington so streng beobachtete "Farbenlinie" nicht respektierten. Man huldigt dort mehr als in jeder andern amerikanischen Stadt lukullischen Taselfreuden, und mancher zu den schönsten Hossfnungen berechtigende Staatsmann der Bereinigten Staaten hat frühzeitig in das Gras beißen müssen, weil sein Magen den Ansorderungen des bundeshauptstädtischen Gesellschafts-lebens mit seinen Galadiners, Banketten etc. nicht gewachsen war. Die herrlichen Austern von der Chesapeake-Bah und das heimatliche Terrapin sind Leckereien, die man anderswo nicht sindet und die, mit "Woöt und Chandon" oder "Rheingold" begossen, wesentlich zur Stärkung und Anregung des inneren Menschen beitragen. Die (in Washington) leben, die genießen!

In der fashionablen Welt Washingtons erregte, bald nachdem Herr von Holleben als Botschafter dorthin gesandt worden war, das Auftauchen einer europäischen Aristokratin mit einer Vergangenheit bedeutendes Aufsehen. Es war die Fürstin Ludmilla Wrede, geb. Moldanar, geschiedene Doborzansky, die sich damals in einem von ihrem zweiten Gatten, dem Fürsten Alfred Wrede, angestrengten Chescheidungsprozesse befand. Ein verführerisches "Je ne sais quoi" umgab die schöne Frau, der bald die Löwen der amerikanischen Jugend huldigend zu Füßen lagen. Auch Herr von Holleben ließ sich nur zu gern an den Triumphwagen dieser magnari= schen "Venus Victrix" einspannen und tat alles, was in seinen Kräften stand, um ihre gesellschaftliche Stellung zu befestigen. Dazu konnte nichts besser beitragen als ihr Debut im Weißen Hause, und der ritterliche Vertreter des Deutschen Reiches ließ es sich daher angelegen sein, der armen rückenmarksleidenden Gattin des Präsidenten, Frau Mc Kinlen, den Gedanken zu suggerieren, zu Ehren der neuangekommenen er= lauchten europäischen Aristokratin einen musikalischen Empfang im Weißen Hause zu geben und dazu die ganze amtliche Welt der Bundeshauptstadt einzuladen. Frau Mc Kinley war von dieser reizenden Idee Herrn von Hollebens entzückt und ging bereitwilligst darauf ein.

Es wurden Einladungen gedruckt und an die Kabinetsminister, die hohen richterlichen Beamten, die Senatoren und Repräsentanten, an die ausländischen Diplomaten etc. etc. und ihre Damen gesandt und der kommende musikalische Empfang versprach zu einem Galaereignis in der Geschichte des Weißen Hauses zu werden.

Da geschah etwas. Ein guter Freund und Kollege des Herrn von Holleben, der ebenfalls die Ehre hatte, eine europäische Großmacht in Washington zu vertreten, suchte den Präsidenten auf und dat ihn um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Man weiß nicht gerade, was der Gegenstand dieser Unterredung war, doch steht soviel fest, daß nach derzielben der mit soviel Lärm angekündigte Empfang abgesagt und die zahlreich dazu ergangenen Einladungen zurückgezogen wurden.

Herr von Holleben zeigte sich wie immer der Lage vollauf gewachsen. Als echter Ritter "sans peur et sans reproche" hielt er es für seine Chrenpflicht, seiner so empfindlich gekränkten Freundin Genugtuung zu bieten und den unterbliebenen musikalischen Empfang auf der Deutschen Botschaft zu ver-Wiederum ergingen Einladungen an dieselben Personen, die sie schon einmal empfangen hatten, und das große Creignis verlief diesmal glücklich ohne jede Störung. Nur wollte, als der musikalische Schmaus vorüber war und der Botschafter seinen Gästen etwas Substantielleres bieten wollte, Niemand dableiben. Alles zog sich zurück und selbst die Damen der Washingtoner Presse lehnten es ab, sich an die ihnen gebotenen Erfrischungen zu halten. "Die Botschaft ist nicht der Plat, wo sich eine Dame ohne Eskorte aufhalten kann," lautete ihr Kommentar, und zornig drückte sich der Botschafter seinen Hut in die Stirn, um an anderer liberaler denkender Stelle Aufmunterung und Trost zu suchen.

Von jenem Tage an datierte der gesellschaftliche Ruin Herrn von Hollebens. Sein gewißter Kollege hatte einen großen Sieg errungen und durfte sich schmunzelnd die Hände reiben.

Die Fürstin Wrede kam, wenn ich mich recht erinnere,

noch für eine zweite Saison nach Washington, kehrte aber später nach Frankreich zurück, wo sie geruhte, in Pariser Chantants und Cabarets ihr zu Ehren veranstaltete "musikalische Empfänge" mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Aus einer Ehe mit Dr. von Holleben, die in Diplomatenkreisen ein besliebtes Gesprächsthema gebildet hatte, wurde nichts. Sie transit gloria mundi!*)

Ein lebenslustiger Junggeselle, der vortrefflich in das Milieu der "Junggesellenbotschaft" paßte, war auch der Militär-Attaché, FreiherrRichard von Kap-Herr, Preußischer Rittmeister der Reserve des Leib-Garde-Husaren-Regiments. Als schneidiger Kavallerist schreckte er selbst vor Attacken auf schwarze Flotten nicht zurück, wobei es ihm allerdings zuweilen passierte, daß er selbst in aller Form gekapert und für aute Brise erklärt wurde. Einmal promenierte er, nachdem er in lustiger Gesellschaft gespeist hatte, in jener in= teressanten Gegend New- Norks, die als das "Tenderloin" befannt ist, als zwei ebenso wohlgebaute wie verfüherisch ge= fleidete minnigliche Mägdelein, von Natur so schwarz wie Ebenholz, sein Auge fesselten. Halb zogen sie ihn, halb sank er hin, und in einem dunklen Hauseingang ward die schwarze Tat vollbracht. Richard, Freiherr von Kap-Herr, Kaiserlich Deutscher Militär=Attaché und Königlich Preußischer Kitt= meister der Reserve des Leib-Garde-Husaren-Regiments, fühlte sich plöplich von vier fräftigen Armen umschlungen, während eine geschickte Hand ihn schnell um seine goldene Uhr und Rette, sein Portemonnaie und seine Brieftasche erleicherte, in welch' letterer sich wichtige amtliche Dokumente befanden. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und als Richard, Freiherr von Kap-Herr, am nächsten Morgen mit etwas wüstem Schädel erwachte, fand er, daß

^{*)} Die Nachfolgerin in der Liebe des Fürsten Wrede wurde eine glutäugige reiche argentinische Witwe, die später als, Kleptomanin" zu einer internationalen Berühmtheit gelangte.

er über Nacht in ganz Amerika ein berühmter und populärer Mann geworden war.

Sehr übel spielte dem armen Rittmeister das Organ des Berliner Auswärtigen Amtes, die "New-Porker Staats-Zeitung" mit, welche sich bei einer andern Gelegenheit von ihrem Berliner Berichterstatter das folgende Telegramm über den Dzean "kabeln" ließ:

Berlin, 25. Februar 1899.

Der frühere beutsche Militär-Attaché in Washington, Freiherr Richard v. Kap-Herr, preußischer Rittmeifter ber Reserve des Leib=Garde=Husaren=Regiments, wird von einer ganzen Heerschar Gläubiger auf bas Dringenoste gesucht. Schon ebe ber Freiherr zur Botschaft in Washington tommandiert wurde, wo ihn lettes Jahr Leutnant v. Bredow ablöste, lebte er hier als Garbehusaren-Offizier auf bem größten Fuße. Junggeselle, der er war und noch ist, ge= noß er das Leben in vollen Zügen, einerlei woher die Mittel dazu beschafft werden mußten, reiste außerordentlich viel, und dann immer mit Damen unzweifelhaften Charakters, "jeute" erheblich und verlor gelegentlich bedeutende Summen. Auch in Washington, wo er das alte flotte Leben in neuer Auflage fortsette und Bären in schwerer Menge anband, wurde ihm schließlich ber Boden zu beiß, und feine plot= liche Abberufung von dort hatte ihre wohlbegründeten Ilr= sachen. Seit mehreren Monaten galt er in Bekanntenkreisen als verschollen, und eifrige Nachforschungen teilnahmvoller Gläubiger führten zu keinem Ergebnis. Doch will man jest wiffen, daß er sich in Argentinien aufhält. Gin Ber= zeichnis seiner Schulden wird demnächst durch Aushang veröffentlicht werden.

Dieses "Telegramm" der "New- Yorker Staats-Zeitung" bildet eine lustige Illustration zu dem allzeit interessanten Thema, wie Kabeldepeschen (Kostenpunkt 1 Mk. per Wort) entstehen. Ein deutsches Konkurrenz-Blatt, das "New- Yorker Morgen-Journal", stellte nämlich in seiner Ausgabe vom Tage darauf fest, daß die Berliner Meldung "gelogen wie telegraphiert" war und daß sich der Herr Rittmeister wohl und munter in New-York aufhielt und sich bestens amüsierte, ohne sich von den Zudringlichkeiten seiner Gläubiger stören

au lassen.*)

Nicht so leichten Kaufes wie Freiherr von Kap-Herr kam ein anderer Militär=Attaché davon, der vor diesem in Washington gewesen war. Der Betreffende — ein Graf von &. — hatte das Unglück, sich in eine um einige Jahre ältere Amerikanerin zu verlieben, von der man nicht so recht wußte, ob sie Maid, Wittib oder geschiedene Frau war. Graf G,. der mehr ein Gelehrter als Soldat war, nahm die Sache ernst und verlobte sich mit der Schönen. Spät am Verlobungsabend, als sich die Gratulanten bereits entsernt hatten, kam Professor Hermann Schönfeld in Gesellschaft des türkischen Militär-Attachés an dem Hause der Braut vorbei. Der Lettere zog einen Hausschlüssel hervor und verabschiedete sich von seinem Begleiter mit den Worten: "Hier habe ich Hausrechte." Oft hat der Professor diese Geschichte in Gegenwart mehrerer Botschaftsbeamten erzählt, wenn er an heißen Abenden von Rosels Bierwirtschaft an der 14. Straße kam, wo er des Guten ein wenig zu viel getan hatte. Während ich diese Zeilen schreibe, glaube ich die gedrungene Gestalt des kleinen etwas an Größenwahn leidenden Professors zu erblicken, seine marfanten, orientalischen, von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesichtszüge vor mir zu sehen und seine Stimme zu vernehmen, in der er, theatralisch wie immer, das Ritat aus Faust deflamierte:

"Du fingst mit Einem heimlich an, Bald kamen ihrer Mehre bran,

^{*)} Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich hier, daß ich die lustige Kap-Herr-Episode nachträglich in mein Manuskript aufgenommen habe.

Und wenn Dich erst ein Dupend hat, So hat Dich auch die ganze Stadt."

Das zärtliche Verhältnis zwischen dem türkischen Militär-Attaché und der schönen Frau war, wie ich auf Befragen ersuhr, ein offenes Geheimmis. Gleichwohl gaben es die Kollegen und Kameraden des Grasen X. zu, daß er sie als sein eheliches Weib heimführte und später dem Kaiser vorstellte.

Unter glücklicheren Auspizien wurde die She geschlossen, die ein früherer Sekretär der Botschaft, Abolf von Brüning, mit der jungen geschiedenen Frau des ebenso alten wie milli= onenreichen Bostoner Schuhfabrikanten Gordon Mc Kah einging. Frau von Brüning war von einfacher Herkunft und ihre Mutter, Frau Treat, führte Herrn Mc Kay den Haushalt. Der Millionär sah sie unter seinen Augen heranreisen, und entbrannte in so heftiger Leidenschaft zu ihr, daß er ihr sein Herz, seine Hand und seine Millionen anbot, die von ihr nicht abgelehnt wurden. Vor der Che führte sie den bescheidenen Vornamen Minnie, vertauschte diesen jedoch später mit dem aristokratischeren Marion. Das junge Paar unternahm ausgedehnte Vergnügungsreisen nach Europa, wo es wegen seines Atersunterschiedes nicht minder als des von ihm entfalteten Luxus allgemein auffiel. Ihren größten Triumph feierte die schöne Marion in Stockholm, wo ihr sowohl von dem Könige wie von dem Kronprinzen vielbemerkte Huldigungen dargebracht wurden. Dann führte das Schicksal den jungen schneidigen deutschen Diplomaten von Brüning in den Weg der königlichen Schönheit, die sich ohne Zeitverlust von ihrem greisen Gatten scheiden ließ und von ihren Kindern trennte, um dem Manne ihrer Wahl über den Ozean in das Reich des Kaisers zu folgen.

Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin sind aber bekanntlich sehr dagegen, daß ihre jungen Diplomaten geschiedene ausländische Frauen heiraten und Herr von Brüning siel in Ungnade. Aber nur zeitweise. Seine

schöne, des Eindrucks ihrer Persönlichkeit vollbewußte Gattin bat, so geht die Geschichte, den Kaiser um eine Audienz und plaidierte, als ihr diese gewährt wurde, so hingebend und überzeugend für ihren Gemahl, daß Se. Majestät seine Wiesberanstellung im diplomatischen Dienste versügte. Herr von Brünnig war, tvenn ich mich recht entsinne, nach dieser Episode bei der Botschaft in Konstantinopel wie bei der Gesandtschaft in Tanger tätig. All's well that end's well.

Wie in den höheren, so waren auch in den niederen Re= gionen der Botschaft Zwietracht, Mißgunft und kleinliche Intriquen an der Tagesordnung. Der schon mehrfach erwähnte Kanzler, Hofrat Kinne, big in dem Verkehr mit den Legations= kanglisten und dem Unterpersonal den Vorgesetzten heraus und wußte, als Vertrauensmann und rechte Hand des Botschafters, die Versetung oder Entfernung der ihm mißliebigen Beamten durchzusetzen. Diese eigentümliche Praxis hatte in verschiedenen Fällen für die Botschaft äußerst nachteilige Folgen. So engagierte er als Vertreter eines auf sein Betreiben an das New- Norker Deutsche General-Konfulat versetten Kanglisten einen früheren Oberförster, der sich allabendlich aus dem Gedächtnis Niederschriften der am Tage durch seine Hand gegangenen vertraulichen Dokumente anfertigte und diese nach seiner späteren Entlassung den dortigen Blättern und Zeitungskorrespondenten zum Kaufe anbot. Der Mann war ein starker Trinker und entblödete sich nicht, des Nachts die Passanten auf der Straße anzupumpen, indem er vorgab, er sei der Deutsche Geschäftsträger und habe zufällig seine Börse zu Hause gelassen. Der Nachfolger dieses Mannes als Aushilfskanzlist wurde ein früherer deutscher Kaufmann, der dem Hofrat Kinne von einem Bekannten empfohlen wurde und diesem allabendlich ausführlichen Bericht über alles, was er am Tage gehört, gesehen und geschrieben hatte, erstatten mußte. Der gute Bekannte des Herrn Hofrats war gleich= zeitig auch der gute Bekannte anderer fremdländischer Diplomaten, die den Vorgängen innerhalb der Deutschen Botschaft in jenem kritischen Abschnitte ein hervorragend freundliches Interesse entgegenbrachten.

Besonders erschrecklich war das Verhältnis zwischen dem Hofrat Kinne und dem Botschaftsportier, welch' letterer es beim Militär zum Feldwebel gebracht hatte, während der Herr Hofrat beim Unteroffizier stehen geblieben war. Den baherischen Feldwebel wurmte es natürlich, daß der preukische Unteroffizier im Zivilverhältnis sein Vorgesetzter war, der seine höhere Stellung zu allerhand Chikanen und Plackereien mißbrauchte. Der Feldwebel hatte im fernen Baherland eine Braut, deren Ehrgeiz darauf gerichtet war, "Frau Botschaftsportier" zu werden und er kam daher, um diesen schönen Traum zu verwirklichen, um eine Gehaltsaufbesserung ein, die ihm aber rundweg abgeschlagen wurde. Er kehrte schließlich nach Bahern zurück, plauderte aber vor seinem Abschiede in den Washingtoner Wirtschaften und in seinen Bekanntenkreisen allerhand Geschichten aus, die dem Ansehen der Botschaft nicht gerade zur Ehre gereichten, wie er die zollfrei für den Gebrauch der Botschaft importierten Weine "in höherem Auftrage" hätte an Brivatpersonen verkaufen mussen u. deral. mehr.*) Seine Nachfolger wurden Männer,

^{*)} Es soll hier natürlich kein Dienstboten-Alatsch wiedergegeben werden, immerhin möge aber eine Klage über die merkwürdige Berwendung der zwischen der Botschaft in Washington bez. dem General-Konsulate in New-York und dem Auswärtigen Amte in Berlin hinund hergehenden "Depeschensäde" in dieser Fußnote Platz sinden. Es hieß nämlich, daß ein dem Auswärtigen Amt und dem WolfschenTelegraphendureau nahestehendes Mitglied der Berliner Hochsinanz, herr v. Bl.....r in den an das Dentsche General-Konsulat in New-York abgehenden Depeschensäcken einer dort lebenden früheren Geliebten seidene Kleider und Unterröck sandte und daß wiederum die von Washington nach Berlin gehenden Depeschensäcke die abgelegte Garderobe eines hochgestellten älteren Herrn enthielten, der solchergestalt für die Rleidung seiner in der deutschen Reichshauptstadt wohnenden illegitimen Sprößlinge sorgte.

die nicht Soldat gewesen waren, die keinen Zivilversorgungsschein besaßen, die man in Washington aufgreisen mußte und von denen man wenig oder nichts wußte.

Solche Personen wurden Hüter der gefährlichsten Geheimnisse der Botschaft, zu deren wichtigsten Papieren sie allzeit freien Zutritt hatten.

XII.

Paul Haebicke, ber Wolff'sche Vertreter in News York und Agent bes Herrn von Holleben, verrät bas Geheimnis meiner Verbindung mit der Botschaft. — Der Botschafter will nichts von einem Dementi wissen. — Folgen der Haedicken Indiskretionen. — Meine Stellung, der Gegenstand wiederholter Nonferenzen zwischen Botschafter und Reichstanzler. — Graf Bülow mit meiner Tätigkeit sehr zufrieden. — Herr von Holleben bringt mir gute Kunde auß Berlin. — Drei Tage später wird mir die Stellung gekündigt. — Herr von Holleben bietet mir eine Empsehlung an den Deutschen Botschafter in Bien an. — Bortsaut bes Briefes. — Herr von Sternburg warnt mich.

Meine eigene Stellung war unter den geschilderten Berhältnissen nichts weniger als angenehm. Ich hatte als Bürgerlicher unter all' den adligen Sekretären und Attachés einen schweren Stand und konnte in Wahrheit keinen einzigen meinen Freund nennen, obwohl sie fast alle meine Dienste zu kleinen Gefälligkeiten in Anspruch nahmen. Durch eine böswillige Indiskretion Paul Haedickes, des als Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes dei der "Associated Press" in New-York stationierten Wolff'schen Vertreters, wurde das Geheimnis meiner Verdindung mit der Botschaft preisgegeben und mir dadurch die Ausübung meiner vermittelnden Tätigfeit sehr erschwert. Es war, wenn ich mich recht entsinne, etwa zwei Monate nach jener Samoaepisode, die bereits an andrer Stelle von mir gewürdigt worden ist, als meine Auf-

merksamkeit eines Tages auf einen langen Artikel im "Washington Evening Star" gelenkt wurde, der sich mit meiner Berson und meiner Tätiakeit bei der Botschaft beschäftigte. Da er die allergenauesten Informationen enthielt, konnte er nur von einem "Wissenden" herrühren, und die angestellten Erhe= bungen ergaben denn auch, daß er den deutsch-amerikanischen Journalisten Sabercorn zum Verfasser hatte, dem das Material dazu von Paul Haedicke zugegangen war. In dem Artikel des "Washington Evening Star" war mein Name nicht genannt, aber schon am nächsten Tage war ich eine im ganzen weiten Gebiet der Union genannte und bekannte Persönlichkeit, da der Artikel als Telegramm der "Associated Press", die diesmal meinen Namen nicht zu nennen veraak. die Runde durch die ganze Presse des Landes machte. "Die Deutsche Regierung macht dem Geist der Zeit Konzessionen," so hieß es in den Kommentaren, die dem Botschafter und mir zugesandt wurden, "sie hat einen bewährten deutschen Fournalisten, der sich des besonderen Vertrauens des Kaisers erfreut, zum Kat der Deutschen Botschaft in Washington ernannt und ihm die schwierige und verantwortungsvolle Mission übertragen, in der amerikanischen Presse zu einem besseren Verständnis des deutschen Volkes und der deutschen Politik bei= zutragen."

Mit dieser Meldung in der Hand eilte ich zum Botschafter, um ihn um die Ermächtigung zu bitten, sie zu dementieren. "Ebensowenig," so sagte ich, "wie man Herrn Wolf von Schiersbrand in Berlin einen Attaché oder Rat der dortigen ameristanischen Botschaft nennen kann, weil er als Vertreter der "Associated Press" täglich den amerikanischen Botschafter sieht und die Angelegenheiten der Botschaft in der Presse besorgt, ebensowenig kann man mich einen deutschen Botschaftsrat nennen, weil ich als Vertreter der "Norddeutschen MIgemeinen Zeitung" täglich auf der Botschaft vorspreche und den Verkehr der Botschaft mit der amerikanischen Presse vermittle."

"Geschehene Dinge lassen sich einmal nicht ändern, Versehrter," erwiderte der Botschafter, "und Sie werden sich nun einmal darein schicken müssen, als Prehattache und Kaiserlich Deutscher Botschaftsrat, wenn Sie wollen, die Prehgeschäfte des Deutschen Keiches zu besorgen."

Paul Haedickes Indiskretion hatte allerdings zur offiziellen Anerkennung meiner Stellung geführt, gleichzeitig aber — und das war ja ihr Zweck gewesen — in den weitesten Krei= sen der amerikanischen Presse und Öffentlichkeit Mißtrauen wider meine Person gesät. Als Herr von Holleben im Herbst desselben Jahres von seinem Urlaub aus Berlin zurücksehrte. ließ er mir durch den Hofrat Kinne mitteilen, er habe meinet= wegen mit dem Reichskanzler verschiedene Rücksprachen gehabt und ich würde auch weiterhin in der Stellung bleiben. die ich zu seiner und des Reichskanzlers voller Zufriedenheit ausgefüllt hätte. Drei Tage später erhielt ich die Mitteilung, daß meine Tätigkeit an der Botschaft ihr Ende finden musse, da die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten sich so ausgezeichnet gestaltet hätten, daß man auf jede weitere Beeinflussung der amerikanischen Presse verzichten zu können glaube!

Auf diese Mitteilung war ich nicht vorbereitet; sie kam mir völlig überraschend und ich konnte mir die plögliche Sinnessänderung des Botschafters nur erklären, indem ich sie mit einer Zusammenkunft Seiner Erzellenz mit Paul Haedicke, dem Bertreter des Wolfsischen Bureaus, in Verbindung brachte, die in diesen drei Tagen in New-York stattgefunden hatte. Ich erklärte Hofrat Kinne, daß ich seinen Austrag zur Kenntnis genommen hätte und im geeigneten Moment darauf zurückommen würde. Dann bemühte ich mich, mir ein Wirkungsgebiet als Korrespondent deutsch-amerikanischer Zeitungen zu erschließen, hatte aber kein Glück damit, da man meiner Verssicherung, daß ich nicht länger im Dienste der Botschaft stünde, nicht glaubte, sondern nach wie vor den bezahlten Geheim-

agenten der Deutschen Regierung in mir erblickte. Ganz uns verhohlen schrieb mir das Herr Edgar W. Coleman, der bekannte Herausgeber des "Milwaukee Herald", und mit seinem Briese in der Hand suchte ich nun den Botschafter auf, um ihn von der eigentümlichen Lage, in die ich durch sein Verschulden geraten war, in Kenntnis zu sehen. Nachdem er den Briese ein-zweimal gelesen, wandte er sich mit verbindlichen Lächeln an mich:

"Falls Sie Luft haben, nach Wien zurückzukehren," so begann er, "so will ich Ihnen gern eine Einführung an den Fürsten Eulenburg mitgeben. Ich habe gelesen, daß die Aufshebung des Zeitungsstempels zum neuen Jahre eine vollsständige Umwälzung der österreichischen Zeitungsindustrie nach sich ziehen werde und ich bin überzeugt, daß Sie dort ein gutes Feld für Ihre Tätigkeit sinden werden."

Da mir kaum eine andre Wahl übrig blieb, nahm ich den Vorschlag des Botschafters an. Nachstehend der Wortlaut des Empfehlungsbriefes an den Fürsten Eulenburg, den mir Herr-von Sternburg mit einer höchst bedenklichen Miene selbst in meine Wohnung brachte:

Washington, 2. Februar 1900. Mein verehrter Fürst!

Gestatten Sie mir, Ihnen in dem Überbringer dieser Beilen den deutschen Fournalisten Herrn E. Witte vorzusstellen, der etwa ein Jahr lang der hiesigen Botschaft in Preßangelegenheiten ersprießliche Dienste geleistet hat und jett nach Wien überzusiedeln gedenkt, wo er schon früher tätig gewesen ist und gute Verbindungen besitzt. Er wünscht, daß ich ihn Ihrem Wohlwollen empsehle, was ich gerne und in der Erwartung tue, daß auch Eure Durchlaucht Anlaß haben möchten, seine Dienste in Anspruch zu nehmen.

In ehrfurchtsvoller Gefinnung

Holleben.

Das ist mehr, als ich erwartet habe," bemerkte ich zu

Herrn von Sternburg, der mich während des Lesens des Briefes aufmerksam beobachtet hatte.

"Darf ich Einsicht in den Brief nehmen?" fragte der Baron, der die Empsehlung dann langsam und bedächtig las.

All ich mich etwa acht Tage später von Herrn von Sternburg verabschiedete, legte er den Finger auf den Mund und sagte, mich dabei bedeutungsvoll ansehend:

"Hüten Sie sich! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich nicht auf den Brief an den Fürsten Eulenburg verlassen."

(Hier endet das in Paris von mir verfaßte Manustript.)



XIII.

"Gelogen wie telegraphiert." — Ein formibabler Dreibund. - "W. T. B.", "A. P" und "R. T. B." - Bie ich in Reutersche Dienste trat. - Romantische Geschichte bes "Telegraphenkönigs". - Die gurudgehaltene Rachricht von ber Ermorbung Lincolns. - Bismard verfügte Reuters Ausweifung. — Reuters ehrgeiziger Sohn Herbert. — Er will ein neuer Mofes werben. - Ich werbe mit Dr. Englander betannt. - Reuter bietet dem Deutschen Reich ein Protettorat über Columbien an. - Seine muhamedanische Agentur. -Anfänge ber anglo-amerifanischen Schwindelara im Deutichen Reiche. - Gin "Spezial-Telegramm" bes "Berliner Lokal-Anzeiger". — Das Wolff'sche Bureau und die goldene Internationale. - Abonnements auf die Nachricht von dem Ableben Geiner Majestät! - Fälschungen ruffischer Regierrungstelegramme. — Das Wiener Auswärtige Amt knupft infolge meiner Artifel einen bireften Draht mit St. Betersburg an. - Mehr Licht über die "Associated Press". - Die "Ass. P." lehnt die Beröffentlichung eines Bulowichen Dementis ab. -

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich wiedersholt auf das "Wolff'sche Depeschen Bureau" in Berlin, allen deutschen Zeitungslesern als "W. T. B." oder auch "Continental Telegraphen-Gesellschaft" bekannt, und die amerikanische "Associated Press" hingewiesen. Da die Welt über diese beiden Bureaux, ebenso wie über das englische "Bureau Reuter" in London sehr wenig unterrichtet ist, obwohl sie deren Namen bez. Initialen "W. T. B.",

"A. P.", R. T. B." täglich in den Blättern liest, so glaube ich der großen Allgemeinheit einen wirklichen Dienst zu erweisen, wenn ich mich an dieser Stelle etwas ausführlicher mit dem durch die drei genannten Gesellschaften verkörperten "Ring" der telegraphischen Nachrichtenbureaux und seinem für die Wohlfahrt und den Frieden der Bölker oft gefährlichem Treiben beschäftige, ehe ich mit der Schilderung meiner personlichen Erlebnisse in Wien fortfahre. Meine Mitteilungen werden auf beiden Seiten des Dzeans Überraschung, Bestürzung und Empörung hervorrufen und hoffentlich zu einer Reform der bestehenden, nahezu unglaublichen korrupten Verhältnisse führen. Das Schickfal hat mich in mannigfache persönliche Beziehungen mit diesen drei Bureaux und ihren Leitern gebracht und ich zögere daher nicht, auf Grund meiner eigenen Erfahrungen die volle Verantwortung für das zu übernehmen, was ich hier sage.

Ich sange mit dem Reuter'schen Bureau an, da meine Verbindung mit diesem entscheidend für mein ganzes Leben war und den Keim zu zahlreichen Verwicklungen legte, in die ich später wider meinen Willen hineingezogen wurde.

Es war entschieden kein Glückstag für mich, als ich zu Ende Januar 1891 in Konstantinopel, wo ich als Korrespondent des "Biener Fremdenblatt", der "Hamburgischen Börsenhalle", des "Frankfurter Journal" und zahlreicher anderer Blätter tätig war, von mir ungesucht den Antrag erhielt, in den Kedaktions-verband des "Bureau Keuter" in London einzutreten. "Seit einem halben Jahre suchen wir Sie in allen Hauptstädten Europas," so hieß es in dem Schreiben, "um Ihnen eine gutbezahlte dauernde Stellung als Kedakteur der von uns für die Presse im Deutschen Reiche, Österreich-Ungarn und der Schweiz herausgegebenen "Allgemeinen Rorrespon» den z" anzubieten. Sollten Sie in der Lage sein, unseren Untrag anzunehmen, so bitten wir Sie, uns durch unseren dorstigen Vertreter, Herrn César Massei, telegraphisch von Ihrem

Entschlusse zu verständigen und sofort die Reise nach London anzutreten."

Der Antrag versette mich einigermaßen in Berlegenheit, doch alaubte ich schließlich ihn, nach Rücksprache mit meinen Freunden, nicht ablehnen zu dürfen und ich ging auf ihn ein. Von den inneren Verhältnissen und dem allgemeinen Betriebe des Bureau Reuter hatte ich damals ebensowenig eine Uhnung, wie das große Heer der Zeitungsleser, das täglich die telegraphischen Nachrichten in der Presse liest, ohne sich so recht klar zu sein, wie sie ihren Weg dorthin finden. Selbst ein Mann von der Erfahrung Dr. Josef Eugen Ruffels, der dem Verbande der "Kölnischen Zeitung" lange Jahre als Redakteur und später als Wiener Korrespondent angehört hatte, konnte mir, als ich ihn in Wien auf der Durchreise nach London besuchte und mich über "Baron" von Reuter bei ihm erkundigte, nur antworten, er glaube, daß die Reuters alter niederländischer Adel seien, der unter anderen auch den berühmten Admiral De Rupter hervorgebracht hätte. Das war grundfalsch.

Der vor einigen Jahren verstorbene Gründer des nach ihm benannten Telegraphenbureaus wurde im Jahre 1821 zu Kassel als der Sohn armer jüdischer Eltern, die den Namen Josaph at trugen, geboren. Bon Jugend an war er auf sich allein angewiesen; seine ganze Mitgist für die Lebenseise bestand in einem rücksichtslosen, vor nichts zurückschreckendem Unternehmungsgeiste, und diese Mitgist wußte er derart gut anzulegen und zu verwerten, daß er bei seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode ein Vermögen von vielen Millionen Pfund Sterling hinterlassen kontte. Ich entsinne mich nicht, ob Vismarck sein geslügeltes Wort: "Gelogen wie telegraphiert" s. Zt. mit Bezug auf Paul Julius Reuter geprägt hat, den er nach dem Kriege von 1866 wegen antipreußischer Umtriebe in Verbindung mit dem welsischen Ugenten Osfar Meding (Gregor Samarow)

aus Berlin ausweisen ließ, aber nie hat der Schöpfer des Deutschen Reiches ein treffenderes und wahreres Wort auszgesprochen!

Über die ersten geschäftlichen Unternehmungen des jungen Reuter alias Josaphat hat die Muse der Geschichte wohlwollend einen Schleier gebreitet. In den von den Reuterschen Hitoriographen ausgegebenen Berichten geht man liebevoll über die Sturms und Drangperiode des nachmaligen "Telegraphenkönigs" hinweg und erwähnt nur ganz kurz, daß er in Göttingen in ein Bankgeschäft eingetreten sei, später als Mitinhaber einer Berlagssirma in Berlin gesebt und auf dem Umwege über Nachen, Paris und Brüssel nach London geslangt sei, wo er im Jahre 1851 sein "Bureau" gegründet habe.

Wesentlich anders lauten die Bericht von Zeitgenossen, die ihn zu jener Periode kannten und persönlich mit ihm in Verkehr standen. Diese versichern, daß er sich als Mitinhaber der Buchhandlung "Stargard & Reuter" gewisse, sagen wir, Un= regelmäßigkeiten hätte zu Schulden kommen lassen und etwas plöklich mit seiner jungen hochblonden Gattin, über deren romantische Vergangenheit ebenfalls allerlei niedliche Histörchen kursieren, nach Aachen gereist sei. Sch unterzog mich vor einigen Jahren der Mühe, die Geschichte seiner geschäftlichen Beziehungen zu der Firma "Stargard & Reuter" auf ihre Wahrheit hin zu prüfen und suchte zu diesem Zwecke Frau Stargard, die damals noch lebende Gattin seines Kompagnons, auf. "Ja," bestätigte mir die alte Dame, "es ift wahr, daß Herr Reuter sich in jener Zeit gewisse, ich will sagen, "Unregelmäßigkeiten" erlaubt hat, doch will ich Ihnen gleichzeitig gestehen, daß Herr Reuter, als er ein reicher Mann geworden war, diese "Unregelmäßigkeiten" wieder gut gemacht hat." Der Ton, in dem die Dame mir diese Eröffnung machte, war nicht gerade enthusiastisch und ich zog daraus meine eigenen Schlüsse.

Nachdem er eine Brieftaubenpost in Nachen begründet,

jedoch infolge der Vervollkommnung des elektrischen Tele= graphen durch Werner Siemens wieder hatte eingehen laffen, begaben sich Reuter und Gattin nach Paris, wo sie mit Dr. Sigmund Engländer, einem Achtundvierziger, zusammentrafen, der in Wien wegen seiner Teilnahme an der Revolution zum Tode verurteilt worden, jedoch entflohen war, und in der französischen Hauptstadt ein Unterkommen bei ber "Agence Havas" gefunden hatte. Dr. Engländer, der sein ganzes Leben lang bis in seine hohen Greisentage ein Berehrer des schöneren Geschlechtes gewesen ist, brachte dem jungen Chepaar, das mit schweren materiellen Sorgen zu fämpfen hatte, seine volle Sympathie entgegen und erwirkte für Reuter zeitweilig Beschäftigung in Brüssel, während derer seine interessante Gattin allein in dem Babel an der Seine zurücklieb. Auf die Dauer konnte Reuter jedoch sein Auskommen nicht in Bruffel finden, und so siedelte er dann mit seiner Familie nach London über, wohin ihnen bald Dr. Engländer folgte, der wegen Teilnahme an einer Verschwörung Hals über Ropf aus Frankreich fliehen mußte. Zusammen begründeten sie das "Bureau Reuter", wobei Dr. Engländer das Wissen und den Geist, und Julius Reuter das geschäft= liche Talent als einzige Anlagekapitalien einlegten.

So große Mühe Reuter sich aber auch geben mochte, der auf die Redaktionen lief und sich diesen als früherer politischer Depeschenkurier vorstellte, der über wertvolle Beziehungen zu europäischen Regierungen verfüge, so wollte es mit dem jungen Unternehmen doch nicht so recht vorwärts kommen. Immer aufs Neue geriet es in Schwierigkeiten und wie ein Berzweiselter lief Julius Reuter zu einem jeden seiner Bestannten, um sich einige Pfund zusammenzuborgen. Mein Gewährsmann für diese Mitteilungen ist ein ehrwürdiger alter Fracsit, Herr Louis Bamber gerzogs" in London lebte und mit diesem die "Deutsche Bochenschrift Hermann" hatte

begründen helsen. "Wie oft habe ich nicht tief in die Tasche gegriffen," erzählte mir der alte Herr, "wenn Keuter jammernd und wehklagend zu mir kam. Und wie hat er meine Güte vergolten? Wenn er heute vor mir stünde, würde ich ihm sagen: "Stellen Sie sich vor den Spiegel und spucken Sie sich selbst ins Gesicht!"

Besser wurde es erst, als es Dr. Engländer gelang, eine neue geheime Verbindung mit Napoleon zu erschließen. Der 1. Januar 1859 kam, an welchem der Kaiser auf dem Neusährsempfange den österreichischen Gesandten brüskierte. Gine Stunde später war der Wortlaut seiner Ansprache in den Händen Keuters, der den denkbar besten Gebrauch von ihr zu machen wußte. Die "Times", die bis zu jenem Tage nicht eine einzige Reutersche Meldung angenommen hatte, veranstaltete eine Extra-Ausgabe ihres Blattes mit ser sers sationellen Meldung und — das Glück des Herrn Keuter war gemacht.

Noch wichtiger und finanziell einträglicher für Reuter war die Nachricht von der Ermordung des amerikanischen Präsidenten Lincoln, die er zuerst und ausschließlich in Europa empfing. James Heckscher aus Hamburg war zu jener Zeit Reuter'scher Agent in New- Nork und erhielt die Nachricht von dem Attentat bald nach dem Abgange des gerade fälligen Postdampfers. Er zauderte nicht, charterte einen Spezialdampfer und jagte dem Postdampfer nach, bis er diesen eingeholt und dem Kapitän seine Meldung zur Weiterbeförderung an Reuter übergeben hatte. Gine Kabelverbindung zwischen der Alten und Neuen Welt bestand noch nicht und Reuter hatte, bis zum Eintreffen des nächsten Dampfers, einen Vorsprung von mehreren Tagen. Wie zu erwarten stand, gab er die Nachricht — nicht der Presse, sondern nutte sie an der Börse aus, wo er, im Verein mit befreundeten Bankiers, einen gewaltigen Fischzug ausführte. Er hatte nicht umsonst die Geschichte des Begründers des englischen Rothschild-Hauses studiert,

der von einer Anhöhe aus die Schlacht bei Waterloo verfolgt und in dem Augenblicke, als er die Überzeugung von dem Untergang Napoleons gewonnen hatte, nach London zurückeilte, wo noch Niemand eine Ahnung von dem englisch-deutschen Siege hatte, und wo er durch geschickte Ausnuhung der Nachricht Millionen an der Börse verdiente.

Ein Riesencoup Reuters war die Legung eines Tele= graphenkabels von Lovestoft nach Nordernen. Im Verein mit Oskar Meding wußte sich Reuter von dem blinden König Georg von Hannover durch allerhand Vorgaukelungen die Konzession für dieses Kabel zu erschleichen, zu deren Ausnutzung er sein Bureau in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 250,000 Pfund Sterling umwandelte. Die Aftien lauteten auf je 25 Pfund Sterling, und von der gezeichneten Summe wurden etwa 100,000 Pfund auf die Legung des Kabels verwandt. Dieses Kabel ließ Reuter von einer englischen Telegraphengesellschaft ausnuten, welche für eine Depesche von 20 Worten die Summe von 2 Mk. erhielt, während der Rest von 4 Mk. der Reuter'schen Gesellschaft blieb. Im Jahre 1869 wurden von der englischen Regierung alle unterseeischen (englischen) Rabel angekauft und nach langem Rampf von beiden Seiten der Reuterschen Gesellschaft die Summe von 726,000 Pfund Sterling für das Lovestoft-Nordernen-Rabel bewilligt, wodurch sich dieselbe in Stand gesett sah, ihre 25 Pfund-Sterling-Aktien zurückzuziehen, den Aktionären für jede Aftie etwa 80 Pfund Sterling bar auszuzahlen, das Kapital bedeutend zu verkleinern und die neuen Aktien auf 8 Pfund zu setzen. Reuter, der von Anfang an 3000 Stück seiner eigenen Aftien hielt, rief, als die Transaktion glücklich zu Stande gekommen war, freudestrahlend aus: "Haißt ä Dann wandte er sich an Dr. Engländer, wie diefer mir später selbst erzählte, mit den Worten: "Siehst du, Sigmund, wenn du einen schriftlichen Kontrakt mit mir abgeschlossen hättest, so würdest du jest eine Million Mark von mir bekommen. Da du aber keinen Kontrakt in händen hast, mußt du nehmen, was ich dir freiwillig zu geben für gut bestinde." Dr. Engländer blieb als General-Bevollmächtigter in Diensten der Gesellschaft, wechselte aber seit jenem Tage kein Wort mehr mit Julius Reuter.

Noch rentabler war Reuters persische Spekulation. E3 ist nicht allgemein bekannt, daß Nasr-ed-Din, Schah von Persien, seine erste europäische Rundreise auf Beranlassung des "Telegraphenkönigs" unternahm. Das Geld zu dieser Reise, die 300,000 Pfund Sterling verschlang, floß aus Reuters Tasche, der als Lohn dafür alle Konzessionen empfing, die der Schah in seinem Reiche zu vergeben hatte — Zugeständnisse von so weitgehender politischer Bedeutung, daß sie zu einer diplomatischen Aktion zwischen Rufland und England führten, welch' letteres natürlich ganz auf Seiten seines Schutbefohlenen stand. Es war der stolzeste Augenblick in dem Leben Julius Reuters, Baron durch die Gnade des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg, als er den fraglichen Vertrag unterzeichnete, — ein Augenblick, der von dem Londoner Portraitmaler Rudolf Lehmann in einem Ölgemälde verewigt worden ist. Die "Imperial Bank of Persia" ist, um ein Beispiel zu nennen, eins der Reuterschen Unternehmen in Versien.

Julius Reuter und Dr. Wolff, Inhaber des Wolff's schen Bureaus und Besitzer der Berliner "National-Zeitung", hatten ursprünglich ein Abkommen getroffen, welches die beiderseitige Geschäftssphäre genau begrenzte und dadurch verhinderte, daß ein Bureau dem anderen Konkurrenz bereitete. Dieses Abkommen lief ab und Reuter errichtete, im geheimen Einvernehmen mit Oskar Meding, ein eigenes Bureau in Berlin, das in erster Reihe bestimmt war, welssiche Interessen zu vertreten. Dr. Wolff antwortete auf das Vorgehen seines Konkurrenten, indem er ein eigenes Bureau in London errichtete. Nun entstand ein frischer fröhlicher Krieg der Depeschenbureaus, in dem auf beiden Seiten nicht immer

mit ehrlichen Waffen gefämpft wurde. Dem Grafen Bismarck wurde aber das Reuter'sche Treiben zu bunt und er beschloß, ihn auszuweisen. Dieser schwierigen Lage zeigte sich Dr. Engländer, die rechte Hand Reuters, voll gewachsen. Er suchte Dr. Wolff auf und bat diesen um eine private Unterredung, in deren Verlauf er den Konkurrenzkampf zwischen den beiden Bureaus beklagte, und sich bereit erklärte, dahin zu wirken, daß Reuter seine Berliner Agentur aufgäbe, wenn Wolff das Londoner Bureau aufheben und Reuter einen Teil seiner Altien abtreten wolle. Daß es ihm gelang, den Dr. Wolff zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen, der dem Inhaber des "Bureau Reuter" einen weit größeren Einfluß auf die preußische Politik und die preußische Hochsinanz als unter dem früheren Verhältnisse sicherte, ist von allen seinen "Heldentaten" diejenige, auf welche sich Dr. Engländer immer am meisten eingebildet hat.

Um sich an Bismarck zu rächen und eine Waffe gegen die Preußische Regierung in der Hand zu haben, kaufte Reuter die von dem Londoner Korrespondenten der Kölnischen Zeistung, Dr. Schlesinger, in's Leben gerusene "Allgemeine Korrespondenz". die aber ihres Kampscharakters völlig entkleidet war, als ich ihre Redaktion übernahm.

Das alte, rauchgeschwärzte Haus in 24 Old Jewrh, in dem sich Reuters Telegram Co. Limited befindet, macht mit seinen engen steilen Treppen und den niedrigen dunklen Jimmern auf seinen Besucher keinen freundlichen Eindruck. Es ist voll düsterer Geheimnisse und in den dunkeln Binkeln scheinen die Geister der durch Reuters Telegramme hervorgerusenen Börsenpaniken zu lauern. Da in dem Hause ununterbrochen Tag und Nacht gearbeitet wird, wirkt schon die Atmosphäre atemraubend und beklemmend. Zahlreiche junge Burschen in schmucker grauer Botenunisorm laufen die Treppen auf und ab und übermitteln den Redaktionen die von dem Bureau ausgegebenen Depeschen, aber —

was hat die Inschrift zu bedeuten, die auf allen Toiletten des Hauses angebracht ist: "Any messenger doy sound on this W. C. will de instantly dismissed."? (Jeder Botenjunge, der sich auf dieses W. C. begibt, wird auf der Stelle entlassen.) Wer sich nach dem Grunde dieser seltsamen Versügung erkundigt, erhält im Flüsterton die Antwort, daß eine ganze Anzahl Reuterscher Botenjungen sich Sittlichkeitsvergehen hätte zuschulden kommen lassen und daß auch der Botenmeister des gleichen Vergehens wegen prozessiert und bestraft worden sei. Auf die weitere Frage, wie es zugehe, daß die jungen Vurschen sich soweit vergessen hätten, erhält man zur Antwort, daß sie schlecht bezahlt wären und auf einen "Resbenerwerb" angewiesen seien.

In diesem homosexuellen Milieu, in dieser korrupten Atmosphäre ist der jetige General-Direktor, herbert de Reuter, aufgewachsen und groß geworden. Ein Mann von Mittelgröße und — zu meiner Zeit — schlanker Gestalt, mit rötlichem Haar und Schnurrbart, mit blauen, unruhig zwinkernden Augen und gefälligen einnehmenden Manieren, verkörperte er augenfällig den Thpus des auf englischen Boden verpflanzten deutsch-jüdischen Geschäftsmannes, der nicht mehr an seine Herkunft erinnert sein mag. Die Lorbeern seines Vaters lassen ihn nicht schlafen. Das Opfer eines dömonischen Ehrgeizes, ist sein Sinn Tag und Nacht darauf gerichtet, der Stifter einer neuen Dynastie von Finanzbaronen zu werden, mächtiger und stärker als selbst die Rothschilds in Europa, die Vanderbilts und Rockefellers in Amerika. Diesem Ziele gilt sein ganzes Mühen. Morgens elf Uhr erscheint er pünktlich auf dem Bureau und bleibt bis spät abends da; und selbst in der Nacht gönnt er sich keine Ruhe, studiert er bis nach zwei Uhr die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft, soweit er sich davon Nuten verspricht. Er hat an deutschen und französischen Hochschulen studiert und den letten geschäftlichen Schliff von seinem Vater wie von Dr. Engländer erhalten, welche beide in der Tat in jeder Hinsicht unübertreffliche Lehrmeister des geschäftlichen Erfolges waren, die ihresgleichen suchten.

Auf Veranlassung Dr. Engländers ist die im Jahre 1892 ersolgte Gründung einer "Abteilung für internationale Pub-lizität" zurückzuführen, durch die das Bureau Reuter seine Dienste allen anbot, die "Publizität" gebrauchten und dafür entsprechend zu zahlen im Stande waren. Diese Gründung war nur eine von zahlreichen anderen Unternehmungen, durch die der Sohn dem Vater gleichzukommen, wenn ihn nicht zu übertressen suchte.

Um jene Zeit ließ mich Herbert de Reuter zu einer Unterredung bitten, in der er mir bei einer Tasse Kassee und einer Harrag bitten, für die Gesellschaft nach Berlin zu gehen und die Direktion der dortigen Agentur zu übernehmen. Er war gut aufgelegt und ließ sich offener gehen, als dies sonst bei ihm der Fall war. "Wissen Sie," so sagte er zum Schlusse unserer Zusammenkunft, "daß ich mir vorkomme wie der neue Moses?"

"Nein, das habe ich bisher nicht gewußt, Herr Baron, und ich verstehe aufrichtig gesagt nicht, was Sie mit diesem Bergleiche meinen."

"Ich will es Jhnen gestehen," gab er zur Antwort. "Der Moses des alten Testamentes erblickte, wie Sie sich vielleicht aus der Bibel erinnern werden, das gesobte Land von der Ferne, konnte aber nicht hinein. Ich aber als der neue Moses will hinein in das gesobte Land und werde auch hineins fommen."

"Halten Sie sich meiner besten Wünsche dazu versichert," lautete meine Erwiderung.

"Und nun, Herr Witte, erlauben Sie mir, Sie zu Ihrer Ernennung als unser Berliner Direktor zu beglückwünschen. Sie haben sich unlängst verheiratet und das soll das Hochzeitsgeschenk der Gesellschaft sein." "Ihre Güte überwältigt mich, Herr Baron," versetzte ich, "aber ich bin mit meiner hiesigen Stellung so zufrieden, daß ich gar nicht den Wunsch hege, sie aufzugeben und nach Berlin zu gehen. Ich würde es sogar vorziehen, hier zu bleiben."

Her. "Aber es ist unser, mein Wunsch, daß Sie nach Berlin gehen und die Leitung unserer dortigen Geschäfte übernehmen."

"Wollen Sie mir Ihr Wort geben, Herr Baron, daß ich es nicht zu bereuen habe, wenn ich auf Ihren Antrag eingehe?"

"Ich gebe Ihnen mein Wort," lautete die Antwort, "daß Sie es nicht zu bereuen haben werden, wenn Sie unsern Anstrag annehmen."

Ich nahm an.

In Berlin traf ich zum ersten Mal mit Dr. Engländer persönlich zusammen, den ich bis dahin nur vom Hörensagen kannte. Auf dem Londoner Bureau hatten mir die Kollegen erzählt, daß Dr. Engländer in seinem Leben wiederholt wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden und nur mit knapper Not dem Schickfal entgangen wäre, mit dem Hängmann unliebsame Bekanntschaft zu schließen. geflich ist mir die Scene unserer ersten Begegnung geblieben. Dr. Engländer war in der bekannten Bension Herzberg abgestiegen und bewohnte dort eine Reihe von Zimmern. sandte ihm meine Karte und ein Mädchen führte mich zu ihm. Ms ich die Türe öffnete, bot sich mir ein eigenartiges Schauspiel. Ein Dienstmann und eine in ein verführerisches Morgengewand gekleidete auffallend schöne und stattliche junge Dame waren liebevoll um einen alten Herrn bemüht, dessen Beine sie abwechselnd in die Höhe hoben und wieder sinken ließen. Der alte Herr, der kein anderer als Dr. Engländer war, bat mich, einen Augenblick Platz zu nehmen, bis die Operation vorüber wäre. Dies dauerte noch einige Minuten, dann nahm der Dienstmann den Auftrag entgegen, für eine bestimmte Stunde einen Wagen zu bestellen, die junge Dame verschwand in ein anstoßendes Schlafzimmer, und ich sand mich mit dem geistigen Begründer und Generalvertreter des Reuter'schen Bureaus allein. Sichtlich gestärkt erhob er sich von seinem Siz.

"Gut, daß Sie da sind," sagte er, "Ich habe soeben einen wichtigen Auftrag für Sie von Herrn von Reuter empfangen, und um Ihnen zu zeigen, wie sehr Sie unser Vertrauen besitzen, mögen Sie seinen Brief im Original selbst lesen."

Mit diesen Worten reichte er mir einige eng mit der Schreibmaschine beschriebene Bogen, die ich mit Interesse bedächtig durchlas. Er freue sich, so schrieb Herr von Reuter, seinem guten lieben Dr. Engländer, der noch immer sein einziger treuer Freund und Berater sei, mitzuteilen, daß es ihm gelungen sei, eine Konzession für eine Millionsechshunderttausend Morgen Land für Ansiedlungszwecke in den Vereinigten Staaten von Columbien zu erhalten. Das Geschäft sei durch die Vermittlung des columbischen Gesandten in London zustande gekommen, dem er dafür ein anständiges Trinkgeld gegeben hätte, und nun sei es ihm darum zu tun, deutsche Rolonisten für die Ländereien zu gewinnen. Um die Sache in Zug zu bringen, möge doch Dr. Engländer Herrn Witte nach dem Auswärtigen Amt senden und dort die Erklärung abgeben laffen, daß er, Baron Herbert von Reuter, dem Deutschen Reiche ein Protektorat über Columbien anbiete, ähnlich dem, welches England über Ägypten ausübe. Obwohl jett englischer Untertan, habe Herr von Reuter doch seinen deutschen Ursprung nicht vergessen, und er wolle seine Liebe zu der Heimat seines Vaters dadurch befunden, daß er dem Deutschen Reiche zuerst und ausschließlich dieses Anerbieten unterbreite. Er wünsche zunächst nichts weiter, als daß das Deutsche Reich, was ja in staatlichem Interesse liege, den Strom der Auswanderung von Nord-Amerika, teilweise wenigstens, nach Columbien ablenke, wo dann ein Neu-Germanien über dem Meere unter der Oberhoheit des alten Reiches entstehen könne. Er werde das Seine zu dem Erfolge beitragen. In einem Postskriptum sügte Herr von Reuter zur Information des Dr. Engländer noch hinzu, daß er sich die Konzession ursprünglich in der Erwartung verschafft habe, das Land mit einem guten Nuhen an seinen Freund, Baron Hirsch, zu verkausen, der sich damals mit großen Kolonisationsprojekten zum Wohle der verfolgten russischen Juden trug; dieser habe sich aber weder für Land noch Leute von Columbien erwärmen können, und so bliebe ihm nichts anderes übrig, als sich nach deutschen Ansiedlern umzusehen.

Ich ging auf das Auswärtige Aint und entwickelte den Borschlag des Herrn von Reuter. Man stand ihm aber kühl und ablehnend gegenüber und schien nicht so recht an die Bersicherungen zu glauben, mit dem der Londoner "Telegraphenkönig" seine plößlich erwachte Freundschaft für das Deutsche Reich beteuerte. Hätte man zu jener Zeit allerdings in die Zukunft schauen und vorher sehen können, daß die Bereinigten Staaten von Amerika eines schönen Tages den Panama-Kanal bauen und sich an dem dortigen Ischmus häuslich niederlassen würden, so wäre die Antwort vielleicht anders ausgefallen.

Was Herr von Reuter später mit der Konzession angesangen, ob es ihm gelungen ist, die eine oder andere europäische Macht für seinen Plan zu erwärmen, vermag ich nicht zu sagen. Jedensalls seht der Besit einer Konzession von einer Millionsechshunderttausend Morgen Land in den Vereinigten Staaten von Columbien Herrn von Reuter oder diesenige Macht, auf deren Angehörige er sie überträgt, in den Stand, unter Umständen Ausgehörige geltend zu machen, die mit dem Geiste der Monroe-Doktrin nicht vereindar sind und daher den Keim zu ernsten Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika in sich bergen.

Gleichzeitig mit dem Briefe, welcher die Eröffnungen über die Konzession des Herrn von Reuter enthielt, hatte

Dr. Engländer mir einige andere Schriftstücke mit dem Ersuchen zugeschoben, sorgfältig von ihrem Inhalt Kenntnis zu nehmen; ich könnte daraus ermessen, wiederholte er, wie weit das in mich gesetzte Vertrauen ginge. Ich las und meine Augen wurden größer, unwillkürlich fragte ich mich, ob ich wachte oder träumte. Was da vor mir stand, erschien mir so außerordentlich, so romanhast, fast unglaublich — und doch hielt ich den Beweis in Händen.

Ru jener Zeit hatten in England gerade die allgemeinen Wahlen stattgefunden, wobei die Wahl eines Inders, des Parfen Dadob'hai Naoroji aus Bomban, in dem Londoner Stadtbezirk Finsburn das größte Aufsehen in ganz Großbritannien hervorrief. Die "Times" nannte diese Wahl ein "romantisches" Ereignis, soweit man in der hohen Politik von "Romantik" sprechen könne und die Mehrheit der englischen wie ausländischen Blätter äußerte sich in ähnlichem Sinne. In dem Briefe, den mir Dr. Engländer zuschob, erhielt ich unerwartet die Lösung des Rätsels. "Lieber Dr. Engländer," so etwa hieß es in dem Brief, "Sie haben gewiß von der Wahl des Inders Dadobhai Naoroji in Finsburh gehört. Im Vertrauen teile ich Ihnen nun mit, daß diese Wahl mein Werk ist. Herr Naoroji und ich haben eine "Muhamedan Agency" gegründet, um die Reformbewegung im Blam, die so manchen europäischen Staatsmännern Ropfschmerzen verursacht, und mit der die auffällige Erscheinung des muhamedanischen Proselhtismus in England in engstem Zusammenhange steht, politisch und finanziell zu fruttifizieren.

Die Endziele der "Muhaniedanischen Agentur" sind darauf gerichtet:

1. Den Prosekhtismus in England und die Reformbewegung in Indien zu benutzen, um bei der ganzen muhamedanischen Welt aufs Neue den Glauben zu erwecken, daß der Islam berufen sei, noch einmal die Welt zu erobern und daß die Bekenner des Propheten zu Herrschern der Erde außersehen seien.

- 2. Den moslemitischen Proselhtismus in England zum Ausgangspunkt einer neuen Hehschra mit den Endzielen London und Liverpool zu machen, um allen Gläubigen, die die große Pilgerfahrt nach England unternehmen, den augenscheinlichen Beweis von der Ausbreitung des Islams auch im Abendland und ganz besonders in dem Heimatlande des "Kaisers von Indien" zu liefern.
- 3. Unter den muhamedanischen Bewohnern Kleinasiens Unzusriedenheit mit ihrem Los und den Wunsch nach politischem Anschluß an ihre Brüder in Indien hervorzurussen."

So etwa lautete in großen Umrissen das Programm der "muhamedanischen Agentur", das sich da plötzlich in dem Briefe des Herrn von Reuter vor meinen staunenden Augen entrollte. Es lag natürlich nicht, wie ich ohne weiteres zugeben will, in der Absicht des Dr. Engländer, mir auch von diesem Briefe Kenntnis zu geben, aber er war ein alter Mann und sein Gedächtnis ließ ihn wohl zuweilen im Stich. So nur vermag ich mir diesen angeblichen Vertrauensbeweis zu erklären, der mir Herrn von Reuter in einem ganz neuen Lichte zeigte. Also nicht nur ein neuer Moses, sondern sogar ein neuer Muhamed wollte er werden, und daß die "Muha= medanische Agentur" zäh und zielbewußt an der Verwirklichung ihres Programmes arbeitet, das in der Zwischenzeit manche Erweiterungen und Ergänzungen erfahren haben mag, beweisen die Tatsachen. Sie erklären wohl auch den Ausbruch der neuen Unruhen unter der muhamedanischen Bevölkerung Indiens wie die Gährung unter der Bevölkerung Agnptens.

Während seines Aufenthaltes in Berlin fragte ich Dr. Engländer nach seinem politischen Glaubensbekenntnis. "Selbst-

redend bin ich ein Anarchist," entgegnete er, "und als solcher bereitet es mir die bisches Vergnügen, die monarchischen Regierungen an der Nase zu führen, soweit ich es vermag, und sie obendrein noch dafür schwer zahlen zu lassen."

Bei diesen Worten siel mir ein, was man mir einmal in Konstantinopel über ihn erzählt hatte, wo man sich seiner von seiner früheren Tätigkeit als Thef des dortigen Reuterschen Bureaus wohl erinnerte. Er habe dort, so sagte man mir, in der Vorstadt Ortakeui einen wohlassortierten kleinen Harem unterhalten und sich zu jener Zeit, wenn er mit dem Lokaldampfer nach Galata suhr, um sich in sein Bureau zu begeben, häusig das Vergnügen bereitet, eine Handvoll Goldstücke auf das Schiffsdeck zu wersen. Wenn man ihm deswegen Vorstellungen machte, so lautete seine Antwort: "Ach, laßt das schmuzige Gold liegen, oder behaltet's, wenn Ihr wollt; wo das herkommt, da kommt noch mehr her!"

Dr. Engländers Besuch in Berlin dauerte vier Wochen. Ich begleitete dann ihn und seine schöne "Nichte" auf die Bahn, wo mir diese im letzten Augenblick unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie in kurzer Zeit "Granny", (Großväterchen), wie sie den Alten nannte, heiraten werde.

"Hit es wirklich Ihr Ernst?" fragte ich sie.

"Ja, er ist ja schon so alt und —"

Etwa zwei Monate später enthielt die "Times" die Bermählungsanzeige des jungen Paares. Ich zeigte sie einem Mitgliede der türkischen Botschaft in Berlin, welches nur auflachte, als es sie las. "Und wenn ich in der Kirche bei der Beremonie zugegen gewesen wäre," meinte er, "würde ich nicht an die Trauung glauben."

Ein oder zwei Jahre später meldeten die Blätter, daß die ebenso schöne wie interessante Frau Dr. Engländer den von ihr angestrengten Ehescheidungsprozeß aus dem seltenen Grunde verloren hätte, daß sich kein Gerichtshof für kompetent zur Verhandlung des Prozesses erklärt hätte, weil ihr

Gatte nirgends einen dauernden Wohnsit habe, mithin kein Gericht für den Fall zuständig wäre. Wiederum nicht lange darauf meldeten Blätter die Schreckenskunde, daß Frau Dr. Engländer, geb. Frieda Lasch aus Königsberg in Ostpreußen, in Paris ermordet aufgesunden worden sei! Urmes, armes "Friedchen!"

Von der ebenso eigenartigen wie vielseitigen Tätigkeit des "Telegraphenkönigs" zeugt ein Auftrag, den ich bald nach der Abreise Dr. Engländers von London aus erhielt. Es erging nämlich das Ersuchen an mich, für ein spanisches Eisenbahnunternehmen, die "North of Spain and Valencia Railway", an der Berliner Börse eine Anleihe von 16 Millionen Mark zu negotiiren. Mit den mir übersandten Prospekten in der Hand ging ich zu Dr. Diedrich Sahn, dem damaligen Bibliothekar der "Deutschen Bank", mit dem ich einige Male früher zusammengetroffen war, und bat ihn um seinen Beistand. Er las die Prospekte, ging damit zu Dr. Siemens, dem ersten Direktor der Deutschen Bank, kam aber mit der Untwort zurück, daß dieser es lebhaft "bedaure", Herrn von Reuter in der Sache nicht dienen zu können. Dr. Hahn gab mir eine Einführung an den spanischen Generalkonsul, Eugen Landau, der die Prospekte sorgfältig studierte, dann aber gleichfalls lebhaft "bedauerte". Ich suchte nun Direktor Hollander von der Dresdner Bank auf, der die Brospekte aufmerksam durchlas, mit dem Kopfe schüttelte und mir dann die denkwürdige Antwort gab: "Wissen Sie, und wenn darauf ständ' der liebe Gott, was is gewiß 'ne faine Firma, das Geschäft könnten wir nicht machen!"

Das Geschäft wurde nicht gemacht; wäre es zu Stande gekommen, wäre von den 16 Millionen Mark auch nicht ein Pfennig für die Aktionäre zu retten gewesen.

Durch meine Vermittlung kam ein Vertrag zwischen Fidor Löwe und Reuter zustande, durch welchen letzterem die alleinige Vertretung der "Deutschen Waffen- und Bitte. Munitionsfabrit" für die Staaten Perfien, Agppten und Columbien übertragen wurde. Infolge meiner Bemühungen kam ferner ein Abkommen zwischen Siemen 3 & Salske und Reuter zustande, durch welches es den Reuterschen Vertretern in der ganzen Welt ermöglicht wurde, bei Ausschreibungen von Elektrizitätsanlagen als Vertreter von Siemens & Halske Angebote einzureichen. Auf den besonderen Wunsch des Herrn von Reuter stellte ich auch eine Verbindung zwischen seinem Bureau und der Deutschen Bank in Berlin her, welch' lettere betreffs der Quotierung der Aktien einer Johannesburger Goldminen-Gesellschaft (Adolf Görz & Co.) ein besonderes Anliegen an Reuter hatte. "Wir werden Ihr Bureau in der üblichen Weise bet eiligen" sagte mir Direktor Steinthal, und so ist es auch wohl geschehen. Ich darf hier wohl gleich bemerken, daß ich von der mir vertragsmäßig zustehenden Vermittlungsgebühr für Abschluß derartiger Geschäfte nie auch nur einen Pfennia erhalten habe.

Einmal ging mir sogar aus London ein Eilschreiben zu, in dem ich ersucht wurde, nicht einen Augenblick nach Empfang des Briefes zu verlieren, sondern sofort zu Herrn Kommissionsrat Renz, dem Besitzer des nach ihm benannten Zirkusunternehmen, zu fahren und ihn für das große Londoner Bergnügungsetablissement Earls Court zu engagieren, in dem der Londoner an den Sommerabenden Erholung und Berftreuung sucht. Reuter hatte ursprünglich nur die Anzeigenregie für dieses Etablissement besorgt, das schließlich die Reuterschen Rechnungen nicht zu bezahlen vermochte und nach und nach in den Besitz des unternehmenden "Telegraphenkönigs" gelangt war. Wohl nur die wenigsten Besucher des Etablissements ahnten, daß sie mit ihrem Eintrittsgeld einen Tribut an "Baron" von Reuter entrichteten. Ich verlor in der Tat keinen Augenblick Zeit, nahm einen Wagen und fuhr zu Herrn Renz, den ich aber nicht sofort sprechen konnte, da ein Besucher bei ihm war. Ich wartete geduldig, bis dieser

ihn verlassen hatte und stellte Herrn Renz dann als Vertreter des Reuterschen Bureaus den Antrag, sich für Earls Court engagieren zu lassen. Henz war trostlos. "Wären Sie nur eine Viertelstunde früher gekommen," rief er aus. "Der Herr, der eben zur Tür hinausgegangen ist, hat den Vertrag mitgenommen, durch den ich mich für den kommenden Sommer zu einer süddeutschen Tour verpflichtet habe." Herr Kenzkonnte von Glück sagen, daß ihm das Londoner Experiment erspart blieb

Echt charakteristisch für Reutersche Geschäftsmethoben war seine Verbindung mit einer amerikanischen "Schönheitsfünstlerin", Frau Anna Ruppert, die "Unter den Linden" ein fürstlich eingerichtetes Verkaufslokal ihrer Schönheitsmittel eröffnete. Ich wurde von Reuter ersucht, ihre Anzeigen, in denen sie ein "Skin Tonic", d. h. ein Wasser für die Verschönerung des Teints, zu 10 Mark die Flasche (3 Flaschen für 28 Mark) empfahl, den Berliner Zeitungen zu geben. Das Geschäft florierte, bis das Polizeipräsidium eines schönen Tages eine amtliche Warnung veröffentlichte, der zufolge das zu 10 Mark verkaufte Mittel einen Höchstwert von 10 Bf. besaß. Frau Ruppert, die von Amerika her des Glaubens war, daß ein guter Anwalt alles "machen" könne, zahlte Frit Friedmann 4000 Mark, um die Angelegenheit bei der Polizei für sie "ins Reine zu bringen". Frit Friedmann nahm das Geld, vermochte aber nichts für die amerikanische Schwindlerin zu tun.

Reuter inaugurierte also, in Verbindung mit Frau Ruppert, die Ara der anglo-amerikanischen Schwindelanzeigen, von denen jett die deutsche Tagespresse, mit dem Berliner "Lokal-Anzeiger" an der Spitze, zum Schaden des Volkes überslutet wird, aus dem alljährlich ungezählte Millionen für wertlose "Mittel" und Patentmedizinen herausgelockt werden und ihren Weg in die Taschen der in London ansässigen geschäftsmäßig organisierten Schwindlerbande sinden.

Bergeblich bat und beschwor ich Reuter, sich doch nicht mit so zweiselhaften Personen abzugeben und Rücksicht auf den guten Ruf seiner Gesellschaft zu nehmen. US Antwort erhielt ich einsach die lakonische Mitteilung, daß er es bedauern würde, wenn die Bekanntmachung der Polizei das Geschäft der Frau Ruppert schädigen sollte; ich möge mir gesagt sein lassen, daß dem Wohle der Reuterschen Klienten alle anderen Kücksichten zu opfern seien.

Noch ein Beispiel sei mir hier anzuführen gestattet, welches jedem Leser die Augen darüber öffnen wird, welch' verwerflicher Mittel sich das Reutersche Bureau bedient, um jeine Zwecke zu erreichen und welchen Wert Reutersche Telegramme besitzen. Mein englischer Kollege, Gordon Smith, der nachmals in dem vielgenannten Verleumdungsprozeß des "New- Nork Herald" gegen drei Berliner Tageszeitungen, "Post", "Neueste Nachrichten", und "Deutsche Tageszeitung", eine wenig beneidenswerte Rolle spielte, erschien eines Tages mit einem Briefe des Herrn von Reuter bei mir, und nahm meine Mitwirkung in Anspruch, um eine gewisse in dem Brief enthaltene Meldung in ein Berliner Blatt zu lanzieren und dann als Originalnachricht des betreffenden Blattes nach London zurückzutelegraphieren. Ich erklärte ihm in sehr entschiedenen Worten, daß ich mir ein für allemal derartige Zumutungen verbitten musse, worauf er mir erwiderte, er werde den ihm gut bekannten Londoner Korrespondenten des "Lokal=Unzeiger" zwanzig Mark senden, der die Meldung dann sicher an sein Blatt telegraphisch übermitteln würde. Nach zwei Tagen erschien am Freitag, den 20. Januar 1893 in der Abend-Ausgabe des Berliner "Lokal-Anzeiger" das nachstehende Telegramm:

London, 20. Januar. (Bon unserem St. Korrespondenten). Ich ersahre aus durchaus glaubwürdiger Quelle, daß die Berzögerung in der Emission der bulgarischen Anleihe in London, die im vergangenen Dezember stattsinden sollte, durch

die Ursache veranlaßt ist, daß gewisse Schwierigkeiten entstanden sind. Man hält die für die Obligationen gebotenen Sicherheiten nicht für genügend.

An demselben Abend telegraphierte Herr Gordon Smith das "Londoner Spezial-Telegramm" des Berliner "Lokal-Anzeigers" an das Reutersche Bureau, und am nächsten Morgen war die erschütternde Nachricht von dem bedenklichen Zustande der bulgarischen Finanzen in allen großen Blättern Englands und des Festlandes zu lesen.

Der durchsichtige Zweck dieses Manövers war der, den bulgarischen Finanzminister zu zwingen, sich bei der Ansleihe der Vermittlung der dem Herrn von Reuter nahestehenden Gruppe internationaler, Finanzbarone" zu bedienen und außerbem dem Reuterschen Bureau die Vergebung der Emissionsanzeigen zu übertragen. Und von solchen Intriguen hängt oft das Wohl und Wehe der Völker ab.

Das Verhalten des Reuterschen Bureaus war in diesem Falle um so mehr zu verdammen, als die bulgarische Regierung sich der Treue Reuters durch die Bewilligung ganz außerordentlicher Privilegien, wie unentgeltliche Benutung des bulgarischen Staatstelegraphen innerhalb der Grenzen des Fürstentums, Zahlung der Depeschenunkosten nach London, Ernennung des Reuterschen Agenten zum Direktor der amtslichen "Agence Balcanique", Priorität in der Beförderung aller Reuter-Telegramme, Bergebung der Lieferungen für die Ministerien und öffentlichen Anstalten an Reuter, zu versichern suchte.

Da die bedenklichen Zumutungen, mit denen Keuter an mich herantrat, kein Ende nahmen, so schrieb ich ihm einen Brief, in dem ich ihn in unverfälschten deutschen Worten ersuchte, mich entweder auf einen schwindelsreieren Posten zu stellen oder meine Resignation anzunehmen. Um sich zu rächen, strengte Keuter einen Prozeß wider mich an, der einige Jahre lang dauerte, und aus dem ich siegreich hervor-

ging. Justizrat Dr. Mundel, der anfänglich Reuter vertrat, legte später die Vertretung seines Klienten nieder.

Seit jener Zeit werde ich von dem unsversöhnlichen Hasse der internationalen Telegraphen-Bureaus und ihrer Leiter verfolgt, die um ihre persönliche Rache an mir zu befriedigen, in der Folge nicht zausderten, die höchsten Interessen des Deutsichen Reiches wie der Vereinigten Staaten preiszugeben und aufs Spiel zu setzen.

Eigentümliches Licht über die Wechselbeziehungen zwisichen dem Reuterschen Bureau in London und dem Wolffsschen Bureau in Berlin, sowie über die innere Organisation des Letzteren verbreitet ein Aufsatz, der vor Jahren in der ansgeschenen englischen Wochenschrift "Black and White" aus der Feder des früheren Berliner "Times"-Korrespondenten, Charles Lowe, der gewiß gut unterrichtet war, erschienen ist. Dieser bedeutende englische Journalist äußerte sich über "Wolff" in den solgenden Worten:

"Wolff" ist eine Aktiengesellschaft, die aus einigen der ersten jüdischen Bankiers in Berlin besteht und, natürlich genug, beanspruchen die Mitglieder dieser Gesellschaft das Borrecht für sich, in alle wichtigen Telegramme zuerst Einsicht zu nehmen, ein Vorrecht, dessen ungeheuere Besdeutung für die Zwillingswelten der internationalen Politik und der internationalen Finanz auf der Hand liegt.

"Das Wolff'sche Bureau ist eine halbamtliche Einrichtung, das anerkannte Organ der preußischen und deutschen Resgierung. "Do ut des" oder "quid pro quo" ist der Grundsfat, der seine Beziehungen zu den beiden Regierungen, deren seiler Diener (henchman) und Mundstück es zu gleicher Zeit ist, regelt. Es ist sehr viel und in sehr verächtlichen Ausdrücken über das "Reptilien-Preßbureau" in Berlin gesagt und gesungen worden, das tatsächlich jedoch nicht

ober höchstens in der Form des genannten Depeschenbureaus befteht. Richt daß "Wolff" von der Regierung aus bem Reptilienfonds eine Gelbsubvention empfinge; einer Zeitung ober einem ähnlichen Unternehmen ift eine Zahlung in Nachrichten aber mindeftens ebensoviel, wenn nicht mehr wert, als eine Leiftung in barem Gelbe. Worin besteht alfo biefe gablung? Buerft in bem Borrang, ben bie Regierung allen ankommenden oder abgehenden Wolff'schen Depeschen einräumt, um bem Bureau, wenn möglich, Die Briorität in ber Beröffentlichung feiner Melbungen gu fichern, eine Rücksicht, die für ein Telegraphenbureau natür= lich von ber schwerwiegenoften Bebeutung ift. Beiter bedient fich die Regierung "Wolffs" als ihres Ranals und Sprachrohrs, wenn fie ein Dementi zu veröffentlichen, Die öffentliche Meinung zu beeinfluffen oder der Welt - be= sonders der außerdeutschen Welt - eine Nachricht in einer bestimmten Form mitzuteilen wünscht, was fie bequem durch "Wolffs" internationale Beziehungen erreicht."

Hervorragende Verdienste um die Gründung des Wolffsschen Bureaus hat sich der einstige Unteroffizier und nachmalige Hofrat Louis Schneider, der Vorleser Kaiser Wilhelms I. erworden, der im Interesse VIeichroeders und Dr. Wolffs den König von der vaterländischen Notwendigkeit eines halbamtlichen Depeschendureaus zu überzeugen wußte, so daß dieser sich mit seinem ganzen Einsluß für die Verwirklichung des Vorhabens einsetzte, ja soweit ging, daß er an Dr. Wolff am 4. März 1865 das nachstehende Schreiben richtete:

"Ihrem mir vorgelegten Plane, durch eine Aktiengesellsschaft Ihrem telegraphischen Institute eine ähnliche Aussbehnung zu geben, wie dies eine Englische Aktiengesellschaft zu tun im Begriffe steht, kann Ich nur meinen ganzen Beisfall zollen und würde es mich sehr freuen, wenn bewährte patriotische Finanzmänner, wie die Herren von Oppenfeld, von Magnus, Bleichröder, sich mit Ihnen zu dem quäft.

Geschäfte einigen wollten. Es scheint mir sehr wichtig und notwendig, daß in Preußen ein bergleichen Institut creiert werde, um dem Englischen entgegenzutreten zu können.

gez. Wilhelm."

Dank diesem von allerhöchster Stelle ausgeübten Drucke weigerten sich die "patriotischen Finanzmänner" nicht länger, Dr. Wolff die für sein Vorhaben nötigen zwei Millionen Taler vorzustrecken, womit er eine Kommanditgesellschaft auf Aktien begründete, die 1871 in eine reine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Daß die "patriotischen Finanzmänner" bei diesem Geschäft auf ihre Rechnung gekommen sind, erhellt aus den vorstehenden Mitteilungen des Herrn Lowe. Die Verquickung der "Zwillingswelten der internationalen Politik und der internationalen Finanz", wie der einstige "Times"=Rorrespondent sie nennt, ist jedoch nicht blos auf London und Berlin beschränkt, sondern erstreckt sich noch viel weiter. Ühnliche Verträge wie zwischen Wolff und Reuter bestehen auch zwischen diesen und den amtlichen bezw. halbamtlichen Telegraphenbureaus der andern europäischen Länder, so der "Agence Havas" in Paris, dem "A. A. Telegraphen-Korrespondenzbureau" in Wien, dem "Nordischen Telegraphenbureau" in St. Petersburg, der "Agenzia Stefani" in Rom, der "Agence Roumaine" in Bukarest, der "Agence de Constantinople" in der türkischen Hauptstadt, der "Agence Balcanique" in Sofia usw. Durch Verträge, in denen hohe Konventionalstrafen vereinbart sind, ist jedes der genannten Bureaus verpflichtet, die ihm von einer zum Telegraphenkartell oder Ring gehörigen Agentur zugesandten Depeschen in unveränderter Form der Presse zugänglich zu machen.

Zweifellos ist der Patriotismus jener Männer, die man auch die "goldne Internationale" nennt, eine Kapitalsanlage, die gute Zinsen trägt. Hauptaktionäre des "nationalen" Wolff'schen Telegraphenbureaus sind das Bankhaus S. Bleichroeder, dessen Chef, Dr. jr. Paul von Schwabach, eng-

I i scher Generalkonsul ist und Herbert von Reuter, der Chef des englischen Telegraphenbureaus, dessen Deutsch sein de lich keit eine über jedem Zweisel erhabene Tatsache ist. Andere Aktionäre sind die Bankhäuser Mendelssohn, Warschauer etc. General-Direktor ist der Österreicher Dr. jr. Mantler, und Chef-Redakteur war dis vor einigen Jahren Dr. D. Runge, ein deutscher Russe. Ein höchst eigenartiges Bild, das das "nationale" deutsche Telegraphenbureau in der Zusammensehung seiner Aktionäre und seiner verantwortlichen Leiter bietet, und ein höchst ersreulicher Aussblick für die Zukunst!

Aus den vorangegangenen wie den nachfolgenden Aufzeichnungen erbringe ich den Nachweis für die staats- und völkergefährlichen Umtriebe der "goldenen Internationale", die die staatlichen Grundlagen weit mehr erschüttern als alle anarchistische Propaganda der Tat. Die Männer, die an den Telegraphenbureaus interessiert sind, kennen kein Vaterland, denken und fühlen international und ihre Familienangehörigen sind über die ganze Welt zerstreut, in Verlin und Paris, in Rom wie in Petersburg und Wien, in London wie New-York ansässig. Arieg und Ariegsgefahr bilden für diese Männer die günstigste Gelegenheit, im Trüben zu fischen, und es wäre unvernünstig, von ihnen zu erwarten, die sich ihnen darbietenden "goldenen" Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Sogar in Gerichtsverhandlungen ist bereits wiederholt aktenmäßig festgestellt worden, daß das Wolfssiche Bureau im Interesse seiner Aktionäre wichtige Nachrichten von politischer oder sinanzieller Tragweite zurückhält, um die "patriotischen Finanzmänner" in die Lage zu versehen, auf Grund der so erlangten Kenntnis in der gewonnenen Zwischenzeit ein prositables Geschäft an den internationalen Börsenplähen zu machen; es wurde serner sestgestellt, daß das Auswärtige Amt die Thronrede des Kaisers bei Eröfsnung und Schluß des Keichstages mehrere Stunden vor der allgemeinen Ausgabe

dem Wolff'schen Bureau zustellt, das diese hochwichtigen Schriftstücke dann, ohne einen Augenblick zu verlieren, seinen bevorzugten Aktionären übermittelt. Reichstag, Presse und Offentlichkeit erhalten erst mehrere Stunden nachher davon Kenntnis.

Trop des bereits Angeführten dürfte es doch noch Überraschung und Bestemden hervorrusen, daß dieses "nationale"
Telegraphenbureau sich nicht entblödet, Privatabonne=
ments auf die schleunigste telegraphische
Meldung von dem Ableben des jezigen
Kaisers, Wilhelm II., entgegen zu nehmen.
Bie mir Karl Wedekind, Dr. Mantlers Vorgänger
als General-Direktor der Gesellschaft, vor Jahren erzählte, belief sich die Zahl dieser Abonnenten bereits zu seiner Zeit auf
fünstausend!

Reichskanzler- und Auswärtiges Amt, die doch sonst keinen Spaß verstehen, und in Angelegenheiten, wo es oft kaum angebracht ist, unendlich seinfühlig und empfindlich sind, zeigen sich schwerhörig und zugeknöpft, sobald das "nationale" Wolfssiche Telegraphenbureau und seine dunklen Machenschaften in Frage kommen. Die verantwortsichen Träger der deutschen Politik würden gut tun, dem Beispiele der österreischischen Politik würden gut tun, dem Beispiele der österreischisch ungarischen Regierung zu solgen, die nicht Bedenken trug, die mit dem Wolfssichen Bureau für den Bezug russischer Telegramme bestehende Verbindung abzubrechen und einen eigenen Draht für den russischen Kachrichtendienst zu legen, als ich vor Jahren in der Wiener "Deutschen Zeitung" an der Harakter des Wolfssichen Bureau nachwies.

Schon einmal, und zwar zur Zeit des chinesisch-japanischen Krieges, als die Beziehungen zwischen Rußland und England sehr gespannt waren, hatte das Wolff'sche Bureau dem amt-lichen Wiener Bureau den Wortlaut einer angeblich amt-lichen, im schärssten Ton gehaltenen russischen Note übermittelt,

die sich am nächsten Tag als eine schamlose Wolff'sche Börsenfälschung herausstellte und von dem russischen Ministerium des Außern auf das Kategorischste dementiert wurde. sichtshalber hatte das Wolff'sche Bureau den Wortlaut dieser angeblichen Note den Berliner Blättern nicht mitgeteilt, sondern nur nach Wien gesandt, wo das amtliche Telegraphen-Korrespondenz-Bureau und die Presse die Dupierten waren. Genau das gleiche Manöver wiederholte sich während des Arieges zwischen Griechenland und der Türkei. Auch damals sandte das Wolff'sche Bureau den Text eines russischen Ultima= tums nach Wien, wiederum fielen das amtliche Bureau und die Wiener Zeitungen bis auf eine Ausnahme darauf hinein und wiederum erschien am nächsten Tage ein kategorisches Dementi des ruffischen Ministeriums des Außern. Wiederum hatte das Wolff'iche Bureau diese Depesche in Berlin nicht ausgegeben, sondern nur nach Wien gesandt. Von allen Wiener Blättern war allein die "Deutsche Zeitung", deren Ausland-Redakteur ich damals war, nicht auf den frechen Schwindel hereingefallen. Ich erinnerte mich sofort des früheren gleichartigen Manövers, veröffentlichte nebeneinander die damalige Kälschung und das darauf erfolgte Dementi, und sagte auch für diesen Fall eine sofortige Berichtigung durch das Russische Auswärtige Amt voraus. Meine Prophezeiung ging in Erfüllung und als Folge meiner Veröffentlichungen wies Graf Goluchowski den Direktor des A. K. Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus, Herrn Hofrat Hahn, an, sich bestens bei dem Wolff'schen Bureau in Berlin für die Übersendung des russischen Ultimatums zu bedanken und demselben mitzuteilen, daß es sich in Zukunft wegen der Übermittlung russischer Telegramme nach Wien nicht mehr bemühen möge. Diese Mitteilung hat auf dem Auswärtigen Amt in Berlin zweifellos unangenehm überrascht, doch hat man nie gehört, daß in der Direktion des Wolff'schen Bureaus ein Wechsel eingetreten sei. Für den Grafen Murawiew und den Grafen Goluchowski aber gaben

diese Borkommnisse Veranlassung, einen direkten Draht zwisschen Wien und Betersburg anzuknüpfen und eine Verstänsdigung für die Angelegenheiten auf der Balkan-Halbinsel herbeizuführen, die sich bis heute — allen feindlichen Intrisquen zum Troh — trefslich bewährt hat.

Zur Information und Erbauung des Publikums lasse ich nachstehent die vier betreffenden Me dungen in ihrem

authentischen Wortlaut jolgen:

Aus der Deutschen Zeitung, Wien, Abendausgabe vom 26. Februar 1897.

> Die Wolfshe Fälschung.

Berlin, 26. Februar. Das Bolff'sche Bureau vernimmt aus authentischer Quelle aus Betersburg:

"Durchdrungen von der Ilber= zeugung, daß nur durch ein festes, zielbewußtes Borgeben ber Großmächte gegenüber ber revolutionären Bewegung auf Rreta ein Umsichgreifen der= felben auf andere Gebietsteile der Türkei und bamit eine Gefährdung des europäischen Friedens vermieden werden fann, befeclt von dem Bunfche, feiner= feits alles aufzubieten, um Guropa vor dem Ausbruche eines möglicherweise aus frivolen Ur= fachen hervorgehenden Rrieges zu bewahren, endlich in der Erfenntnis von der Richtigfeit

Deutsche Zeitung, Wien, Abend-Ausgabe vom 1 März 1897.

> Das amtliche Dementi.

Betersburg. 28. Februar. (Meldung der Ruffiichen Telegraphenagentur.) Wir erfuchen folgende Erklärung zu veröffentlichen: Die Ruffische Telegraphenagentur ist ermächtigt, aufs bestimm= tefte zu versichern, daß die ruffifche Regierung fein offi= zielles, offiziofes ober irgend= wie inspiriertes Kommuniqué inbetreff ihrer Stellung in ber fretischen Angelegenheit burch Beitungen ober durch Bermitt= lung des Telegraphen ver= öffentlichen ließ. Alles mas bem ähnlich in der auslän= bischen Presse in der Form von Mitteilungen oder Tele= grammen, sei es der Tele= graphenagenturen, fei es von ber Stellungnahme Deutsch= lands sowohl in der fretischen Frage wie auch Griechenland gegenüber, erachtet es Ruß= land für notwendig, Griechen= land durch seinen Gesandten in Athen auffordern zu lassen, seine Flotte und seine ge= samte auf Kretabefindliche Truppenmacht innerhalb dreier Tage zurückzube= rusen.

Sollte Griechenland in blinder Verkennung feines eigenen Borteiles bennoch ben mohl= gemeinten Ratschlägen Ruß= lands und der mit ihm ver= bündeten Mächte ferneren Wider= stand entgegenseten ober sich durch selbstsüchtige Freunde in seinem bisherigen Berhalten aufmuntern laffen, vielleicht in ber falfchen Voraussetzung von einer Uneinigkeit unter ben Großmächten, weil eine ober die andere Macht nicht von den Vorschlägen vornherein Ruflands, welches sich mit Deutschland und Frankreich Eins weiß, beitrat, fo ift Ruß= land entschlossen, die Ronse= quengen aus diefem, den Frieden Europas im höchsten Mage bedrohenden Widerftande Grie-

Spezialkorrespondenten, per= öffentlicht wurde, ift lediglich als Nachricht von Privatkorre= spondenten anzusehen. eine spezielle Anfrage beim Wolffichen Bureau hatten wir von diesem die Auskunft er= halten, bas von diefem Bireau am 26. Februar veröffentlichte und an andere Telegraphen= agenturen versandte Rommu= niqué sei ihm als authentisch und aus amtlicher rusisscher Quelle stammend aus Beters= burg zugekommen. Die Auf= flärung des zwischen den Behauptungen der beiden Tele= graphenagenturen fich ergeben= den Widerspruches muß ihnen felbft überlaffen bleiben. merkung des f. f. Telegraphen= Rorrespondenz-Bureaus.)

chenlands zu ziehen und mit schärferen Repressalien gegen dasselbe vorzugehen, als beren erste es die bereits von ihm atzeptierte Blodade der Höfen ansieht.

Im Bewußtsein von ber Einiafeit mit Frankreich und bem absoluten Ginverftandniffe mit Deutschland und Ofterreich-Ungarn wird Rugland, felbft wenn einzelne Mächte fich ben Schritten nicht anschließen follten, in ber Lage fein, ben Frieden Europas durch bie Vorgange auf Kreta jedenfalls nicht gefährben zu laffen. Mit ben übrigen Großmächten ift Rugland der Ansicht, daß eine Unnexion Rretas durch Griechen= land außer Betracht bleiben und bag vor Gintritt in bie Verhandlungen über die zu= fünftige Gestaltung Rretas der völkerrechtswidrigen Aftion Griechenlands ein Ende machen fei. Dementsprechend verständigte sich Rugland mit ben Mächten bahin, nach ber Räumung Rretas burch bie griechische Militärmacht zunächft wieder Ruhe und Ordnung auf ber Infel herzuftellen und fobann bort unter bem Schute ber Großmächte und Suzer= änität bes Sultans die Autono= mie einzuführen."

Anläßlich dieses Fälscher-Stückleins sarieb ich in der Abend-Ausgabe der Wiener "Deutschen Zeitung" am 27. Febr.: Das russische "Ultimatum" — eine offiziöse Fälschung.

Die zweideutige Stellung und Unzuverläßlichkeit bes halb amtlichen, halb Bleichröber=Reuterichen "Bolff"=Bureaus ift wiederholt, fo erft in der heutigen Morgenaus= gabe ber "Deutschen Beitung", von uns gebührend getenn= zeichnet worden. Es ift die Politik dieses Bureaus, in bewegten Zeiten zu Bunften seiner bunklen Sintermanner faliche Marmnachrichten zu verbreiten und berart zu entstellen, daß bie vorher bavon in Renntnis gesetten Aftionare bes Bureaus an ber Borfe einen großen Schlag machen konnen. Der geftrige Tag hat einen weiteren überrafchenben Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung gebracht. Es ftellt fich nämlich heraus, daß das angebliche ruffische Ultimatum, das gestern in der für hochoffiziose Auslassungen üblichen Form von bem Bolffichen Bureau verbreitet murbe, nichts weiter als eine publizistische Privatleistung ift und offenbar Zwecken dienen follte, die wir nicht erft mehr beim Ramen zu nennen brauchen.

Wir möchten die Gelegenheit benützen, um auf eine ähnliche Frreführung der öffentlichen Meinung durch das Bolffiche Bureau hinzuweisen. Ende Oktober 1895 sandte das Bureau eine aus Petersburg vom 29. Oktober datierte Depesche aus, in der es einen Artikel des "Regierungsboten" über die Lösung der armenischen Frage anführte, der nachstehende Sätze enthielt:

Die Wolff'iche Fälfchung.

"Nach der Meinung poli= tischer Kreise gibt es keine mit

Das amtliche Dementi. Petersburg, 1. No= vember. Die "Russische Tele= dem Drient durch wesentliche Interessen verknüpste Macht, die sich nicht empörte über die Manieren einer zweideutigen Politik der britischen Diplosmatie, die beinahe die Frage einer Teilung der Türkei desrührte. Niemals äußerte sich in Europa das Gesühl des Mißtrauens gegen die Richstung der englischen Politik und ihre Ziele in so handsgreissicher Gestalt wie gegenswärtig."

graphen=Algentur" melbet: "E & bat fein Artifel im "Regierungsboten" über bie Beziehungen Ruglands zu England geftanben. Die telegraphisch mitgeteilten Außerungen in ber Rummer des .. Regierungs= boten" vom 29. Oftober find Auszüge aus der Rubrit "Rach= richtenaus dem Auslande" diefer Reitung, fie find nur eine Beurteilung der in der aus= ländischen Presse erschienenen Artifel. Die gegenwärtige Lage ber Dinge wird hier als eine folde betrachtet, die voll= ständig friedlich sei und in feiner Beise Beunruhigungen einflößen tonne."

Die Ahnlichkeit der beiden Wolffschen Meldungen, der gestrigen und der vom 29. Oktober 1895 ist zu augenfällig, als daß sie noch eines weiteren Kommentars bedürste. Nur die eine Frage möchten wir daran knüpfen: Wie lange noch werden sich die europäischen Regierungen hergeben, die schmutzigen Handlangerdienste der internationalen Großsinanz zu besorgen?

Diese Meldung, die aus Anlaß der damals bis auf das Außerste gespannten russischen Beziehungen ungeheures Aussehen erregte und zu wilden Vorgängen an der Börse führte, wurde von dem Wolff'schen Bureau nicht den Berliner Blättern, wohl aber dem k. k. Korrespondenzbureau gegeben, das sie in der Wolff'schen Form weiter ver-

breitete. Aber schon am 1. November veröffentlichte das Wolff'sche Bureau das amtliche Dementi.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist Tatsache, leider Gottes Tatsache, daß das Wolff'sche Bureau noch immer das Vertrauen der deutschen Regierung besitzt. Selbst aus Berliner Börsenkreisen erhob sich der Ruf nach einer Reform der himmelschreienden Mißwirtschaft, nach einer Verstaatlichung des Wolff'schen Bureaus. Das enge Beziehungen zur Berliner Finanz unterhaltende "Kleine Journal" des Dr. Leo Leipziger schried in seiner Ausgabe vom 5. Februar 1900 wie folgt:

Der am Sonnabend zu Ende geführte Prozeß in Sachen der vielsachen Durchstechereien im Bolfsschen Telesgraphenbureau hat arge Mißstände aufgedeckt, gegen welche unter allen Umftänden ein sicheres und wirksames Borbeugungsmittel zu schaffen wäre. Höchst bedenklich ist besonders ein Umstand, welcher durch eine Zeugenaussage klargelegt ist. Ein hiesiges sehr angeschenes Bankhaus, welches Besitzer eines Teils der Aktien ist und dazu den Borsitz sührt im Aussichtsat der Aktiengesellschaft besagten Telegraphenbureaus, hat, wie der Direktor des Bolffschen Telegraphenbureaus, Dr. Mantler, selber zugab, in einzelnen Fällen von den Depeschen vor ihrer Beröffentlichung Kenntsnis genommen.

Es ist klar, daß derartige Vorkommnisse in Zukunst unmöglich gemacht werden müssen. Das Wolff'sche Telesgraphenbureau müßte der Willsür und dem Einsluß privater Personen ein für alle Mal entzogen werden. Denn es handelt sich hier um ein offiziöses Institut, das mit der Beröffentlichung und Verbreitung Allerhöchster Kundgebungen, staatlicher und amtlicher Mitteilungen von den höchsten Behörden betraut wird. Begreislich also, daß man den Bunsch hegt, es möchten die Meldungen des ofsiziösen Telegraphenbureaus bis zu dem Zeitpunkt der allgemeinen Versutte.

öffentlichung fozusagen als Umtegeheimniffe behandelt werben. So geschieht es in Ofterreich und man hat auch bem Wiener Korrespondenzbureau noch niemals irgend etwas Uhnliches nachsagen konnen aus dem einfachen Grunde, weil bas öfterreichische Telegraphenbureau ein ftaatliches Institut ift. Run ware es wohl an ber Zeit, bag man auch bei uns auf biefem Gebiet mit einer Berftaatlichung einsette, zumal ba jener Prozeg bie Notwendigkeit eines folchen Schrittes nahegelegt hat. Das verstaatlichte Telegraphen= bureau wurde etwa in das Reffort des Staatsfefretars bes Reichspostamts fallen, und von herrn v. Pobbielsfi ware ohne Beiteres zu erwarten, daß bas neu zu organisierenbe Institut in die bentbar beste Berfassung geset wurde. Dann hatten wir Staatsbeamte als Funktionare bes Bureaus und damit die Garantie, daß Unregelmäßigkeiten ober Bevorzugungen irgend welcher Art einfach ausgeschloffen wären. Das ware jedenfalls das beste und sicherste Mittel, die Beunruhigung, die der ermähnte Prozes hervorgerufen, aus ber Welt zu schaffen.

Wird es im Deutschen Reichstage Männer geben, die den Mut haben, die hier aufgedeckten Mißstände im Wolfs's schen Telegraphenbureau zur Sprache zu bringen und dessen Verstaatlichung zu beantragen?

Korrupt und unzuverläßlich wie Reuter und Wolff ist auch die "Associated Press", das große amerikanische Depeschen-Bureau, dessen erste Anfänge in die Zeit des Bürger-krieges zurückreichen, als sich eine Anzahl amerikanischer Zeitungsherausgeber zusammentat und einen gemeinsamen Depeschendienst organisierte, wodurch sie nicht nur eine bessere oder schnellere Berichterstattung erzielten, sondern auch deren Kosten wesentlich verminderten. Der Geschäftsumsang der "Associated Press" vergrößerte sich seither mit jedem Jahre.

doch wurde sie dem großen Publikum Europas und speziell Deutschlands erst seit Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges bekannt. Mit dem Eintritt der Bereinigten Staaten in die aktive Weltpolitik nahm auch das Interesse der amerikanischen Zeitungsleser an auswärtigen Angelegenheiten zu und die "Associated Press" sah sich gezwungen, diesem Umstande Rechnung zu tragen. Während sie früher nur in London in der Person des Herrn Walter Reef einen Hauptvertreter unterhielt, dessen Bureau sich in den Reuterschen Geschäftsräumen befand, errichtete sie jett auch ständige Vertretungen in Berlin, Wien, Paris und Petersburg. Sie ist mit Reuter und Wolff auf das Engste liiert und bildet mit diesen zusammen einen formidablen Dreibund, dessen Bolitik das Geschäft, dessen Geschäft die Politik ist, und dessen rücksichtslose Leiter vor nichts zurückschrecken, um ihre Ziele zu erreichen.

Wie die unabhängige amerikanische Presse über die "Associated Press" benkt, geht aus einem mir vorliegenden Artikel des "Newsyn vrk American" hervor, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Es heißt darin:

"In den jüngsten Jahren scheint die Direktion der "Associated Press" in die Hände von Männern gefallen zu sein, die sie sür Zwecke ausnützen, die mit der Organissation nichts zu tun haben. Sie hat sich zu einer politischen Maschine ausgewachsen und, schlimmer noch als das, sie hat sich zu einer politischen Maschine für die Unterdrückung der Wahrheit und die Verdreitung falscher Nachrichten ausgewachsen. Die Zeitungen, welche Mitglieder der "Associated Press" sind und ihren Beitrag zu den Ausgaben des Nachsrichtendienstes zahlen, sind zu der Forderung berechtigt, das die geschäftliche Leitung jener kleinen Coterie von Männern entzogen werde, die die Organisation zur Förderung ihrer eigenen bösen Endzwecke mißbrauchen. Für entsernt sebende Mitglieder ist es äußerst schwierig, den Generalversammlungen

der "Associated Press" beizuwohnen und die Beamtenwahlen müssen daher stells durch Stellvertreter erfolgen. Hierdurch wurde es einem kleinen Innenring seit Jahren möglich, die "Associated Press" zu beherrschen und die Spalten der amerikanischen Beitungen zur Förderung ihrer eigenen Pläne zu benuhen, Börsenmanöver auszussühren, eine politische Kolle zu spielen und ihre eigenen Freunde in Amt und Stellung zu erhalten. Als ein Mitglied der "Associated Press" haben wir das Recht, eine ehrliche, wahrhaste und unparteissche Berichterstattung zu verlangen, und wir protessieren daher gegen die Fälschungen der "Associated Press" und werden mit unseren Protesten sortsahren, bis alle Ursachen zur Klage beseitigt sind."

Noch drastischer als der "New- York American" drückte sich die "New- York Sun", deren Herausgeber der Inhaber von Laffans Depeschenbureau ist, über die "Associated Press" in einem drei Spalten engen Sahes füllenden Artikel aus, dem sie nachstehende Überschriften gab:

CHEATS PRESS AND PUBLIC.

THE ASSOCIATED PRESS CABLES LIES THAT BILK ITS CLIENTS.

News Stealing its business, News Manufacturing its profession and Swindling its recreation. The biggest and worst trust of all, it has the newspapers by the throat and cheats and misleads the public at will.

Bu beutsch: Betrügt Presse und Publikum.

Die Affociateb Breß kabelt Lügen, welche ihre Rlienten täuschen.

Das Stehlen von Nachrichten ist ihr Geschäft, Fabritation von Nachrichten ihr Beruf und Schwindeln ihre Zerstreuung. — Von allen der größte und schlimmste Trust, sie pack die Zeitungen bei der Gurgel und täuscht und führt das Publikum nach Belieben irre."

Aus dem Artikel selbst, dessen vollständige Wiedergabe ich mir aus Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum versagen nuß, greise ich die solgenden charakteristischen Sähe heraus, indem ich gleichzeitig demerke, daß die "Associated Press" sich nicht veranlaßt gesehen hat, eine Beleidigungsoder Verleumdungsanklage anzustrengen. Das Blatt des Herrn Laffan schreibt:

"Es ist gegenwärtig von besonderem Interesse, Die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bande von Dieben, Nachrichtenfälschern und Schwindlern zu lenken, welche unter bem ehrfurchteinflößenden Titel "Associated Press" operieren und praktisch der ganzen Bresse des Landes die Rehle zuschnüren. Die Ausbrücke "Diebe", "Nachrichtenschwindler" und "Fälfcher" find von uns absichtlich gebraucht worben Die Diebe, Rachrichtenfälscher und Schwind= ler bieten den Gerichtshöfen des Landes Trop, erklären fich feinem Gesetze unterworfen und erkennen feinerlei Autorität an Bahrend die Friedenstommission in Baris tagte und bas gange Bolt nervos und ängstlich binsichtlich bes Ausganges der Verhandlungen war, sandte die "Associated Press" eine Linge bes Inhalts aus, bag bie spanischen Rommissare die Verhandlungen abgebrochen und sich gurud= gezogen hätten. Wenn dies der Fall war, fo gab es nur ein Resultat - die Wiederaufnahme der Teindseligkeiten. Diefer Bericht wurde ebenso wie andere Lügen der "Associated Press" über bas ganze Land, nach Morben und Suben, Dften und Weften verfandt. Er traf fier fpat am Nachmittag, gerade vor Borfenschluß, ein, als es zu fpat war, das authentische Dementi zu veröffentlichen.

Um Tage der letten Prafidentichaftswahl, als es bereits unumftöglich feststand, daß die Freunde gesunden Geldes und ber Prosperität ben jegigen Rongreg erobert und bie Sache ber gegenwärtigen Abminiftration aufrecht erhalten hatten, sandte die "Associated Press" den Lügenbericht aus, daß die Unhänger Brhans gewonnen hätten. eine so verwegene Lüge, wie sie bie "Associated Press" nur je fabrizierte. Die "Associated Press" fandte die Lüge ihren Klienten, und das Land war beunruhigt. Der Breis verschiedener Aftien ging um 1 bis 3 Bunkte berunter, doch fielen nicht alle. Um nächsten Tage murbe bie Linge wiederholt. Es war unverzeihlich am ersten Tage, aber ein Berbrechen am Tage darauf. Noch einige Aftien fielen. Es war unmöglich, die Lüge länger als zwei Tage aufrechtzuerhalten; es wäre aber, wenn die "Sun" nicht Die Wahrheit gesagt hatte, möglich gewesen, daß die Spekulanten an ber Borfe ein ungeheures Bermogen verdient hätten

Es sind dies nur einige Beispiele von vielen. Man mache sich aber die Möglichkeiten klar. In den Händen gewissenloser Menschen kann jede Zeitung im Lande zum Berkzeuge dieser Männer gemacht und irgend Jemand durch ein einziges Bort ruiniert werden. Es ist möglich, den Kredit irgend einer Körperschaft zu zerstören. Die Kurse an den Börsen können nach Belieben in die Höhe oder nach unten getrieben und der Friede der Nation kann gefährdet werden, wie es schon bei mehr als einer Gelegensheit geschehen ist. Die Größe dieser Macht ist kaum glaubshaft, und die "freie Presse" gibt ihr Werkzeug ab — die getäusschte und beschwindelte "freie" Bresse!"

Ist schon die Größe der Macht der "Associated Press" allein kaum glaubhaft, um wieviel größer und gewaltiger muß die Macht der drei Telegraphenbureauß, Reuter, Wolff und Associated Press zusammengenommen sein, die, wie ich ers

wiesen habe, eng und unlößbar mit einander verknüpft sind?!

Die "Associated Press" ist nicht immer so deutschfreundlich gewesen wie sie jest zu sein vorgibt. Zu jener Zeit, als ich in die Dienste der Deutschen Botschaft trat, war sie sogar ausgesprochen deutschseindlich und bei mehr als einer denkwürdigen Gelegenheit schlug sie es dem Botschafter schlankweg ab, die ihr von diesem gesandten Kommuniqués zu veröffentlichen. Ich entsinne mich eines besonderen Falles, in welchem Herr von Bülow dem Botschafter kabelte, eine gewisse Nachricht, die in der "Washington Post" erschienen war, durch diese wie die "Associated Press" zu dementieren. Der verantwortliche Leiter der Letteren in der Bundeshauptstadt, General Bonn= ton, erwiderte mir in kurzer, ja fast unhöflicher Form, daß er das gewünschte Dementi nicht annehmen könne, und ich war herzlich froh, als sich nach vielem Bitten der Nachtredakteur der "Washington Post" entschloß, es in die Spalten des Blattes aufzunehmen. Erleichtert atmete Herr von Holleben auf, als er nach Berlin telegraphieren konnte, daß der Auftrag seines hohen Chefs ausgeführt sei. Der Vorfall hatte am nächsten Morgen noch ein kleines komisches Nachspiel, da weder der Botschafter noch seine Sekretäre und Attachés das fragliche Dementi in der "Washington Post" zu entdecken vermochten. Sofort wurde ein Diener in meine Wohnung gesandt, um mich vor Seine Erzellenz zu zitieren, die noch immer mit gerunzelter Stirn vor der "Washington Post" saß und in deren Spalten nach dem Bülow'schen Dementi suchte.

"Nun habe ich nach Berlin telegraphiert, daß das Dementi in dem Wische da erscheinen würde, und nun ist es doch nicht darin zu sinden, obwohl ich es seit länger als einer Stunde suche. Was soll ich von Ihnen denken?"

Unwirsch reichte mir Seine Erzellenz die Zeitung.

Richt ohne innere Heiterkeit deutete ich mit meinem Finger auf eine am Fuße einer Spalte ganz unauffällig ge-

bruckte Notiz, die der malitiöse Redakteur absichtlich an eine Stelle verbannt hatte, wo kein Mensch die Auslassung des Deutschen Reichskanzlers vermutete.

"Hier ist das Dementi," entgegnete ich.

Erstaunt blickte mich der Botschafter an, putte seinen Aneiser, setzte sich diesen auf die Nase, überzeugte sich von der Wahrheit meines Ausspruches und sagte dann: "Diese ameristanischen Journalisten soll der Teusel holen!"

Besonderes Argernis erregten um jene Zeit die Berliner Drahtmeldungen der "Associated Press", deren reichshauptstädtischer Vertreter Herr Wolf von Schierbrand war.

Im Mai desselben Jahres traten die Herausgeber der bedeutendsten deutschen Blätter der Bereinigten Staaten in Chicago zusammen, um gegen die tendenziöse Deutschen- hetze der "Associated Press" zu protestieren. Es waren 46 Zeitungen vertreten, und die Konferenz endete mit der Begründung eines Verbandes der deutsch-amerikanischen Zeitungsherausgeber zur Wahrnehmung gemeinsamer Interessen.

Wie die "Associated Press" einen Frontwechsel vornahm und aus einer Feindin zu einer Freundin der Deutschen Bolitik wurde, wie Herr von Schierbrand in Berlin einen Ausweisungsbesehl erhielt und Deutschland verlassen mußte, um einem Korrespondenten Plat zu machen, dessen Berichte in der Wilhelmstraße nicht länger Anstoß erregten, erzähle ich in dem nächsten Kapitel, in dem ich in der Darstellung meiner Erlebnisse nach meiner Trennung von der Botschaft fortsahre.



XIV.

Rüdfehr nach Bien. - Der "größte beutsche Grobiau" Ameritas besucht mich auf bem Dampfer. -Unter bem Schwarzen Ablerorden tat er's nicht. Ich tomme mit bem ameritanischen Gefandten in Bien, herrn von Schierbrand, Geh. Legationsrat Dr. Sammann und Dr. Beinrich Mantler in Berlin gufammen. -Meine Ernennung jum Bertreter ber "Associated Press" wird durch Reuter hintertrieben. - Ein Empfehlungsbrief A. v. Mumms. - Mein Empfang burch den Fürften Eulenburg. - Angriffe ber öfterreichischen Alldeutschen verschunpfen in Berlin. - "Wolff'iche Machinationen." - Gine Außerung Dr. Frang Schneibers über offizioje Journalistit. - Briefwechsel mit Berrn von Solleben. - Bieder über den Dzean! -Der beutiche Generalfonful als Vermittler. - 3ch jende eine Erflärung nach Berlin. -

Mit meiner Familie schiffte ich mich Mitte Februar des Jahres 1900 in Baltimore auf dem Norddeutschen Llohdsdampser "Dresden" nach Bremen ein. Um Abend vor der Abfahrt besuchte mich mein guter, alter lieber Freund Eduard Lengh, der seither verstorbene Chefredakteur des "Deutschen Korrespondenten", auf dem Schiffe und brachte mir die ihm gerade zugegangene letzte Nummer der Chicagoer "Freien Preisen Preisen mit, in der sich an leitender Stelle ein Artikel, betitelt "Die Taten der Herren von Holleben und Bünz" besand, in dem das lange Sündenregister dieser beiden Deutschen

Diplomaten aufgezählt wurde. Ich las den Artikel, zuckte mit den Achseln und gab ihn zurück mit den Worten, daß ich noch ganz andere Heldentaten von diesen beiden Herren erzählen könnte, wenn ich wollte. Dann holte ich aus meiner Brusttasche den Einführungsbrief an den Fürsten Eulenburg hervor, zeigte ihn Herrn Lehgh und machte ihm gleichzeitig von der Warnung Herrn von Sternburgs Mitteilung.

Nie werde ich das Donnerwetter vergessen, das sich nun aus dem Munde meines Besuchers entlud. Eine urwüchsige und grundehrliche Haut, war Stuard Lehgh in den ganzen Bereinigten Staaten als der "größte deutsche Grobian" des Landes bekannt und nicht wenig stolz auf diesen Titel. "Wenn du willst, Bruder Witte," — wir standen auf dem vertrauten "Du"-Fuße, — "so schlage ich auf die beiden — — — los und ich garantiere, daß sie nach vier Wochen nicht mehr in Amerika sein werden."

Erschrocken ergriff ich ihn bei der Hand. "Du darsst mir das nicht antun, Bruder Lehgh," beschwor ich ihn, "denn man würde mich dafür verantwortlich machen und die Folgen würden, wie ich meine guten Freunde kenne, für mich schreck- lich sein."

Lange stritt ich mich mit ihm herum, ehe ich ihm das Versprechen entrang, nichts gegen die beiden Deutschen Diplomaten zu unternehmen. Ich darf hier wohl beiläusig erwähnen, daß Eduard Lehgh der Deutschen Regierung, zu der Beit, als Herr von Eisenbecher Gesandter in Washington war und in Schwierigkeiten mit der Administration geriet, in der Verlegenheit half und solche Dienste erwies, daß sie ihm später einen Orden anbot. "Aber unter dem Schwarzen Ablerorden nehme ich keinen an," sautete die Untwort des starren Republikaners und damit war die Ordensangelegenheit erledigt, wenigstens soweit Eduard Lengh in Betracht kam, "Der größte deutsche Grobian in den Vereinigten Staaten", ein Mann mit gosbenem Gemüt und dem Herzen

eines Kindes, starb im Jahre 1901; sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für das ganze Deutschtum in Amerika wie für die deutschzamerikanische Presse, in der so unabhängige, ehrzliche, überzeugungstreue und hochgebildete Männer, wie er einer war, weiße Raben sind.

Nach meiner Ankunft in Wien sprach ich auf der ameristanischen Gesandtschaft vor, wo mich mein alter Freund, Charles V. Herdliska, mit aufrichtiger Freude begrüßte. Er stellte mich dem inzwischen neu ernannten Gesandten Addison C. Harris aus Indianapolis, Indiana, mit dem Bemerken vor, daß ich der einzige wahre Freund gewesen sei, den die Vereinigten Staaten zu Beginn ihres Arieges mit Spanien in Österreich und dem Deutschen Reiche gehabt hätten. Herr Harris drückte mir die Hand, bot mir eine Zigarette an und teilte mir dann mit, daß die "Associated Press" sich durch ihren Berliner Vertreter, Herrn Wolf von Schierbrand, an ihn mit der Bitte gewandt habe, ihr eine tüchtige journalistische Kraft zur Übernahme ihrer Wiener Vertretung zu empsehlen.

"Ich glaube, Sie sind unser Mann," so schloß der Gesandte, "und ich will Ihnen gern eine Empfehlung an Herrn von Schierbrand geben, den Sie wohl am besten in Berlin selbst aufsuchen, um die Angelegenheit mit ihm abzuschließen."

Ich nahm die sehr warm gehaltene Empfehlung und reiste damit nach Berlin, wo ich Herrn von Schierbrand in seiner Wohnung in der Lessingstraße aussuchte. Es war eine ebenso interessante wie instruktive Zusammenkunst, an die ich noch heute mit Vergnügen zurückenke. Herr von Schierbrand plauderte von seinen Erlebnissen in Berlin, ich von den meinen in Washington, und er sand mich über die geheimsten und intimsten Vorkommnisse der deutsch-amerikanischen Politiks gut unterrichtet, daß er seinem Erstäunen und seiner Bewunderung darüber Ausdruck verlieh, wobei er von meiner früheren Stellung an der Deutschen Botschaft natürlich keine Uhnung hatte.

"Kein Zweisel, daß Sie der rechte Mann für Wien sind. Leider ist die Entscheidung über die Ernennung unseres Wiesner Korrespondenten nicht mehr von mir, sondern von Herrn Walter Neef, unserem Londoner Vertreter, abhängig, dem ich den Brief des Gesandten senden und Sie gleichzeitig von mir aus auf das Angelegentlichste empfehlen werde. Sie werden in kürzester Zeit nach Wien Nachricht empfangen."

Nachdem ich den geschäftlichen Teil meines Besuches erledigt hatte, ergingen wir uns in einem vertraulichen Gedanken= und Meinungsaustausch. "Sie können sich keine Vorstellung von den Schwierigkeiten meiner Stellung machen," so erzählte er mir, "als der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien ausbrach. Die Haltung der deutschen Presse ist Ihnen zu aut bekannt, als daß ich Ihnen darüber zu berichten brauche. Ich tat nur meine Pflicht als Berichterstatter der "Associated Press", indem ich die unfreundlichen Zeitungsstimmen nach Amerika telegraphierte, von wo aus dem dortigen Blätterwald ein ebenso unfreundliches Echo nach Deutschland zurückbrang. Das hiesige Auswärtige Amt wurde alarmiert, und suchte mich zu einem Frontwechsel zu veranlassen. Man appellierte zuerst an mich in meiner Eigenschaft als Deutscher. "Alls deutscher Edelmann und einstiger deutscher Offizier, können Sie doch unmöglich wissentlich die Hand dazu bieten, unserer Politik Schwierigkeiten zu bereiten! Ift es denn notwendig, nach den Vereinigten Staaten zu berichten, wie wir, Regierung, Presse und Völker über den Krieg denken? Wäre es nicht besser, Sie ersparten Ihrer Gesell= schaft die großen Depeschenkosten und gingen mit Stillschweigen über die abfälligen Prefstimmen hinweg?!" Auf solche Vorstellungen erwiderte ich, daß ich meine Pflicht als Korrespondent der "Associated Press" vernachlässigen würde, wenn ich meine Berichterstattung entstellte, färbte oder verstümmelte und daß ich unter keinen Umständen von meiner Haltung abweichen dürfte. Da die gütlichen Mittel nicht verfangen wollten, versuchte man es mit Drohungen und Einschüchterungen. "Wir werden Sie als lästigen Ausländer auß-weisen, wenn Sie durch Ihre Berichterstattung fortsahren, in Amerika eine deutschseindliche Stimmung gegen uns hervorzurusen," gab man mir zu verstehen, und ich habe es in der Tat nur der Intervention des amerikanischen Botschafters, Andrew D. White, zu danken, daß ich nicht schoulängst außgewiesen worden bin."

Im darauffolgenden Jahre fand, wie ich hier gleich er= wähnen will, die Ausweisung Herrn von Schierbrands aus Berlin doch statt. Es wurde ihm zur Last gelegt, in der "New- Pork-Evening-Post" einen beleidigenden Artikel über den Raiser veröffentlicht zu haben, auf Grund dessen es der Regierung unmöglich wäre, ihm noch länger die Gastfreund= schaft Breußens zu gewähren. Vergebens beteuerte Herr von Schierbrand, daß er den fraglichen Artikel nicht geschrieben hätte; sein Schicksal war besiegelt und er nußte den Schauplat seiner jahrelangen Tätigkeit räumen. Die verantwortlichen Leiter der "Associated Press" waren zu der Überzeugung ge= kommen, daß es vorteilhafter für sie und die Revenuen der Gesellschaft sei, wenn sie mit den Machthabern in der Wilhelmstraße gute Beziehungen unterhielten, und Herr von Schierbrand fiel als Opfer der neuerwachten Freundschaft des amerikanischen Depeschenbureaus für das deutsche Reich.

Von einem hohen Verwaltungsbeamten der "Associated Press", Oberst Diehl, dessen Sympathien Schierbrand gehörten, ersuhr ich später, daß diese meine Aufsassung der Gründe der Ausweisung Herrn von Schierbrands richtig war. Dem General-Direktor der Gesellschaft, Melville E. Stone, sei hierdurch neidloß bestätigt, daß er sich seit jener Zeit redlich Mühe gegeben hat, sich auch fernerhin das Wohlwollen des Berliner Auswärtigen Amtes und der Regierung zu ver = dienen.

Zum Schlusse meiner Unterredung mit Herrn von Schier=

brand, die sich bis in die frühen Morgenstunden hinzog, künsdigte ich ihm an, daß es meine Absicht sei, auf dem Auswärstigen Amte und dem Wolff'schen Bureau vorzusprechen und mich bei letzterem zu erkundigen, wie es dazu gekommen sei, sich den Plan meiner "deutschsamerikanischen Korrespondenz" anzueignen.

"Siehaben Mut!" lautete Herrn von Schierbrands vielsagender Kommentar.

Am nächsten Tage führte ich meinen Vorsatz aus, sprach auf dem Auswärtigen Amte vor und sandte Dr. Ham mann meine Karte. Mein Empfang war eisig und die Rede des Geheimen Legitationsrates ging über das biblische "Ja, ja" und "Nein, nein" nicht hinaus. Um ihm auf den Zahn zu fühlen, erwähnte ich, daß Herr von Holleben die Güte gehabt hätte, mir einen Empfehlungsbrief an den Fürsten Philipp Eulendurg in Wien mit auf den Weg zu geben.

"Ich will wünschen, daß er Ihnen etwas nützen möge," lautete Dr. Hammanns lakonische Antwort.

Ich sah jett, daß Baron von Sternburg mit seiner Warnung recht gehabt hatte. Das Gift sing bereits an, seine Wirkung zu üben.

Nach einigen Minuten verabschiedete ich mich von dem Herrn Geheimen Legitationsrat, der offenbar nicht mehr gern an die Zeit denkt, da er ein kleiner schlechtbezahlter Redakteur der antisemitischen "Tagesnachrichten" war, und wagte mich in die Wolffschlucht. Ich sand noch Alles so wie früher. Da warderdicke Portier, der den auf dem Bureau aus- und einzehenden Journalisten vertraulich zunickt, da waren die Wolffschen Depeschenboten, die den Zeitungen die gedruckten Depeschen bringen, und — ja, da war ja auch schon mein lieber alter Freund, Herr Direktor F. Banse, der mir in früheren Jahren immer die Reuterschen Gelder auszuzahlen hatte. Ein braver, ehrlicher Mann, der mit den krummen Praktiken der Gesells-

schaft nichts zu tun hat und schlicht und recht seine Pflicht ersüllt, die darin besteht, den administrativen Teil des Geschäftsganges zu leiten. Er erkannte mich sosort wieder, trozdem wir uns viele Jahre nicht mehr gesehen hatten, und reichte mir, wenn auch sichtlich verlegen, die Hand zum Gruße.

"Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Witte?"

"Ich möchte gern eine Frage an Sie richten, und Sie um eine freimütige Antwort bitten, Herr Direktor," so ging ich unvermittelt auf mein Ziel los. "Wie kommt es, daß das Wolff'sche Bureau die "deutsch=ameri=kanische Korrespondenz" herausgibt, zu welcher der Plan von mir ausgegangen ist und die ins Leben zu rusen ich unter Da=ransehung meiner Stelle von Wien nach Washington übersiedelte?"

Der Herr Direktor vermied es, mich anzusehen und rieb sich verlegen die Hände.

"Ja," so entrann es sich ruckweise seinen Lippen, "es ist uns bekannt, daß Sie mit Ihrer Familie nach Amerika übersiedelten, um dort eine Korrespondenz für die deutschen Zeistungen herauszugeben, und es ist uns serner bekannt, daß Sie der Deutschen Botschaft in Washington attachiert waren; auch, daß Sie nicht mehr bei der Botschaft sind — und daß Sie sich von Washington zurück nach Wien gewandt haben. Herr von Holleben hat — doch nein, es ist am besten, wenn Sie mit Dr. Mantler sprechen, dem ich Sie sofort melden will."

Nach einigen Minuten, während derer im angrenzenden Zimmer ein ziemlich erregter Wortwechsel stattsand, erschien der allmächtige General-Direktor des Wolfsschen Bureaus selbst, stellte sich dicht vor mich hin und starrte mich mit zorn-blickenden Augen an.

"Sie — Sie — Sie verlangen von uns zu wissen, wie wir dazu kommen, Ihre deutsch-amerikanische Korrespondenz herauszugeben? Herr! Wir sind Ihnen keine Rechen-

schaft über unser Tun und Treiben schuldig und — und — wir werden mit Ihnen schon fertig werden!"

Ich machte ihm eine tiefe ironische Berbeugung, "Au revoir, Monsieur le docteur Mantler," aut= wortete ich, "nous nous reverrons!"

Wiederum fiel mir die Warnung Herrn von Sternburgs ein. Ich verglich den Empfang, den ich auf dem Auswärtigen Umte wie in der Wolffsschlucht gefunden, wiederholte im Geiste die von mir gehörten Mitteilungen und kam zu ganz eigentümlichen Schlußfolgerungen.

Nach Wien von meinem Berliner Ausfluge zurückgekehrt, wartete ich zunächst den Erfolg der von Herrn von Schiersbrand unternommenen Schritte ab. Am Morgen des 14. Märzempfing ich von dem Kollegen eine Zuschrift, in der er mir zu meiner Ernennung als Wiener Vertreter der "Associated Press" gratulierte und mir vertraulich dringend riet, bezüglich meiner Ansprüche nicht in den alten deutschen Fehler allzugrößer Bescheidenheit zu verfallen. "D'ont de a cheap man", seien Sie kein billiger Mann) lautete das Schlußwort.

Es verging eine Woche, ohne daß ich mein Bestellungsdekret aus London empfing. Dann erhielt ich ein zweites
Schreiben von Herrn von Schierbrand, in dem er bedauerte,
mir mitteilen zu müssen, daß meine bereits vollzogene Ernennung auf Reutersches Betreiben rückgängig gemacht worden
sei. "Reuter würde es als eine unsreundliche Handlung von
unserer Seite ansehen, wenn wir Sie zu unserem Wiener
Vertreter ernennen würden, und die Verbindung zwischen
der "Associated Press" und "Reuter" ist so eng, daß wir
Reuters Wünsche nicht mißachten dürsen."

Wolff, Reuter und Associated Press waren also wider mich verschworen, und abermals fiel mir Herrn von Sternburgs Warnung ein.

Noch hatte ich den Einführungsbrief Herrn von Hollebens an den Fürsten Eulenburg nicht überreicht. Ich war zwar be-

züglich des Erfolges eines solchen Schrittes bereits sehr steptisch geworden, beschloß aber, wenn es sein mußte, den bittern Kelch bis auf die Neige zu kosten. Ich schrieb daher an Herrn von Mumm, der damals Deutscher Gesandter in Luxems burg war und mich vor seinem Scheiden aus Washington ausdrücklich ausgesordert hatte, mich, wenn immer ich eines Freundes bedürfte, vertrauensvoll an ihn zu wenden, machte ihn mit meinen letzten Erlebnissen in der amerikanischen Bundeshauptskadt vertraut und bat ihn in der schwierigen Lage, in der ich mich besand, um seinen guten Kat. Er sandte mir darauf gleichsalls ein Einführungsschreiben an den Fürsten Eulenburg, das ich hier als eine Stilprobe des modernen Diplomatendeutsch folgen lasse:

Lugemburg, 11 März 1900. Durchlauchtigfter Fürft!

Herr Emil Witte, ein 3. It. in Wien anfässiger Journalist, welcher bis vor kurzem von Washington aus für deutsche und österreichische Zeitungen korrespondierte, hat mich um eine Empfehlung an Euere Durchlaucht gebeten.

Ich gebe ihm dieselbe mit Vergnügen, da er während seines Aufenthaltes in Washington der dortigen Kaiserlichen Botschaft stets bereitwilligst seine Dienste zur Verfügung gestellt hat, und mir bei Einziehung von Erkundigungen etc. vielsach von Nupen gewesen ist.

Ob und welches spezielle Anliegen Herr Witte etwa hat, weiß ich nicht, doch bitte ich Euere Durchlaucht, denselben, wenn er sich vorstellt, gütig aufnehmen zu wollen.

Indem ich hierfür im Boraus meinen verbindlichsten Dank ausspreche, habe ich mit dem Ausdruck ausgezeichnetster Hochachtung die Ehre zu sein

Euerer Durchlaucht ganz ergebenfter A. v. Mumm.

Eine merkwürdige Umschreibung der Herrn von Mumm

bekannten Tatsachen, und noch merkwürdiger die eigentümliche Fassung der Empsehlung! Ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß ich nie "Erkundigungen" für Herrn von Mumm eingezogen habe und was er unter "etc." versteht, ist mir ein Rätsel, es sei denn, daß er all' die Reklameartikel meint, die ich in seinem Auftrage über ihn und den Reichskanzler zu schreiben hatte. Fast möchte es scheinen, als ob Herr von Mumm seine verblüfsend schnelle Karriere auch dem Talente zu danken habe, unverständliche und tiessinnige diplomatische Noten zu schreiben, von dem der schön stillssierte Say: "Ob und welches spezielle Anliegen Herr Witte etwa hat, weiß ich nicht", eine glänzende Probe ablegt.

Mit den beiden Briefen des Herrn von Holleben und des Herrn von Mumm bewaffnet, sprach ich nun in der Deutsichen Botschaft vor. Ein Diener in der hechtgrauen Livree des Fürsten führte mich ohne Verzug zu dem Freunde des Deutschen Kaisers und Dichter des "Sanges an Uegir". Der große Herr empfing mich sehr gnädig. Nachdem er die beiden Briefe gelesen, wandte er sich an mich mit den Worten:

"Sie sind mir von meinen Kollegen so warm empfohlen worden, daß ich mich herzlich freue, Ihre Bekanntschaft zu machen und mich gern bereit erkläre, für Sie alles zu tun, was nur in meinen Kräften steht. In welcher Weise kann ich mich Ihnen von Nupen erweisen?"

"Meine Bünsche sind die bescheidensten, Durchlaucht. Es war mir in Washington vergönnt, meine Feder in den Dienst des Reiches zu stellen, und ich würde mich glücklich schäpen, auch hier in Wien, wo jetzt der Kampf der Eeister entbrannt ist, für die Deutsche Sache eintreten zu dürsen. Ich habe vor dem spanisch-amerikanischen Kriege der Redaktion der "Deutschen Zeitung" angehört, glaube, daß ich dort wieder eintreten könnte, und möchte nun an Durchlaucht die Bitte richten, mir durch Ihren Einssus zur Erlangung einiger reichsbeutschen Korrespondenzen behilssich zu sein, sowie mir

zu gestatten, auf der Botschaft zwecks Entgegennahme von Informationen vorzusprechen."

"Ihr Anliegen ist nicht unbescheiben," meinte der Botsichafter, "und ich will sehen, was sich da tun läßt. Sie sind mir von meinen Kollegen so dringlich empsohlen, daß ich nicht Bedenken trage, Sie auf der Botschaft zu empfangen und auch Ihnen, wie unseren anderen guten Freunden, unsere Informationen zu erteilen. Ich werde übrigens nächstens nach Berlin reisen und mit dem Grasen Bülow Rücksprache nehmen."

Ich sprach Seiner Durchlaucht meinen tiefgefühltesten Dank aus.

"Halt," fiel der Fürst mir in die Rede, der erst später in einen offenen Gegensatz zu dem Reichkanzler geriet, 'da fällt mir noch etwas ein. Graf Bülow wird von der radikal-nationalen Presse in Österreich z. Zt. scharf angegriffen und man ist in Berlin für eine unsreundliche Kritik von allbeutscher Seite sehr empfindlich. Bersuchen Sie doch, die allbeutschen Angriffe auf den Reichkanzler zum Schweigen zu bringen und man soll in Berlin erfahren, auf wessen Rechnung man die Besserung zu sehen haben wird."

Ich erlaubte mir, den Botschafter darauf ausmerksam zu machen, daß in den alldeutschen Kreisen Österreichs seine ablehnende Haltung gegenüber dem Kampse der Deutschen um die Erhaltung ihrer Nationalität tief beklagt würde.

"Es ist mir verboten, wie Sie wissen, mich in die inneren Ungelegenheiten der Monarchie einzulassen, immerhin dürfen Sie aber Ihren Freunden von mir die Erklärung geben, daß ich ja kein Deutsicher sein und mir kein deutsches Herz im Busen schlagen müßte, wenn ich nicht an den Rämpfen der Deutschen in Diterreich den innigsten Unteil nähme und ihnen von Herzen den vollsten Erfolg wünschte!"

"Das war gesprochen wie ein deutscher Mann, Durchlaucht," entgegnete ich ihm, "und Namens meiner deutschen Freunde danke ich Ihnen für diese mannhafte Erklärung."

Durchlaucht geruhten mir beim Abschied die Hand zu schütteln. Ich wollte schon gehen, da hielt mich der Fürst noch einen Augenblick zurück. "Bersuchen Sie in der radikalsdeutsschen Presse hier die Haltung der Deutschen Regierung im Burenkrieg zu erklären und zu rechtsertigen. Man wird Ihnen das in Berlin hoch anrechnen. Und — Sie werden mir auf der Botschaft stets willkommen sein."

Was der Botschafter von mir verlangte, war keine leichte Aufaabe. Man sagte es in den alldeutschen Blättern Wiens frei und offen heraus, daß, die beiden kleinen Burenrepubliken sich in den Kampf mit ihrem übermächtigen Nachbar nur im Vertrauen auf die Unterstützung des deutschen Kai= sers eingelassen, dessen berühmtes Telegramm an den Präsidenten Krüger nach dem Jameson'schen Raubzuge noch unvergessen war, man wollte und konnte die Politik des deutschen Reichskanzlers nicht verstehen, der die hartbedrängten Stammesgenossen ihrem Verhängnis überließ, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Und diese Politik sollte ich in den Augen der Alldeutschen weißzubrennen versuchen! Ich gestehe freimütig, daß ich diesen Versuch unternahm, wenn auch nicht mit besonderem Enthusiasmus. Ich kam mir vor wie ein Ariminalanwalt, der eine bose Sache vor Gericht zu vertreten hat und dessen Pflicht es ist, den Auftrag zu übernehmen, selbst wenn er nicht nach seinem Herzen und Geschmack ist. Ich setze mich hin und schrieb einen Artikel, in welchem ich das Verhalten der Deutschen Regierung aus Gründen der Staatsraison zu rechtfertigen mich bemühte. Das Deutsche Reich habe, so etwa führte ich darin aus, als afrikanische Kolonialmacht mit weitreichenden, der großen Mehrheit unbekannten Plänen ein gewichtiges Interesse daran, seine eigene Stellung im dunkeln Erdteil in jeder Hinsicht zu kräftigen. Eine mächtige Burenrepublik mit einer Armee von hunderttausend Burenscharschüßen in unmittelbarer Nachbarschaft der Deutschen Kolonien entstehen und sich über Südasrika ausdreiten zu sehen, sei unvereindar mit den letzten Zielen der deutschen Afrikapolitik, die vielmehr bedacht sein müsse, ihre beiden Hauptwidersacher in Ufrika in dem Kampse um die Eroberung des schwarzen Erdteils tunlichst zu schwächen. Ein unglücklicher Verlauf des Krieges für die Buren müsse schließlich dazu sühren, daß sie engeren Anschluß an die deutschen Kolonien sowie an das Deutsche Keich suchten, dem sie dann die wertvollsten Freunde und Bundesgenossen würden. Die Ansichten, die ich in dem Artikel vertrat, bildeten, wie ich wußte, die Richtschnur der verantwortlichen Staatsmänner in Berlin.

Ich sandte das Manustript an die Redaktion von Karl Hermann Wolf's "Dst de utscher Rundschau", an deren guter Meinung dem Fürsten Eulenburg und dem Grasen Bülow soviel gelegen war. Umgehend erhielt ich die Einsendung mit einem höslichen Begleitschreiben zurück, in dem in unzweideutigen Worten dargelegt war, daß die Sympathien der "Ostdeutschen Kundschau" voll und ganz auf Seite der um ihr Volkstum und ihre nationale Existenz kämpfenden Buren stünden und daß keinerlei Gründe der Staatsraison in ihren Augen die Haltung des Grasen Bülow zu rechtsertigen vermöchten. Wenngleich mein Artikel zurückkam, so freute ich mich doch über die Antwort und unterließ nicht, sie zur Kenntnis des Fürsten Eulenburg zu bringen, der kurz darauf seine Fahrt nach Berlin antrat.

In der Zwischenzeit war mir meine frühere Stelle an der Redaktion der "Deutschen Zeitung" wieder angetragen worden. Es war zu einer seierlichen Aussprache zwischen mir und dem Herausgeber des Blattes, Dr. Wähn er, gekommen, der es mir nie so recht verzeihen wollte, daß ich

nach dem spanisch-amerikanischen Kriege meinen Posten aufgegeben hatte, um, wie er sagte, einem Phantom — und als solches erwies sich ja in der Folge wirklich meine selbsterwählte Mission der Pflege der guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Keiche und Amerika — nachzujagen. Zum Schlusse der Aussprache reichten wir uns die Hände, zündeten eine Friedenszigarre an, begossen die wieder erneuerte Freundschaft mit einem Tropsen Hennessy und ich verließ Dr. Wähner mit dem Versprechen, mich am nächsten Morgen um 10 Uhr wieder auf meinem alten Plaße einzusinden.

Der Morgen kam und ich wollte gerade meine Wohnung verlassen, als es an der Tür klopfte. Herein trat der Geschäftsführer der "Deutschen Zeitung", Herr Rarl Rolleder, ein guter Freund von mir, der sich aufrichtige Mühe gegeben hatte, eine Annäherung zwischen Dr. Wähner und mir herbeizuführen. Zu meiner Überraschung teilte er mir mit, der Herausgeber der "Deutschen Zeitung" sei während der Nacht bezüglich der Besetzung meines Postens zu einem anderen Entschlusse gelangt und könne den mir am Abend zuvor gestellten Antrag nicht länger aufrecht erhalten. Auf meine Bitte um Erklärung erwiderte mir Herr Rolleder, er könne mir nichts Bestimmtes sagen, doch glaube er, daß in der Nacht ein unfreundlicher Einfluß wider mich ausgespielt worden sei. Herr Rolleder, der ein geschworener Feind aller frummen Wege und der Korruption in jeder Form ist, sprach mir sein persönliches Bedauern über das Vorgefallene aus und entfernte sich.

Es waren kaum wenige Minuten vergangen, als ein Wasgen vor dem Hause, in dem ich wohnte, vorsuhr. Die Klingel zu meiner Wohnung ertönte ein zweites Mal und gleich darauf stand ein Beamter der Deutschen Botschaft vor mir, der mir "im höheren Auftrage" erklärte, Seine Durchlaucht, Fürst Philipp Eulenburg, habe während seines Berliner Aufenthaltes wiederholt mit dem Reichskanzler über mich gesprochen, be-

daure jedoch, mir mitteilen lassen zu müssen, daß er nicht in der Lage sei, sich in irgend welcher Weise für mich zu verwenden oder seine mir früher erteilten Zusagen aufrecht zu erhalten.

Die Warnung Herrn v. Sternburgstrat mir wiederum vor die Seele. So lange und so sehr ich mich auch gesträubt hatte, es zu glauben, so konnte ich angesichts der überwältigenden Beweise nicht länger daran zweiseln, daß ich das Opfer einer böswilligen und grausamen Intrigue war. Einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, beschloß ich zu handeln. Ich sandte am 22. Mai einen eingeschriebenen Brief an den Reichskanzler, worin ich ihn von meinen eigenartigen Ersahrungen in Wien unterrichtete und ihn gleichzeitig davon in Kenntnis setzte, daß Herr von Sternburg mich vor dem Einsührungsbriese des Deutschen Botschafters in Washington an den Fürsten Philipp Eulenburg gewarnt habe. Mein Schreiben endete mit der Vitte um Untersuch ung der Ungelegen heit.

Reine Antwort!

In den nächsten Monaten erfuhr ich immer wieder aufs Neue, daß mir unbekannte, unfreundliche Einflüsse tätig waren, um mich als politischen Ceheimagenten der Deutschen Regiezung zu brandmarken.*)

^{*)} Gewisse Wiener Blätter, mit benen ich vor dem Strafrichter noch nähere Bekanntschaft zu machen hosse, brachten nach dem Zwischensall vom 12. März 1902 die inspirierte Verleumdung, ich sei seinerzeit auf Veranlassung des Grasen Goluchowsch aus Wien ausgewiesen worden und hätte mich in New Pork in Untersuchungshaft besunden. Ich sehe hierdurch eine Velohuung von zehntausend Mark sür Erdringung des Nachweises aus, daß ich aus Österreich ausgewiesen sei, oder mich in New Pork in Untersuchungshaft besunden hätte. Sin Jeder, der den Nachweise erdringen kann, hat Anspruch auf diese Besohnung, selbst der biedere Wiener Schmock, der sich im Interesse der Berliner Wolfsschlucht und ihrer dunklen hintermänner zu dieser schmutzigen journalistischen Henkersarbeit hergegeben hat.

Im Juli suhr ich zum Besuche der Weltausstellung nach Paris. Dortschrieb ich, auf Anraten Dr. Franz Schne i der s, des Korrespondenten der "Kölnischen Zeitung", das in den früheren Kapiteln enthaltene Manuskript meiner Erlebnisse auf der Botschaft in Washington und gab es ihm zur Durchssicht. Als er es gelesen, schüttelte er mit dem Kopfe, drückte mir teilnehmend die Hand und sagte:

i 2 "Ja, das ist unser Beruf und unser Lohn. Es gibt kein schimpflicheres, ehrloseres Handwerk als die offiziöse Journalistik. Ich, der ich in sechs verschiedenen europäsischen Hauptstädten Korrespondent der "Kölnischen Zeitung" gewesen bin, ich habe es am eigenen Leibe erfahren."*)

Dr. Schneider, ein ehrlich- und gerechtdenkender Mann, war von der Lektüre meines Manuskriptes, das ich ihm an einem Sonntage gebracht hatte, so aufgeregt, daß er sich erbot, sosort zur Botschaft zu sahren und bei dem Fürsten Münster dahin vorstellig zu werden, daß das Interesse des Keiches eine sosortige Untersuchung meines Falles erheische.

Wir trafen uns später in einem vereinbarten Café.

"Es ist mit dieser schwerfälligen Gesellschaft nichts anzufangen," teilte er mir mit. "Der alte Mann hat für nichts mehr Interesse und will in seiner Ruhe nicht gestört sein. Er ist für alle Borstellungen unzugänglich. Ich rate Ihnen, selbst auf die Botschaft zu gehen."

Ich folgte seinem Rate und ging am nächsten Tage auf die Botschaft, wo mich der zweite Sekretär, Graf Göben, wenn ich mich recht entsinne, empfing. Ich erklärte ihm, daß

^{*)} Uhnlich sprach sich mir gegenüber später Hubolf Cronau aus, der zu Beginn des Krieges zwischen Spanien und Amerika als Washingtoner Korrespondent der "Kölnischen Zeitung" entlassen worden war, weil er sich geweigert hatte, auf Beschl gegen die Vereinigten Staaten zu heben!

ich im Interesse des Ansehens des Deutschen Reiches und des guten Ruses der Deutschen Diplomatie die Vermittlung und Hilfe der Botschaft anruse, um eine Untersuchung meines Falles herbeizuführen. Graf Göben lauschte meiner Erzählung mit Spannung. "Einsach unerhört, — unglandlich — standalös", entrang es sich wiederholt unwillkürlich seinen Lippen und er erbot sich, an Herrn von Mumm in Luxemburg zu telephonieren und dessen Intervention zur Herbeiführung einer Untersuchung anzurusen.

Achselzuckend kehrte er zu mir zurück.

"Ich kann das nicht verstehen," begann er. "Herr von Mumm will Ihnen wohl, wie Sie mir mitgeteilt haben, er kennt Sie gut, hat Ihre Feder für sich in Unspruch genommen, und lehnt es trotzem ab, sich in die Sache einzumischen. Können Sie mir das erklären?"

"Ja, ich glaube, daß ich das kann. Herr von Mumm hat mir wiederholt gestanden, daß es das Ziel seines Ehrgeizes sei, der Nachfolger des Herrn von Holleben in Washington zu werden und er handelt der Form nach vollständig korrekt, wenn er es ablehnt, in meiner Angelegenheit zu intervenieren. Er rechnet damit, daß mein Fall in die Öffentlichkeit dringen und unangenehme Folgen für Herrn von Holleben nach sich ziehen werde."

Ich habe Graf Göben seit unserer Unterredung nicht wieder gesehen, auch nicht von ihm gehört. Es schien mir, daß er keiner von den Diplomaten jenes Schlages war, denen die Sprache von Gott gegeben ward, um ihre Gedanken zu verbergen. Kein Wunder, wenn er nicht so schnell Karriere macht wie Herr von Mumm oder Baron von Sternburg!

Wieder nach Wien zurückgekehrt, unternahm ich meine nächsten Schritte. Ich richtete an Herrn von Holleben, der mittlerweile auf Urlaub nach Europa gekommen war, die Anfrage, ob er bereit sei, die zwischen uns schwebende Schwierigkeit einem Ehren- oder Schiedsgericht zu unterbreiten und sich dem ev. Wahrspruche ebenso zu unterwersen, wie ich dazu bereit wäre. Es kam zu einer längeren Korresspondenz, aus der ich die nachstehenden Briefe Seiner Exzellenz hier anführe:

Paris, 18. X. 1900.

Geehrter Herr!

Auf Ihr Schreiben vom 12. b. M., das ich heute erstielt, erwiedere ich, daß ich mich auf Verhandlungen der von Ihnen angedeuteten Art ohne Autorisation des Auß-wärtigen Amtes nicht einlassen kann, und ich Sie solglich bitten muß, sich dorthin zu wenden. Am 1. XI. — nicht früher — gedenke ich in Berlin zu sein. Da ich Parissischon dieser Tage verlasse, so bitte ich Sie, falls Sie mir vor dem 1. XI noch Mitteilungen zu machen haben, mir solche unter der Abresse der Königl. Preußischen Gesandtsichaft in Karlsruhe zugehen zu lassen.

Hochachtungsvoll Holleben.

Karlsruhe, 27. X. 1900.

Geehrter Berr!

Auf Ihren durch Bermittlung der hiesigen Königl. Gesandtschaftskanzlei mir zugegangenen Brief erwidere ich das Folgende:

Nach meiner besten Überzeugung hat mein Verhalten Ihnen gegenüber das Urteil Dritter nicht zu scheuen; ich hege also persönlich nicht das geringste Vedenken, mich einem solchen auszusehen, ich vermag aber nicht, wie ich Ihnen schrieb, mich ihm ohne Ermächtigung des Auswärtigen Amtes vorab zu unterwersen. Wenn Sie nun, wie es scheint, Bebenken tragen, Ihre diesbezüglichen Wünsche dort vorzutragen, so scheue ich mich gar nicht, mich meinerseits im gedachten Sinne auszusprechen; jedoch müßte ich immerhin zunächst zu

wissen wünschen 1) was mir überhaupt vorgeworfen wird, 2) wen Sie für Außerungen eines Wahrspruches vorschlagen würden.

Aus Ihrem Schreiben vermag ich nicht zu ersehen, in welcher Weise ich Sie durch Unterstützung Ihrer Feinde geschädigt haben soll. Ich kann jedenfalls für die Wolff'schen Machinationen in Wien nicht versantwortlich gemacht werden.

Aus dem Vorstehenden werden Sie ersehen, daß mir ein sogenannter Schiedsspruch gegenstandsloß erscheint. Anberseits bin ich gern bereit, Ihnen, wo ich Ihnen helsen kann, mit Nat und Tat beizustehen. Eine gest. Rückäußerung trifft mich in Berlin W., Hotel Bristol, Unter den Linden.

Hochachtungsvoll Holleben.

Hotel Briftol, Unter den Linden, Berlin, 3. XI. 1900.

Geehrter Herr!

Ich trage kein Bebenken, Sie Herrn von Siemens zu empfehlen, doch möchte ich zunächst eine aussührliche Darlegung Ihrer früheren Leistungen als auch eine Detaillierung Ihrer Wünsche bezüglich Konstantinopels besitzen. In dieser Form allein kann eine Empfehlung wirksam sein.

Hochachtungsvoll Holleben.

Hotel Briftol, 7. XI. 1900. Geehrter Herr!

Ich bitte die Materialien bezüglich Ihrer Einführung zu beschleunigen, da ich nicht mehr lange in Berlin verbleibe. Ich bemerke übrigens, daß ich nach wie vor keine Scheu trage, die ganze Angelegenheit dem Urteil eines Dritten zu unterbreiten. Als folchen würde ich den jedensfalls vollkommen vorurteilsfreien Geh. Legationsrat Hamsmann bezeichnen. Auch Baron Sternburg, der sich in Deutschland befindet, könnte zu Verhandlungen herangezogen werden.

Hochachtungsvoll Holleben.

Da ich die von Seiner Exzellenz in Vorschlag gebrachten Schiedsrichter, bei aller Anerkennung ihrer persönlichen Ehrenshaftigkeit, mit Kücksicht auf den abhängigen Charakter ihrer Stellung nicht annehmen zu dürfen glaubte, brachte ich den Fürsten Herber verber bert Bismarck in Vorschlag. Hierüber wurde Seine Exzellenz so indigniert, daß sie mir das nachstehende Schreiben übersandte und sich nach New York einschiffte, ohne die in ihren früheren Briefen erteilten Zusagen gehalten zu haben.

Berlin, 12. XI. 1900.

Geehrter Berr!

Nach Rückprache mit für mich maßgebenden Persönlichkeiten sehe ich mich außer Stande, die Korrespondenz fortzusetzen.

Hochachtungsvoll Holleben.

Ich sandte dem Botschafter hierauf noch eine Antwort, in der ich mich bereit erklärte, Herrn von Sternburg als Schiedstickter anzuerkennen und wandte nuch etwas später mit einer Beschwerde an den Sekretär für die Auswärtigen Angelegensheiten, Baron von Richthofen, dem ich meine Korrespondenz mit dem Botschafter übersandte. Selbstredend ershielt ich auf diese Eingabe wiederum keine Antwort.

Die Umstände drängten mich zu einem Entschluß. Die "Bolff'schen Machinationen in Wien", wie der Botschafter sie nannte, hatten mir den Ausenthalt dortselbst verleidet;

nach Berlin zu gehen, erschien mir kaum ratsam und ich sah, so sehr ich meinen Kopf auch zermarterte, keinen andern Ausweg, als den, mit meiner Familie nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Die Rücksicht auf meine Familie zwang mich, die Angelegenheit in dem einen oder andern Sinne endlich zum Abschluß zu bringen.

Etwa um den 15. Dezember trasen wir wieder in New- York ein und ich machte dem Botschafter von der Ankunft Mitteilung, indem ich ihn gleichzeitig ersuchte, sich bis zum kommenden Sonntag Mittag 12 Uhr über seine Absichten zu äußern.

Fünf Minuten vor Ablauf der festgesetzten Frist überbrachte mir ein Eilbote den nachstehenden Brief des Herrn Botschafters:

Washington, 22. XII. 1900.

Geehrter Berr!

Ich habe Herrn Generalkonsul Dr. Bünz ersucht, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Ob er dazu schon im Lause bes Sonntags in der Lage sein wird, vermag ich nicht zu sagen.

Sie werden meinen Brief vom 12. XI. erhalten haben, ber Ihrige vom gleichen Datum wurde mir hierher nachge= schickt, ich habe ihn auch beantwortet, doch tut der Inhalt ber Antwort jest nichts mehr zur Sache.

Hochachtungsvoll Holleben.

Fünf Minuten nach Empfang dieses Brieses erhielt ich ein Telegramm des Deutschen Generalkonsuls, Dr. Karl Bünz, worin dieser mich einlud, ihn am Nachmittag in seiner am Central-Park gelegenen Wohnung zu besuchen. Ich kam der Aufforderung nach und fand mich pünktlich zur angegebenen Stunde dort ein.

"Das ist eine böse Geschichte zwischen Ihnen und Herrn von Holleben," eröffnete der Herr Generalkonsul, nachdem er mich empfangen hatte, das Gespräch, "und ich möchte Ste bitten, mir doch freundlich Ihre Seite der Angelegenheit zu geben, da ich mir über diese nach den Angaben des Herrn Botschafters allein kein klares Bild zu sormen vermag."

Ich erzählte ihm meine Geschichte, berichtete ihm, daß ich durch die Perfidie des Wolff'schen Agenten, Paul Haedicke, aus meiner Washingtoner Stellung verdrängt worden sei, und daß sich dieser außerdem meinen Plan zur Herausgabe einer Korrespondenz angeeignet hätte, daß ich auf Anraten des Botschafters nach Wien zurückgekehrt sei und daß Herr von Sternburg mich vor dem Briese an den Fürsten Eulenburg gewarnt habe; daß in Wien das Gerücht über mich ausgesprengt worden wäre, ich sei ein politischer Geheimagent der Deutschen Regierung und daß ich nun endlich einmal Klarheit haben wollte.

Der Herr Generalkonful ging einige Mal im Zimmer auf und ab.

"Es ist eine bitterböse Geschichte," wiederholte er, "und Sie haben sie noch verschlimmert, indem Sie sich mit einer Beschwerde an Herrn von Richthofen wandten. Je mehr ich über die Sache nachdenke, je weniger kann ich es Ihnen verargen, wenn Sie einigermaßen mißtrauisch geworden sind. Sie haben sehr üble Erfahrungen gemacht und — — Herr von Sternburg hat mir ja auch so manches erzählt, wenn er hier bei mir war und wir — with our souls naked —dasaßen. Es ist Ihnen wirklich übel mitgespielt und das Leben erschwert worden. Es geht wider die menschliche Natur, derartige Sachen stillschweigend hinzunehmen, selbst wenn man ein guter Christ und des biblischen Wortes eingedenk ist, daß wir unsern Fein= den vergeben sollen. Ich — hm, habe wirklich keine schlechte Meinung von Ihnen und hm — glaube wohl, daß wir zu einer Verständigung gelangen werden. Wenn Sie nur nicht jene Beschwerde an Herrn von Richthofen gerichtet hätten! Ich habe" — hier hm — hm — hm — hmte der Generalkonsul ganz

bedenklich, "von dem Herrn Botschafter den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß er durchaus bereit sei, gutzumachen, was Ihnen, wie Sie annehmen, durch seine — hm, hm — Hand-lungsweise etwa an Nachteilen erwachsen sei. Er muß aber aus bestimmten Gründen," hier packte den Herrn General-konsul wieder ein leichter Hustenanfall, "das Ersuchen an Sie richten, noch heute an den Herrn Staatssekretär für die Aus-wärtigen Augelegenheiten in Berlin ein Schreiben zu richten und darin zu erklären, daß Ihre Schwierigkeiten mit dem Herrn Botschafter gütlich beigelegt seien. Sie blicken mich erstaunt an —"

"Wenn es nur wahr wäre!" entgegnete ich.

"Ja — ich kann es Ihnen ja nachempfinden, daß Sie mißtrauisch sind und — ich will ja auch zugeben, daß Ihr Mißtrauen nicht ganz unberechtigt sein mag. Aber —" der Herr Generalkonsul stellte sich vor mich hin und legte beteuernd die Hand auß Herz: "Wenn i ch Ihnen nun mein Ehren wort gebe, daß Sie es nicht zu bereuen haben werden, diese Erklärung an Herrn von Richthosen abzusenden. Wenn i ch Ihnen mein Ehren wort verpfände, daß Sie nicht mehr Anlaß haben werden, über Herrn von Holleben zu klazgen und daß er seine Zusagen diesmal halten wird, so könnten Sie doch die Erklärung nach Berlin senden."

Ich vermochte dem Herrn Generalkonsul nicht sofort zu antworten. Unentschlossen samm ich nach. Endlich entgegnete ich ihm mit einer Stimme, aus der die innere Erregung sprach: "Ich will Ihn en glauben, Herr Generalkonsul, und mich auf Ihr Ehrenwort verlassen, daß diese schmachvollen Machenschen sept aufhören werden und daß man mir und meiner Familie nicht länger die Daseinsmöglichseit unterbinden wird."

Der Herr Generalkonsul hielt mir beide Hände hin: "Sie haben mein Ehrenwort," erklärte er mit erhobener Stimme. Er ging alsdann an seinen Schreibtisch

und holte ein Blatt Papier hervor, auf dem sich die folgende, von seiner Hand geschriebene Erklärung befand:

Guere Erzelleng!

Unter Bezugnahme auf meine Eingabe an Euere Exzellenz vom 22. November v. J. betreffend Differenzen zwischen Exzellenz v. Holleben und mir, möchte ich es nicht unterslaffen, Euerer Exzellenz hierdurch gehorsamst mitzuteilen, daß nach meiner Rückschr hierher ein vollständiger Ausgleich der zwischen Seiner Exzellenz und mir bestehenden Meinungseverschiedenheiten stattgefunden hat und damit meine Gravasmina sich in allem Umsang erledigen.

Euerer Erzelleng gehorsamster E. Witte.

"Wenn Sie sich an meinen Schreibtisch setzen, diese Erklärung abschreiben und in ein von Ihrer Hand adressiertes Kuvert stecken wollen, so werde ich dafür Sorge tragen, daß sie noch heute an ihre Bestimmung abgeht."

Ich tat, was der Herr Generalkonful von mir verlangte, und stellte ihm die Erklärung, die sich heute wohl zweisellos bei den Akten meiner Angelegenheit in der Wilhelmstraße besindet, aus. Es kam darauf durch die Vermittlung des Herrn Bünz zu einer Vereinbarung, auf Grund derer Herr von Holleben die Verpflichtung einging, mir meine tatsächlichen Reiseauslagen zu ersehen, sowie mir, unter Anerkennung des Umstandes, daß es mir insolge der Wolff'schen Indiskretionen schwer sallen mußte, eine passende Stellung zu finden, eine auskömmlich dotierte Beschäftigung zu vermitteln.

Mit Ausstellung und Absendung der Erklärung nach Berlin war für meine beisten hohen Gönner die Sache abgetan!

Im Monat März erhielt ich zu meiner Überraschung ein aus Calcutta 15. Februar datiertes Schreiben, in dem Baron Speck von Sternburg sich bereit erklärte, auf Ersuchen des Herrn von Holleben die Rolle des Schiedsrichters in dem Streite zwischen Seiner Ezzellenz und mir zu übernehmen. "Mein verehrtester Herr Witte," begann der Brief, und endete mit den Worten: "Sie können versichert sein, daß ich alles tun werde, um einen geeigneten Ausgleich herbeizuführen. Ihr ganz ergebener Frh. Speck von Sternburg, Kaiserlich Deutscher Generalkonsul."

Bald darauf nahm ich mir die Freiheit, Herrn von Holeben an seine mir durch Herrn Generalkonsul Karl Bünz erteilte Zusage zu erinnern. Er schrieb mir wiederum, daß er den Herrn Generalkonsul ersucht hätte, sich mit mir in Verbindung zu sehen. Um 9. März erhielt ich von diesem Herrn das folgende Telegramm:

"New=York, 9. März.

Lehne jede Verhandlung ab. Reise heute auf vier Wochen nach Florida.

Büng."

Aus diesem Telegramm geht zweisellos hervor, daß Herr Bünz dem Wunsche des Herrn v. Holleben nachgekommen wäre, wenn er nicht zur Erholung von seinen Einsiedlerstrapazen auf vier Wochen hätte nach Florida reisen müssen. Der Umstand, daß Herr Bünz es überhaupt für angezeigt hielt, auf diese Reise hinzuweisen, beweist, daß er sich des Ungehörigen seiner Handlungsweise vollkommen bewußt war.

Herrn Bünz trifft daher die Berantwortung für die Folgen seiner Unterlassung.

28 itte. 11

XV.

Meine Obhsse im amerikanischen Besten. — Die korrupteste Stadt der Belt! — Der Bismark von St. Louis. — Ein beutsches Blatt, das dreien Herren dient. — Auf der schwarzen Liste. — Beamte des deutschen Konsulats in Chicago vermitteln die Berschmelzung zweier deutscher Zeitungen, um die Ansgrifse der dortigen "Freien Presse" zum Schweigen zu bringen. — Ich spreche Oberst Diehl von der "Associated Press". — Mein Aufenthalt in Milwaukee. — "Deutschland ist erzbereit." — Bas mir Emil von Schleinitz erzählte. — Erdenwallen deutscher Journaslisten in Amerika. — Ich richte eine neue Eingabe an Herrn von Richthosen. —

Wenn ich heute an jenen trüben Abschnitt meines Lebens zurückenke, komme ich mir fast wie der vielgeprüfte Dulder Odhsseus vor, der die absonderlichsten Frrsahrten und Abenteuer zu bestehen hatte, ehe er in die gesiebte Heimat zurückschrte und schreckliche Rache an den übermütigen Freiern nahm. Entschlossen, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, bezah ich mich zu Ansang Mai nach St. Louis, um Anschluß an die Westausstellungs-Gesellschaft zu suchen, die sich gerade mit einem echt amerikanischen "Voom" gebildet hatte. Ich hatte mir von dem Achtbaren Martin Glynn in Abanh, N.- V., einem der Bundeskommissare der Ausstellung, Einführungen erwirkt und zweiselte nicht, daß sich mir endlich das geeignete

Feld zur Betätigung meiner in Europa gesammelten vielsseitigen Kenntnisse und Ersahrungen bieten würde. Dieser Meinung war auch Dr. Emil Praetorius, der ehrwürdige Nestor der deutschsamerikanischen Presse, der an der Spize der Verlagsgesellschaft der dortigen "Westlich en Post" stand. "Es war eine außerordentlich gescheite Idee von Ihnen, hierherzukommen und Ihre Dienste den Leitern der Ausstellung zur Versügung zu stellen, die solche Männer wie Sie gebrauchen können. Was ich für Sie tun kann, wird geschehen. Vitte, besuchen Sie mich auf meinem Bureau, wo alles weitere vereindart werden kann. Sie werden, meine ich, auf mindestens drei Jahre eine gut bezahlte Stellung bei uns sinden. Die Schwierigkeiten, die Sie mit der Deutschen Regierung hatten und über die ich genau unterrichtet bin, bilden für uns kein Hindernis."

Ich drückte dem alten Achtundvierziger erfreut die Hand. Endlich hatte ich einen Mann gefunden, der wie ein Mann dachte und sprach!

Ms ich mich am nächsten Tage zur angegebenen Stunde in dem Privatzimmer des Herrn Dr. Praetorius im Gebäude der "Bestlichen Post" melden ließ, kam er mir verlegen entsgegen: "Sie müssen sehr mächtige Feinde haben, die hier gegen Sie arbeiten. Ich habe mein Bestes für Sie versucht, konnte aber nichts erreichen. Sprechen Sie doch einmal mit Herrn Schröers."

Herr John Schröers, an den er mich verwies, war und ist der Geschäftsführer des Verlags der "Westlichen Post" und läßt sich gern den "Vismarck von St. Louis" nennen. Er gründet seinen Anspruch auf diesen stolzen Titel vornehmslich auf die Tatsache, daß er das schwierige Kunststück sertiggebracht hat, die verschiedenen dort erscheinenden deutschen Blätter unter einen Hut zu bringen. Es ist wohl nur in Amerika und dort auch wohl nur in St. Louis möglich, daß eine in demsselben Verlage erscheinende Zeitung in ihren verschiedenen

Ausgaben ebenso vielen politischen Herren dienen kann. Stramm republikanisch in der Morgenausgabe, welche als "Bestliche Post" erscheint, halb demokratisch und halb sozia-listisch in der "Anzeiger"-Abend-Ausgabe, und neutral bezw. allen drei Parteien in der als "Mississispippi-Blätter" bekannten dickbäuchigen Sonntagsausgabe dienend — das ist das berühmte deutsche Blatt in der Stadt des großen deutschen Bierbrauers Abolphus Busch!

Wie in Amerika alles nur nach einem Riesenmaßstab gemessen wird und gemessen sein will, so erhebt St. Louis den zweiselhaften Anspruch, die "korrupteste Stadt der Welt" zu sein, und die gerichtlichen Untersuchungen der dis zum Himmel stinkenden Korruption in allen Sphären des öffentlichen Lebens der Stadt haben bewiesen, daß dieser Anspruch voll und ganz begründet ist. Leider muß es gesagt werden, daß bei den bestannt gewordenen Korruptionsgeschichten viele Deutsche eine traurige Kolle spielten.

Ich folgte dem Kate des Herrn Praetorius und suchte Herrn John Schröers in seinem Bureau auf. Er hatte kaum meinen Namen gehört, als er sich mir mit beschwörender Handbewegung näherte und mir mit Nachdruck erklärte:

"Ich weiß, was Sie nach St. Louis führt und ich sage Ihnen, es ist alles vergebens, was Sie hier unternehmen mögen. Sie werden hier niemals eine Stellung oder Beschäftigung sinden und je eher Sie St. Louis verlassen, um so besser wird es für Sie und Ihre Familie sein!"

"Wie soll ich Ihre Worte verstehen?" fragte ich ihn. "Herr Dr. Emil Praetorius hatte mir doch sein Wort darauf gegeben, daß ich mit meinen europäischen Kenntnissen und Erfahrungen der Weltausstellungs-Gesellschaft hoch will-kommen sein und mindestens auf drei Jahre sohnende Beschäftigung sinden würde."

Herr Schröers erhob Augen und Hände zum Himmel. "Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen eben erklärt habe. Sie werden nie eine Stelle in St. Louis finden!"

Die Worte des Herrn Schröers wurden zur traurigen Wahrheit. Ich setzte alle zulässigen Hebel in Bewegung, sand aber alle Türen verschlossen. Als ich dem St. Louiser Kongreßrepräsentanten Kichard Bartholdt gegenüber mein Bestemben aussprach, daß die mir von dem schon erwähnten Bundeskommissar Martin H. Glhun mitgegegebene Empfehlung so wenig Gewicht hätte, lachte er ironisch auf: "Glhun ist der einzige Demokrat in der Kommission und seine Empfehlungen sind daher nichts wert."

Von einer dem Deutschen Konsulat nahestehenden Seite ersuhr ich, daß an alle Konsulate im Lande der Auftraggegangen sei, daßürzusprgen, daßich nirsgends Beschäftigung erhielte. Ich ging auf daß Konsulat und verlangte eine Unterredung mit dem Konsul. In verlehender Weise wurde mir geantwortet, dieser sei nicht für mich zu sprechen. Ich wußte genug. Es nahm mich daher nicht mehr sonderlich Wunder, daß der Besiher einer in St. Louis erscheinenden englischen Wochenschrift, der ich regelsmäßig Beiträge lieserte, mir eines Tages erklärte, er müsse heiten umsehen, da ihm zu verstehen gegeben worden wäre, daß er einen großen Teil seiner Anzeigen verlieren würde, wenn er noch länger meine Artikel veröffentlichte. Es erging mir in St. Louis wie in Wien.

Des fruchtlosen Kampses müde, beschloß ich, mein Glück in der "Königin des Westens", in Chicago, zu versuchen. Ich ließ meine Familie in St. Louis zurück und reiste allein nach der Stadt am Michigan-See, wo ich Herrn Richard Misch a elis, Herausgeber der "Freien Presse", aufsuchte, in dessen Blatt der bereits erwähnte Artikel "Die Taten der Herren von Holleben und Bünz" erschienen war. Herr Michaelis,

dem in früheren Jahren nachgesagt worden war, daß er ein Bismarcksches Reptil gewesen wäre, hatte kaum meinen Namen vernommen, als er mich in sein Privatkontor bitten ließ.

"Ich habe bereits von Ihnen gehört," so begann er, "und ich gestehe, daß mich Ihr Fall aus mehr als einem Grunde sehr interessiert. Sagen Sie mir doch, welche Zeitungen von der Botschaft "gefüttert" worden sind."

Ich erzählte ihm einiges und bemerkte schließlich, daß man mir auf der Botschaft, wie ich vernommen hätte, die Ursheberschaft des in seinem Blatte erschienenen Artikels "Die Taten der Herren von Holleben und Bünz" zugeschoben hätte. Gleichzeitig erwähnte ich auch, daß es in der Absicht Eduard Lenghs, des Chefredakteurs des "Deutschen Korresspondenten", gelegen, im Anschluß an diesen Artikel eine Preßkampagne gegen den Botschafter von Holleben und Konsul Bünz zu eröffnen und daß ich ihn nur mit Mühe das von abgehalten hätte.

Herr Michaelis schmunzelte: "Selbstredend weiß ich, daß Sie nicht der Verfasser der "Taten der Herren von Holleben und Bünz" sind. Mir hat der Artikel Glück gebracht; denn bald nach seinem Erscheinen suchte mich ein Deutscher Vicekonsul auf und beschwor mich, doch mit meinen Angriffen gegen die beiden genannten Beamten aufzuhören. würde sich erkenntlich zu erweisen wissen, und meinem Blatte, wo es nur ginge, helfen. Da die "Allinois Staats= Zeitung" noch immer meine stärkste Konkurrentin war, so kam durch den Einfluß des Konsulats eine Transaktion zustande, durch welche ich die Kontrolle über die "Illinois Staats-Reitung" erhielt, deren Konkurrenz mir nun weiter keine Sorge macht. Sie befinden sich, wie ich sehe, in einer schiefen Lage, brauchen aber deswegen noch nicht zu verzagen. Sie haben eine gute und gerechte Sache und die Wahrheit muß schließlich doch triumphieren."

In jene Zeit fiel die Ausweisung bes herrn von Schierbrand, Korrespondenten der "Associated Press", aus Berlin. Die Erinnerung an unsere Zusammenkunft war noch frisch in meinem Gedächtnis und ich wollte ihm, wenn möglich, einen Dienst zu erweisen suchen. In einer Zusammenkunft mit Oberst Diehl, dem dortigen Chef der "Associated Press", wies ich darauf hin, daß das Auswärtige Amt die Ausweisung wahrscheinlich zurückziehen würde, wenn es zu der Ansicht gelangte, daß diese Ausweisung einen schlechten Eindruck in Amerika hervorgerufen hätte. "Sie haben es in Ihrer Hand," so stellte ich ihm vor, "durch die Vermittlung von Reuter und Wolff in der ganzen deutschen Presse die Meldung zu verbreiten, die Ausweisung Herrn von Schierbrands aus Berlin würde in den Vereinigten Staaten als eine Wiederaufnahme der anti-amerikanischen Preftampagne in Deutschland aufgefaßt und es läge die Gefahr nahe, daß die amerikanische Presse ihrerseits mit einer neuen Deutschenhetze antworten würde."

"Das ist der einzige Weg, wie wir Schierbrand retten können," antwortete mir Oberst Diehl, "und ich danke Ihnen in seinem wie in unserem Namen. Ich werde sofort das Ersforderliche veranlassen."

Wenn Oberst Diehl wirklich irgendwelche Schritte zur Rettung Herrn von Schierbrands unternommen hat, so blieben sie auf jeden Fall ohne Erfolg. Die Ausweisung war im hohen Rate der "Associated Press" in New-York und des Auswärtigen Umtes beschlossen und daran vermochten weder Oberst Diehl noch ich etwas zu ändern.

Im Übrigen glichen meine Erfahrungen in Chicago denen in St. Louis wie ein Ei dem andern.

Mein nächstes Ziel war die angeblich deutscheste Stadt der Union, Milwauke e. Ich traf an demselben Tage ein, an dem die dort erscheinende "Germania" einen begeisterten Lobeshhmnus auf Herrn von Holleben veröffent-

licht hatte. Ich suchte den Chefredakteur, Herrn Emil von Schleinitz, auf und erklärte ihm, weshalb ich nicht seiner Ansicht sein könne. Herr von Schleinitz gab die Richtigkeit meiner Argumente zu und bedauerte lebhaft, nicht schon früher Bestimmteres über meine Schwierigkeit mit Herrn von Holleben vernommen zu haben. Er sagte wörtlich:

"Ich war im Vorjahre in Berlin, und habe sowohl mit dem Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten wie mit dem Reichskanzler gesprochen. Es wurden mir Geldund den Keichskanzler gesprochen. Es wurden mir Geldung den Disder soch saus zeich nung en angeboten. Auch vom Kaiser sollte ich empfangen werden, doch sand die Audienz nicht statt, da die kaiserlichen Dispositionen im letzten Augenblick geändert wurden. Zu schade, daß ich damals nichts von Ihrer Angelegenheit wußte, ich hätte sie mit einem Wort ins Reine bringen können! Immerhin will ich aber heute noch an den Geschäftsträger der Deutschen Botschaft, Graf Duadt, nach Washington schreiben und ihn ersuchen, sich für gütliche Beilegung des Falles zu verwenden."

Herr von Schleinit wünschte von mir zu hören, was ich über die Kriegsbereitschaft Deutschlandsgegen Amerika wüßte.

"Deutschland ist erzbereit," entgegnete ich, "wie es das ja auch sein muß."

"Ich weiß — ich weiß", ergänzte Herr von Schleinitz. "Ich weiß sogar noch mehr. Ich habe mit hohen Offizieren in Berlin gesprochen und erstaunliche Dinge zu hören bekommen. Manrechnet sehr starkauf die Deutschen in den Weststaaten."

Herr von Schleinitz und ich blickten einander in die Augen: wir wußten!

Nach einigen Tagen traf ich mit dem Chefredakteur der "Germania" wieder zusammen. Er hatte einen Brief von dem Geschäftsträger der Botschaft bekommen und las ihn mir im Auszuge vor. "Mit verbindlichstem Danke," so etwa lau-

teten die Worte, die ich hörte, "für diesen neuen Beweis Ihres freundlichen Interesses bedauere ich Ihnen mitteilen zu müssen, daß es mir nicht möglich ist, in der betreffenden Angelegenheit irgend welche Schritte zu unternehmen. Ich überlasse es Ihrem Ermessen, sich mit einer schriftlichen Einzabe nach Berlin zu wenden."

Herr von Schleinit wußte sichtlich noch mehr als er mir sagte, hielt es aber für geraten, sich über den weiteren Inhalt des Briefes auszuschweigen. Nach einer Weile begann er aufs Neue: "Die deutschen Journalisten in Amerika haben oft ein schweres Los zu tragen. Fast keinem von uns ist der Daseinskampf in seiner schlimmsten Form erspart geblieben. Ich selbst habe als Tagelöhner in einer Fabrik gearbeitet, wie das auch unser Kollege, Georg von Skal, der Chefredakteur der "New- Porker Staats-Zeitung" getan hat. Manche, die stellenlos sind, irren auf der Landstraße umher oder nehmen die Unterstützung der Wohltätigkeits-Gesellschaften in Anspruch. Ich kann es Ihnen nachempfinden, daß Sie einen harten Rampf kämpfen und daß Sie umsomehr darunter leiden, als Sie für eine große Familie zu sorgen haben. Behalten Sie aber den Kopf oben und lassen Sie sich durch Ihr Unglück nicht niederdrücken. Sie haben es in der Hand, großes Unheil anzurichten, aber als guter Deutscher werden Sie das unter keinen Umständen tun."

"Was Sie mir sagen, habe ich in den verschiedensten Bariationen schon früher gehört," erwiderte ich ihm. "Man appelliert an meinen Patriotismus als Deutscher, schneidet mir aber gleichzeitig jede Möglichkeit ab, ein anständiges Unterkommen zu sinden. Weshalb bietet mir denn Ihr großer Verlag nicht eine angemessene Beschäftigung an?"

Herr von Schleinit blieb mir die Antwort schuldig. Ich will übrigens gern anerkennen, daß ich an seinem guten Willen, mir eine Stellung an seinem Blatte anzubieten, glaubte und noch heute glaube; nur war er den stärkeren Einslüssen gegen-

über, die wider mich aufgeboten wurden, machtlos. er mir vom deutschen Journalistenelend in Amerika erzählte, war mir nicht neu. Ich selbst hatte einmal, als ich noch Junggeselle war, meinem Rollegen, Dr. Alegander Theodor de Bury, einem früheren deutschen Offizier, dem Sproß eines der vornehmsten deutsch-schweizerischen Adelsgeschlechter, der einst der Privatsekretär des Eisenbahnkönigs Henry Villard und später lange Jahre Legislaturkorrespondent der "New Yorker Staats-Zeitung" in Mbann, N.= N., gewesen war, und der sich mit seiner Familie in denkbar traurigsten Verhältnissen befand, meine Stelle als Redakteur am "Bittsburger Volksblatt" (heute "Volksblatt und Freiheitsfreund") geopfert und war lieber nach Europa zurückgekehrt, als die leidige deutsch-amerikanische Journalistenmisere an mich herantreten zu lassen, von deren vollem Umfang ich damals noch gar keine Ahnung hatte. Zu Anfang jeden Jahres veröffent= licht die "New- Norker Staats-Zeitung" eine Liste der deutschen Toten des Vorjahres, und unter diesen befinden sich immer mehr oder weniger — meistens jedoch mehr — Mitglieder der deutsch-amerikanischen Presse, die die Daseins= bürde nicht länger zu tragen vermochten, und durch eigene Hand ihrem Leben ein Ziel setzten !*)

Fast hätte mich mein Mut in jenen Tagen verlassen. Das Leben schien mir nicht mehr des Lebens wert, und ich fragte mich ernstlich, ob es nicht besser sei, im Verein mit meiner Familie den aufsichtslosen Kampf mit den Mächten der Finsternis aufzugeben, die uns das Dasein zur unerträgslichen Höllenqual machten und freiwillig in den Tod zu gehen.

^{*)} Sehr lustig schilbert Viktor Friedländer in seiner Gedicksammlung, "Aus der Grünhornzeit" bes beutsch-amerikanischen Journalisten Erdenwallen und berichtet dann aus eigener Ersahrung, wie ihm während seiner Redaktionskätigkeit an der New Yorker "Plattbeutschen Post" der Stuhl unter dem Leibe versteigert wurde, auf dem er bei der Arbeit saß.

Aber immer wieder hielt mich der Gedanke, daß ich meinen Gegnern damit den Gefallen erweisen würde, nach dem ihr Herz am meisten verlangte, von der Tat zurück. Nein, ich wollte es nicht tun! Mochte es kommen wie es wollte. Irgend wo mußte es doch noch Gerechtigkeit geben. Wenn die Menschen mich im Stiche ließen, so mußte Gott ein Einsehen haben. Zu Ihm, der letzten Zuslucht der Bedrängten und Verfolgten, habe ich in jenen Tagen heiß und inständig gebetet.

Da auch meine Reise nach Milwaukee vergeblich gewesen war, kehrte ich nach St. Louis zu meiner Familie zurück. Es unterlag mir nicht dem mindesten Zweifel, daß wir alle elend zu Grunde gehen mußten, wenn ich nicht etwas tat. Aber was tun? Ich richtete noch eine Eingabe an Herrn von Richthofen, den Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, in der ich von manchen den Botschafter und die Botschaft betreffenden Angelegenheiten den Schleier lüftete, der sie bis dahin schützend verhüllt hatte, und nochmals eine Untersuchung mit dem Bemerken forderte, daß ich, falls mir diese versagt bliebe, es für mein gutes Recht ansehen würde, mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln für die durch verwerfliche Machenschaften schwerbedrohte Existenz meiner Familie zu tämpfen. Herr von Richthofen möge in diesem Briefe die Richtschnur für mein späteres Verhalten erblicen. Dann trat ich mit herrn Professor hugo Münsterberg, dem vielgenannten und vielgerühmten Professor von der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, in eine Korrespondenz, über die das nächste Kapitel weiteren Aufschluß bringen wird.



XVI.

Eitle Brofefforen! - Professor Sugo Münfterberg von der Harvard-Universität, Cambridge, Mass. -Sein Ausspruch über die deutsch-amerikanischen Sournaliften. - Er verichafft bem Botichafter einen Dottortitel. - Gine Anrempelung Professor Guftav chows. - Professor Münfterbergs Berbindung mit ber Botschaft und bem Auswärtigen Amte in Berlin. -Er broht mir mit ber Berfolgung bes Deutschen Reis des! - Professor hermann Schonfeld in Bafhington. -Seine beifpiellose ameritanische Laufbahn. - Bie er amerikanischer Konful in Riga wurde. - Rach einander in spanischen, beutschen und türkischen Diensten. Blan gur Gründung einer großen englischen Monatsschrift. — Bedenken bes Botichafters. Türkische Finangmisere. - Gine Erklärung bes Chefs der Bafhingtoner Polizei. — Professor Schönfeld und Rarl Sau. - The Spider and the Fly.

"Eitle Professoren!" So soll einer Kabelmeldung der "New Yorker Staats-Zeitung" zufolge, hald nach dem Zwischenfalle des 12. März 1902, der Deutsche Kaisser sich über gewisse deutsche Professoren in den Vereinigten Staaten geäußert und damit in erster Reihe den sehr ehrenwerten und achtbaren Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität zu Cambridge, Mass. gemeint haben. Der Kaiser traf mit diesem Ausspruche, wie so oft, den Ragel auf den Kopf und sprach damit vielen Deutsch- und Anglo-

Amerikanern, denen das Treiben der "politischen" Professoren deutscher Geburt an den Universitäten der Bereinigten Staaten schon längst ein Stein des Anstoßes war, aus dem Herzen.

Daß es überhaupt einen Professor Hugo Münsterberg auf Erben gab, ersuhr ich erst, als sich im beutsch-amerikanischen Blätterwalde ein gewaltiges Rauschen und Raunen über eine Außerung des Herrn Prosessors erhob, der in einem englischen Magazin den deutsch-amerikanischen Journalisten nachgesagt hatte, daß sie beständig in einem Dunstkreise von Bier und Sauerkraut lebten und nicht den Schimmer einer blassen Ahnung von den amerikanischen Verhältnissen hätten, über die sie schrieben.

Das war zu Beginn meiner Tätigkeit bei ber Botschaft. Bald sollte ich mehr von ihm hören. Seine Erzellenz, der Herr Botschafter von Holleben, trat eines schönen Tages die Reise nach Cambridge, dem Sipe der Harvard-Universität, an, war der Gast des Herrn Professors und kehrte, mit einem Ehrendoktorhut geschmüdt, wieder nach Washington zurück, so stolz und glücklich über diese Auszeichnung wie ein Bfau. "Gin tüchtiger Mann, dieser Münfterberg," so raunte man sich auf der Botschaft zu, wo viele heitere Gesichter zu sehen waren. Amerikanische Doktortitel werden in Europa und namentlich in Deutschland nicht sonderlich hoch bewertet, und die Massenberleihung des Titels an amerikanische Politiker und europäische Diplomaten, die an allen anderen Brüften als denen der "Alma Mater" gelegen haben, kann nicht zur Erhöhung der allgemeinen Wertschätzung eines honoris causa verliehenen Doktorgrades beitragen. Dak später Präsident Roosevelt und selbst Baron Speck von Sternburg, der als alter Soldat wie Blücher ein geschworener Feind aller Tintenfuchser und Federfere ist, sogar mehrfach mit dem amerikanischen Doktortitel gekränkt wurden, ändert nichts an der Tatsache.

Ein weiteres bedeutsames Zeichen von der ersprießlichen

Tätigkeit und dem Charakter des Herrn Professors erhielt ich, als mir eines Tages auf der Botschaft mit der Schreibsmaschine hergestellte und vervielsätigte Abzüge eines Artikels gegeben wurden, der in einem Bostoner Blatte erschienen war. Es war eine rüpelhafte Anrempelung Professor Virchows, der, weil er in einer Rede die Kolonialpolitik der Deutschen Regierung abfällig zu kritisieren sich unterfangen hatte, darin ein kindischer alter Meergreis genannt wurde, den selbst in Deutschland Niemand mehr ernst nähme und dessen Reden und Taten außerhalb des Deutschen Reiches überhaupt keine Bedeutung beizumessen seien.

"Den Artikel hat Professor Münsterberg geschrieben," erklärte mir auf Befragen Hofrat Kinne, der Intimus des Botschafters, "und Seine Exzellenz läßt Sie ersuchen, die Abschriften den hiesigen Korrespondenten zu geben und so für eine möglichst große Verbreitung zu sorgen."

Ich errötete über die Schamlosigkeit der Zumutung, nahm die Abschriften und versenkte sie in meinen Papierkork, dort, wo er am tiefsten war. Nur ein Exemplar davon gab ich einem andern akademischen Lehrer, dem nicht minder ehrenwerten Professor Her mann Schönfeld von der columbischen Universität in Washington, der sich über das Machwerk höchlichst entrüstete und den Verfasser eine Schande für den ganzen deutschen Professorenstand in Amerika nannte.

Auf Grund dieser Vorkommnisse sing ich an, mir ein eigenes Urteil über Professor Münsterberg zu bilden. Weiteres Material hierzu erhielt ich, als eines Tages meine Ausmerkssamkeit auf einen Artikel in dem katholischen "Boston Pilot" gelenkt wurde, in dem Bundes senator Henrt Cabot Lodge, der bekannte Freund des Präsidenten Roosevelt, in unerhört scharfer Weise angegriffen und das einzige Hindernis für die Anbahnung eines freundschaftlichen

Berhältnisses zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten genannt wurde. Der Artikel sand seinen Weg, wie ich glaube, durch Paul Haedickes "Deutsch-amerikanische Korresspondenz" in die reichsdeutsche Presse, wurde von dieser beisfällig kommentiert und von dem Wolffschen Bureau in Berslin an die "Associated Press" als Ausstluß der deutschen öffentlichen Meinung nach Amerika zurücktelegraphiert, wo er dann, mit entsprechenden Zutaten, von der ganzen deutschsamerikanischen Presse nachgedruckt wurde.

"Ein feiner Kopf, der Herr Professor," hieß es wiederum. Mll' dieser und anderer Intriguen ungeachtet aber ist es bisher nicht gelungen, das Vertrauen des Präsidenten Roosevelt zu Senator Lodge zu erschüttern oder diesen gar zu Falle zu bringen.

Wenn irgend einer, schien mir Professor Münsterberg der geeignete Mann zu sein, einen gütlichen Ausgleich meiner Angelegenheit herbeizusühren, und ich rief daher brieslich von St. Louis seine Intervention an, indem ich bemerkte, daß ich gezwungen sein würde, mich in die Öffentlichkeit zu flüchten, wenn ich nicht fair play erhielte. Ich empfing von dem Herrn Professor vier Schreiben, aus denen ich die nachstehenden bemerkenswerten Sähe herausgreise:

Mus dem Briefe vom 13. September 1901.

"Sie haben Recht, wenn Sie annehmen, daß ich gern bereit bin, Alles zu tun, was eine Störung der freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verhindern kann, daher würde ich bereit sein, mich bei Graf Quadt oder bei der Deutschen Regierung in Berlin sosort für Sie telegraphisch zu bemühen."

Mus dem Briefe vom 19. September 1901.

"Der Gesamteindruck Ihres Briefes an mich ist, daß Sie unverschuldet ins Unglück geraten sind und nun in Ihrer begreiflichen Aufregung Ihren Zorn auf Herrn v. Holleben richten. Andererseits ist es klar, daß, wenn Sie auch nur ben geringsten Schritt tun, um Herrn v. Holleben hier in den Zeitungen ober bei den amtlichen Berfonen in Diß= tredit zu bringen, Gie für alle Beit die Berfolgung bes Deutschen Reiches auf sich zögen. Sie allein haben daher Alles zu fürchten. Wenn Sie bagegen mit einem Rud Shr ganges Berhalten umgeftalten, freimutig zugesteben, daß Sie durch Migverständnisse verblendet waren und unbedeutende Rleinigkeiten zu gewichtigen Un= schuldigungen erhoben haben, und daß Sie von jest an wieder voll zum Deutschen Reiche stehen wollen, ernsthaft bemüht. Ihre schönen Gaben für gute Zwecke zu verwenden, turz, wenn Sie herren von holleben und Richt= hofen einen ehrlichen, freimütigen, Sie felber ehrenden Brief des Bedauerns schreiben — so kann und wird sich Ihre Rufunft hundertmal günstiger und erfreulicher gestalten, als wenn Sie in Feindschaft verharren. Seute ift es für Sie noch nicht zu spät, sich eine wirkliche, ehrenhafte, tüchtige Exifteng in Deutschland aufzubauen und mit Ihren Rennt= niffen der amerikanischen Berhältniffe drüben viel Gutes zu tun. Ich verspreche Ihnen, daß ich von Bergen gern mein Außerstes tun will, um Ihnen dabei zu helfen."

Aus dem Briefe vom 27. September 1901.

"Sie dürfen nicht ungeduldig werden. Würde ich nach Berlin kabeln, so würden die Herren mich an Graf Quadt verweisen, und würde ich an Graf Quadt schreiben, so würde er mich bitten, Alles bis zur mündlichen Aussprache aufzuheben, da ich Graf Quadt am 5. oder 6. bei mir zu sehen hoffe. Da hilft nichts, bis zum 6. Oktober etwa müssen Sie da schon warten, sonst gelingt nichts. Ift Alles erst einmal eingeleitet, so läßt sich das Weitere schnell erledigen. Es tut mir das sehr leid, doch es ist in Ihrem eigenen Interesse."

Brief vom 6. Oftober 1901.

"Es ift mir nach ben langen Berhandlungen außerorbentlich

betrübend, daß ich Ihnen nicht aus Ihrer Not helfen kann, ja, daß ich mich an der ganzen Angelegenheit zunächst nicht weiter beteiligen kann. Ich kann nur sagen, daß es mir aufrichtig leid tut, daß Sie nun vielleicht vor schweren Beiten stehen. Halten Sie nur an der gerechten, versöhnslichen Stimmung fest. Mit den besten Winschen für Ihre Zukunst

Ihr

Hugo Münfterberg."

Ich lehnte es zu jener Zeit ab, die Zumutungen des Herrn Professors zu erfüllen, und jenen "mich selbst ehrenden, ehrlichen, freimütigen Brief des Bedauerns" an Herrn von Holleben und Herrn von Richthofen zu schreiben.

Meine Odhssee war noch nicht zu Ende. Ende November reiste ich von St. Louis nach Washington, wohin der Botschafter gerade von seinem europäischen Urlaub zurückgekehrt war. Mein erfter Befuch galt Bermann Schönfeld, Professor an der columbischen Universität und Kaiserlich Ottomanischem Generalkonsul, einem der Männer, auf die des Kaisers Ausspruch "eitle Professoren" gemünzt war. Hermann Schönfeld darf als Thous des deutsch-amerikanischen Strebers gelten. Un demselben Tage, an dem er zum ersten Male seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, schwor er dem Deutschen Kaiser die Untertanentreue ab und nahm das sogenannte "erste Papier" heraus, eine Formalität, die für Erlangung des amerikanischen Bürgerrechtes unerläßlich ist. Er empfing dieses kostbare Dokument an dem Tage, an welchem die gesehmäßige fünfjährige Frist abgelaufen war, und gleichzeitig seine Ernennung zum amerikanischen Konful in Riga. Ginen solchen "Rekord" hatte vor ihm kein zweiter deutsch-amerikanischer Professor aufzuweisen gehabt und der, wie so viele kleine Menschen, von Natur aus eitle Mann nahm mit stolzem Lächeln die Glückwünsche seiner Bekannten und Kollegen entgegen. Was es mit dieser plöhlichen "Beförderung" eigentlich für eine Bewandtnis hatte, erzählte mir einmal Freund Eduard Lehgh, der Chefredakteur des "Deutschen Korrespondensten" in Baltimore in seiner urwüchsigen Manier:

"Kam da eines Tages dieser kleine, an Großmannssucht leidende jüdische Professor zu mir auf mein Bureau und sagte: "Herr Lengh, ich weiß, welch' hohen Unsehens Sie sich bei der Administration in Washington erfreuen und welchen Einfluk Sie auf diese ausüben. Ich habe mich in letter Zeit auf das Studium der flavischen Sprachen geworfen und möchte, um mich darin zu vervollkommnen, gern den Posten als ame= rikanischer Konsul in Riga haben, der jett frei geworden ist. Ich bin sicher, den Posten zu bekommen, wenn Sie mich recht kräftig dafür empfehlen." Ich lachte (so fuhr Eduard Lengh in seiner Erzählung fort) "und gab ihm einen Einführungsbrief, worin ich ausführte, daß sich nach meinem Dafürhalten kein amerikanischer Hund um den mageren Anochen reißen und daß es daher ebensogut sein würde, ihn dem Überbringer, einem schlecht bezahlten Professor von der John Hopkins Universität, zuzuwenden und diesen damit zum Schweigen zu bringen. So ein verduttes Gesicht, wie es der Professor machte, als er den Empfehlungsbrief las, habe ich noch mein ganzes Leben lang nicht gesehen. "Was", fragte er mich, diesen Empfehlungsbrief soll ich abgeben? Ja, Empfehlungsbrief sollen Sie abgeben, erwiderte ich ihm, und ich stehe für den Erfolg. Der Professor bestellte den Brief richtig an seine Adresse und — erhielt das Konsulat, das eines der schlechtbezahltesten im amerikanischen Konsulardienste ist. Einige Wochen später hatte ich etwas auf dem Staats-Departement in Washington zu tun und fast alle Beamten, hohe wie niedrige, verließen, als sie von meiner Unwesenheit hörten, ihre Zimmer, um mich anzusehen und mir die Hand zu schütteln. "Sind Sie der Mann, der die Empfehlung für Professor Schönfeld geschrieben hat?' so stürmten sie auf

mich ein, und immer wieder hieß es aus ihrem Munde: ,Glad to make your aquaintance, Mr. Leygh!"

Von Riga kehrte Professor Schönfeld nach Washington zurück und fand dort eine Anstellung an der columbischen Universität. Da er sich nicht in geordneten finanziellen Verhältnissen befand, war er darauf bedacht, sich ergiebige Nebeneinnahmen zu erschließen und sein abenteuernder Geist ließ ihn auf den Gedanken verfallen, seine Dienste den fremdländischen Diplomaten in der Bundeshauptstadt anzubieten. Es gelang ihm, sich dem spanischen Gesandten Depun de Lome zu nähern, der in der für Spanien fritischen Beriode eine außerordentlich erponierte Stellung in Washington einnahm und in der Wahl seiner Agenten nicht allzu gewissen= haft sein konnte. Schönfeld, der sich Dritten gegenüber rühmte. das Vertrauen de Lomes in besonderem Maße zu genießen. ging für diesen in einer speziellen Mission nach Cuba, von wo er einzelnen Zeitungen im Deutschen Reiche Berichte über die dortige Lage lieferte. Als der spanische Gesandte Washington hatte verlassen müssen, besann sich Professor Schönfeld auf die Tatsache, daß er einmal ein Untertan des Deutschen Kaisers gewesen war, und warb mit heißem Eifer um die Gunst Herrn von Sternburgs, der die Geschäfte der Botschaft in Abwesenheit des Herrn von Holleben selbständig leitete und nicht zögerte, sich das historische Wissen sowie die gewandte Feder Schönfelds dienstbar zu machen. Ich lernte Professor Schönfeld durch Bermittlung eines gegenseitigen Bekannten kennen. Er wußte mir allerhand interessante und für mich wertvolle Aufschlüsse über das gesellschaftliche und politische Leben in Washington zu erteilen und mein Vertrauen bald in dem Mage zu gewinnen, daß ich ihn dem Botschafter auf das Allerwärmste als ein sehr brauchbares und vielseitig verwendbares Werkzeug empfahl.

"Es ließe sich darüber wohl reden," empfing ich zur Antwort, "wenn der Professor in geordneteren Verhältnissen lebte!" Der Professor, ein ständiger Besucher in meinem Hause, wurde nicht müde, dem Plan der Gründung einer großen Monatsrevue in englischer Sprache das Wort zu reden, die einen Sammelpunkt für alle Freunde des Deutschen Reiches in Amerika bilden und dem Botschafter einen allzeit verläßlichen Rückhalt in der öffentlichen Meinung der Bereinigten Staaten gewähren sollte. Ich stand dem Plan sympathisch gegenüber und rang Herrn von Holleben schließlich das Versprechen ab, empfehlend darüber nach Berlin zu berichten.

"Aber," fügte er hinzu, "die erste Nummer nuß im Manusstript sertig vorliegen, damit ich sie meinem Berichte beischließen und so eine Stellungnahme seitens des Auswärtigen Amtes herbeiführen kann. Als ich Gesandter in Japan war, habe ich einmal das erste Heft einer neuen japan i = schen Monatsschrift im Manusskript nach Berlin gesandt und damit guten Erfolg erzielt."

Professor Hermann Schönfeld machte sich mit Feuereiser an die Aufgabe, verschaffte sich auf allerhand Umwegen einige wichtige Berichte aus der französischen Botschafter in kurzer Zeit das Manustript für das erste Heft der neuen Monatsrevue vor, das dieser prompt nach Berlin besörderte, wo es aber aus dem einen oder anderen Grunde liegen blieb. Jedenfalls hatte der Professor dem Deutschen Botschafter seine Brauchbarsteit und Verwendbarkeit durch eine praktische Probe zu des monstrieren verstanden.

Mittlerweile hatte er sich auch dem türkischen Gesandten, Ali Ferrouh Beh, unentbehrlich zu machen verstanden. Dieser besand sich, wie sast alle türkischen Diplomaten, in ständiger Geldverlegenheit und war daher für Vorschläge, wie dieser abzuhelsen sei, leicht zugänglich. Die von Dr. Theodor Herzl in Wien und Max Nordau in Parisins Leben gerusene Zionisten bewegung hatte auch

unter dem starken Judentum Amerikas Wurzeln geschlagen, und was lag daher näher, als sie zum Vorwand zu nehmen, um der Ebbe in den Finanzen des türkischen Diplomaten abzuhelfen! Ein merkwürdig stilisiertes Kommuniqué erschien in den großen Blättern der Vereinigten Staaten Amerikas des Inhaltes, daß, falls die amerikanischen Zionisten es sich einfallen ließen, sich als politische Partei zu organisieren und den Besit Palästinas durch Anwendung anderer als vom Sultan gebilligter Mittel zu erstreben suchten, sie sich demselben Schicksal aussehen würden das den Armeniern beschieden gewesen sei. Professor Schönfeld bekannte sich mir gegenüber als Verfasser des Artikels, der von der gesamten jüdischen Presse des Landes als ein schamloser Erpressungsversuch charakterisiert wurde. In kurzer Frist sah sich Herr Schönfeld für seine Tätigkeit im Interesse des Großherrn aller Gläubigen und seines Bertreters durch seine Ernennung zum Raiserlich ottomanischen Generalkonful in der amerikanischen Bundeshauptstadt belohnt. Er empfing das Erequatur, rechnete sich damit zum diplomatischen Corps und glaubte den Tag nicht mehr fern, da ihn das Vertrauen des Padischah auf einen hohen Posten nach Konstantinopel berufen werde.

Trotz seiner hohen Stellung, wie er sie selbst nannte, verschmähte es der Herr Generalkonsul nicht, die intimsten Beziehungen zu dem Kanzleipersonal der Deutschen Botschaft zu unterhalten. Er mietete sich ein Haus grade gegensüber dem des geheimen expedierenden Sekretärs Simroß, der mit den Verhältnissen auf der Botschaft nicht sehr zusrieden war, und erwarb sich auch dessen volles Vertrauen. Seleten verging ein Tag, wo sie sich nicht freundnachbarliche Besuche abstatteten.

Aber auch mit den amerikanischen Regierungskreisen in Washington wußte er sich auf besten Fuß zu stellen und er ging im Staatsdepartement wie in den anderen Ministerien ein und aus. Die naiven Amerikaner glaubten wirklich, daß Professor Schönseld in der Lage sei, auf dem Umwege über Konstantinopel die unruhigen mohamedanischen Moros auf den Sulu-Inseln im Zaum zu halten und zu I o h a I e n U n = t e r t a n e n der Bereinigten Staaten — denn als vollberechtigte Bürger werden sie nicht anerkannt — zu erziehen. Einem Mitglied der englischen Botschaft erteilte er "deutschen Unterricht" und konnte daher als einer der bestinsormierten Männer der Bundeshauptstadt gelten.

Zu ihm lenkte ich, wie schon gesagt, meine Schritte. Er empfing mich mit offenen Armen: "Herzlich willkommen, mein lieber Herr Kollege! Wie geht es Ihnen und Ihrer werten Familie? Und Ihre Angelegenheit mit dem Botschafter? Hoffentlich ist sie doch gütlich beigelegt?"

MIS Antwort zog ich die Originale der von Professor Münsterberg an mich gerichteten Briefe aus meiner Tasche und reichte sie ihm hin. Er las sie sorgfältig und sein Gesicht versinsterte sich.

"Aber das ist doch himmelschreiend," rief er aus. "Hätte man mir nicht den Posten Münsterbergs geben können? Fünstausend Dollars bezieht der Mann von Harvard und ebenso viel von Berlin — da für hätte ich sauch gemacht! Ja, vertrauen Sie mir diese Briefe an und ich will damit zum Botschafter gehen, um bei ihm für eine gütliche Beisegung der Angelegenheit vorstellig zu werden."

Ich vertraute ihm die Briefe an und wir verabredeten eine Zusammenkunft am nächsten Tage in der Universität.

"Ich habe Ihnen eine sehr böse Mitteilung zu machen," begann er die Unterredung. "Sieschweben in großer persönlicher Gesahr. Siehaben das Leben des Botschafters bedroht und der Chef der hiesigen Polizei, Major Shlvester, hat mir erklärt, daß er Sie ohne Weiteres verhaften lassen und Ihnen nicht einmal

Gelegenheit geben würde, der Presse eine Mitteilung zu machen, wenn Sie nicht Bashington noch heute verlassen."

Ich lachte ihm ins Gesicht und verließ ihn. Auf Veranslassung eines Freundes suchte der Lokal-Nedakteur der "Washington-Post" Major Sylvester auf und erfuhr von diesem, daß er mit dem Prosessor Schönfeld überhaupt nicht zusammengetroffen war und daß sich dieser eines unerhörten Mißbrauchs des Namens und der Autorität des Chefs der Washingtoner Polizei schuldig gemacht hatte.

Später hörte ich, daß der Professor für sein Verhalten mir gegenüber sehr gewichtige und vollklingende Gründe geshabt hat. Er war übrigens, wie ich hier bemerken möchte, insgeheim ein eifriger Förderer der jungtürkischen Bewegung, korrespondierte mit deren in London lebenden Führern und äußerte sich in privaten Kreisen wiederholt, daß es für die Geschicke der Türkei am besten sein würde, wenn dem Sultan das Schicksal so vieler seiner Vorsahren beschieden wäre.

Professor Schönfeld und Rarl San.

Bei dem gewaltigen Aufsehen, welches der Karlsruher Prozeß gegen den der Ermordung seiner Schwiegermutter, der Frau Geh. Medizinalrat Molitor in Baden-Baden, angeklagten und von zwölf Geschworenen schuldig befundenen Washingtoner Rechtsauwalt Karl Hau in der ganzen zivilissierten Welt hervorgerusen hat, halte ich es für publizistische Unstandspflicht, wenn ich im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit an dieser Stelle die in der Öfsentlichkeit erwähnten geschäftlichen und privaten Beziehungen zwischen Hermann Schönfeld und Karl Hau kritisch beleuchte.

Die folgenden fünf Tatsachen sind in den Verhandlungen vor den Geschworenen zu Karlsruhe aktenmäßig, festgestellt worden:

1. Karl Hau war trop seiner Jugend "Privatsekretär"

- des Kaiserlich Ottomanischen Generalkonsuls, Professors Schönfeld.
- 2. Karl Hau war trop seiner Jugend "juristischer Berater" des Kaiserlich Ottomanischen Botschafters in Washington.
- 3. Karl Hau war trot seiner Jugend "Prosessor" des deutsschen Rechtes an der columbischen Universität zu Wasshington.
- 4. Karl Hau war trot seiner Jugend Mitinhaber einer prosperierenden Anwaltssirma in Washington, die die Geschäfte Morgan's, Kockefeller's und anderer "Trustmagnaten" besorgte.
- 5. Karl Hau war trot seiner Jugend Vertreter eines Washingtoner Syndikats, das ihn als seinen Vertreter zur Verwirklichung abenteuerlicher Finanzprojekte nach der Türkei sandte.

Außer der Feststellung dieser nackten Tatsachen erschien in der deutschen Presse kein Wort über Karl Hau's Ausenthalt in Washington. Aber auch die amerikanische Presse beobsachtete hierüber, wie mir der Berliner Korrespondent des K.- P. "American" und "Morgen-Journal", Herr Ernst Wallenberg, auf Bestagen mitteilte, ein aufsälliges Stillschweigen. Warum? Hatte Hau vielleicht noch Mitschuldige, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten und die man aus dem einen oder anderen Erunde schüßen wollte?

Am 29. Juli richtete ich ein Schreiben an den Verteidiger Hau's, Dr. Ed. Diet in Karlsruhe, worin ich ihm mein Erstaunen über diese befremdliche Erscheinung aussprach und ihn gleichzeitig auf Grund meiner persönlichen Erlebnisse mit Schönfeld, bat, wenn möglich Aufklärung über einige wichtige Punkte zu schaffen, und zwar:

1. Hat Karl Hau als "Privatsekretär" Schönfeld's irgendwelches Gehalt bezogen?

- 2. Hat Karl Hau als "juristischer Berater" des türkischen Botschafters irgendwelches Gehalt bezogen?
- 3. Hat Karl Hau als "Professor" des deutschen Rechtes an der columbischen Universität zu Washington irgendwelches Gehalt bezogen, ev. in welcher Höhe?
- 4. Hat Karl Hau als Vertreter des Washingtoner "Shndikats" irgendwelches Gehalt bezogen?

In seiner Antwort vom 31. Juli d. J. teilte mir Herr Dr. Diet mit, daß er erst später auf meine Fragen zurückkommen würde, da die Sache noch nicht abgeschlossen sei.

Nach meiner Kenntnis der Washingtoner Verhältnisse halte ich es für völlig ausgeschlossen, daß Schönfeld über-haupt in der Lage war, sich einen "Privatsekretär" zu engagieren und zu besolden. Auch die Verhältnisse des türkischen Botschafters in Washington sind nicht derart, daß sie ihm den Luzus der Anstellung und Besoldung eines "juristischen Beraters", der obendrein vom türkischen und amerikanischen Recht blutwenig wußte, gestatteten. In beiden Fällen waren die Stellungen Hau's Honorarstellungen ohne Honorar! Und ähnlich verhielt es sich mit seiner "Prosessur" an der columbischen Universität.

Hier der Schlüssel zum psnchologischen Verständnisse des Falles Hau:

Der unglückelige Karl Hau kam als blutzunger Ehemann mit seiner bedauernswerten Frau nach Washington, von dem ernsten Vorsatze beseelt, ein neues Leben anzusaugen und sich in Amerika eine achtbare Existenz aufzubauen. Es hätte ihm nicht sehlen können, wenn er an die richtige Schmiede geraten wäre.

Sein Unstern führte ihn mit Schönfeld zusammen, an den er sich als deutschen Lehrer an der columbischen Universistät natürlich zuerst mit der Bitte um Rat und Auskunft wandte. In seinen bedrängten Verhältnissen erschien diesem das junge, reichbemittelte Ehepaar aus Deutschland wie vom Himmel

gesandt. Wenn irgend einer in ganz Amerika, so erklärte er wohl im Brusttone der Überzeugung seinem grünen Besucher, war er, Prosessor Hermann Schönfeld, und Kaiserlich Ottomanischer Generalkonsul, der Mann, der Karl Hau auf die Bahn des Ersolges leiten konnte! Und Karl Hau saul ausschte gierig den faustdick aufgetragenen Schmeicheleien dieses Mannes, glaubte seinen Versprechungen von einer goldenen Zukunst und geriet so sehr unter den Einfluß dieses ränkewebenden Intriguanten, daß er sich nicht mehr von ihm befreien konnte.

Wo ist alles Geld geblieben, das Karl Hau und seine Frau aus Deutschland mitbrachten und sich nach Washington nachsenden ließen? Warum war er überhaupt auf dieses deutsche Geld augewiesen und warum mußte er die Frau seines Washingtoner Kompagnons noch um ein Darlehen von 20 000 Mk. angehen, wenn er doch über so glänzende "amerikanische" Ginnahmen als "Privatsekretär" des Herrn Generalkonsuls, als "juristischer Berater" des Herrn Botschafters, als "Prosessor" an der columbischen Universität und als Mitinhaber einer prosperierenden Rechtsanwaltssirma, die die Geschäfte Morgans und Rockesellers besorgte, verfügte?!

Die "abenteuerlichen Projekte", die in dem Prozesse als Belastungsmaterial gegen Han vorgebracht wurden und für deren geistigen Urheber man ihn hielt, waren nicht seinem Gehirn entsprungen. Sie entstammten vielmehr dem fruchtsbaren Kopse Prosessor Schönselds, der schon mich dafür zu interessieren gesucht hatte.

Auch in seinem Hange zu erotischen Erzessen dürfte Karl Han nicht zu seinem Vorteil von dem Jugendbildner und Generalkonsul Schönseld beeinflußt worden sein. Wäherend der Dauer meines Ausenthalts in Washington versuchte dieser es wiederholt, mich zu nächtlichen Streifzügen in das als Hooker's Division bekannte Stadtviertel zu bewegen, in dem die Halbwelt ihr Hauptquartier ausgeschlagen hat und in

dem Benuspriesterinnen der jüngsten Altersstusen und aller Rassen, weiße, schwarze, gelbe, rote, braune, den nach etwas Abwechslung begierigen Herren der Schöpfung den Becher der Liebe kredenzen und selbst den verwöhntesten Geschmack, die ausschweisendste orientalische Fantasie zusrieden zu stellen wissen! Ein einziges Mal folgte ich, zusammen mit einigen Herren der deutschen Botschaft, dem Lockruse dieses mustershaften Jugenderziehers, der sich uns als Cicerone andot, und ich sah zu meinem Bedauern, welch' außerordentlicher Popuslarität sich Hermann Schönseld in "Hooker's Division" erfreute.

Ein Menschenleben galt in Schönfeld's Augen nicht viel. Er hat, wie er mir selbst erzählte, als Student in Paris im Duell einen Mann erschossen, der ihn wegen unziemlicher Beziehungen zu seiner Braut zur Rede gestellt hatte, und er rühmte sich mir gegenüber der Tat, die ihn zwang, Hals über Kopf aus Frankreich zu slüchten. Und Karl Hau war Schönseld's gelehriger Schüler!

Ob die Geschworenen wohl zu einem anderen Wahrspruche gelangt wären, wenn sie mehr Licht über das Leben und den Aufenthalt des Angeklagten in Washington erhalten hätten? Ich wage es nicht, diese Frage zu beantworten, meine aber, daß Karl Hau auf alle Fälle milbernde Umstände zuzusprechen gewesen wären, denn er ist das Opfer schlechter, verderblicher Einstlüße geworden, die, statt seinen Charakter zu bilden, und seinen Blick aufwärts auf das Wahre und Rechte zu lenken, ihn auf die abschüßige Bahn drängten, die schließlich zu seinem Untergange führte und ewige Trauer, unaussöchliche Schmach über zwei hochachtbare deutsche Familien brachte.



XVII.

Dunkle Tage in News York. — Ich ruse Roosesvelt's Schut an. — Ein Bundesgeheimdiensteugent sucht mich aus. — Das schwarze Kabinet in News York. — Urteil der amtlichen amerikanischen Kreise über meine Angelegenheit. — Unerklärliches Berhalten des Botschafters. — Herr von Holleben von der Polizei estortiert. — Der deutschsfranzösische Champagnerstrieg. — Der Botschafter telegraphiert, daß bei der Tause des "Meteor" deutsches "Rheingold" zur Berwensdung gelangte, odwohl er wußte, daß französischer Champagner benutzt worden war. — Merkwürdiges Schreiben des Botschafters an den amerikanischen Berstreter der deutschen Schaumweinsirma. — Was in dem Prozesse Moet et Chandon contra Söh-lein sestgestellt wurde. —

Ich hielt mich nach meinem Intermezzo mit Prof. Schönfeld noch einige Tage in Washington auf und suhr dann nach New York, um dort noch einmal den Kampf um die Existenz aufzunehmen. Wiederum war alles vergebens. Mein Mut begann zu erlahmen, meine Kraft mich zu verslassen. Das Weihnachtsfest kam heran, und ich war von meiner Familie getrennt, glaubte nicht, daß ich sie noch einmal wiedersehen würde. Ich verlebte entsetzliche Tage, qualvolle Nächte. Sollte ich dem Trauerspiel ein Ende bereiten? . . .

In einer dunkeln Stunde schrieb ich an Präsident Roosevelt und rief seinen Schutz an gegen die Verfolgungen, denen ich auf amerikanischem Boden seitens des Botschafters und seines Heeres geheimer Agenten ausgesetzt war.

Es waren mehrere Tage vergangen und ich hatte von Washington keine Antwort erhalten. Unendlich langsam schicken die Minuten dahin und die Ungewißheit über das Schicksal meiner Familie, die noch immer fern von mir in St. Louis weilte, trieb mich zur Verzweislung. War es nicht meine heiligste und erste Pflicht, um der Frau und Kinder willen nichts unversucht zu lassen und vor keinem Opfer, mochte es auch noch so demütigend sein, zurückzuschrecken, wenn es nur Erlösung brachte?!

Mir fiel die Stelle aus jenem Briefe Professor Münsterbergs ein, in der er mir riet, dem Botschafter von Holleben in Washington und dem Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, Freiherrn von Richthofen, einen "mich selbst ehrenden, freimütigen und ehrlichen Brief des Bebauerns" zu schreiben, da sich dann meine Zukunst hundertmal günstiger und erfreulicher gestalten würde.

Nein, ich durfte nicht länger zaudern, wollte ich nicht der Mörder meiner unschuldigen Kinder sein! Ich setzte mich hin, schrieb in einem Zuge die beiden verlangten Briefe und brachte sie selbst zur Post. Ich kehrte sosort in meine Wohnung zurück und fand — es waren zwischen meinem Gehen und Kommen noch keine drei Minuten vergangen — einen Mann vor meiner Tür.

"Sind Sie Herr Witte?" fragte er mich und fuhr, als ich bejahend antwortete, fort:

"Mein Name ist Peeke, ich bin ein Beamter des Bundesige heim dien stes. Sie haben einen Brief an den Präsidenten Roosevelt nach Washington geschrieben und ich din beauftragt, die Angelegenheit zu untersuchen. Ich habe eigentlich schon heute Morgen hier sein wollen, din aber durch unausschiedbare Geschäfte abgehalten worden, früher zu Ihnen zu kommen."

Es war zu viel für meine Nerven. Überraschung, Schreck, Aufregung, alles vereinte sich, und ohnmächtig wäre ich zu Boden gefallen, wenn der Mann mich nicht aufgefangen und auf ein Sosa gelegt hätte.

"Bas fehlt Ihnen? Sind Sie krank?" forschte er. "Zu spät! — — Drei Minuten zu spät!" Ha, ha,

ha!

"Warum zu spät? Was bedeuten Ihre Worte? Fassen Sie sich und erklären Sie mir Alles. Es riecht hier brenzlich, was ist das?"

Ich hatte einen Teil meiner Papiere dem Ofen übergeben, ehe ich zur Post gegangen war und, das Feuer geriet erst jetzt in Zug.

Mit einem Sprunge war er am Ofen, griff mit der Hand in die Flamme und holte die kohlende Papiermasse heraus.

"So etwas sollten Sie nicht tun," meinte er. "Die Papiere können Ihnen noch einmal von großem Nuţen sein. Und nun erklären Sie mir, was dies Alles zu bedeuten hat."

Es vergingen wohl fünf Minuten, ehe ich mich wieder so weit gesaßt hatte, daß ich ihm Rede und Antwort zu stehen vermochte. Ich erzählte ihm, daß ich soeben Briefe zur Post gebracht hätte, die mein an Präsident Roosevelt gerichtetes Gesuch belanglos machten, daß mir sehr schlecht sei und daß er mir einen Gesallen tun würde, wenn er sich wieder entserne und mich mit meinen Gedanken allein ließe.

"Aber das kann ich nicht tun, das geht wider meinen Auftrag. Ich habe Order, einen ausführlichen Bericht itber Ihre Person und Ihre Klage zu erstatten und muß meinen Auftrag ausführen."

Ich deutete auf die vor mir liegende Sammlung von Briefen und Papieren, die ich zu vernichten gedacht hatte.

""Es ist mir jest Alles gleichgültig," gab ich zur Antwort. "Sie sehen, daß ich die Sachen verbrennen wollte, Sie dürfen sie mitnehmen, Sie können sie auch liegen lassen und meinet-

wegen wieder in den Ofen werfen, es kommt für mich Alles auf dasselbe hinaus."

Der Washingtoner Geheimagent packte die Papiere sorgfältig in eine mitgebrachte Tasche und verabschiedete sich dann mit den Worten: "Sie werden mehr von uns hören."

Und ich hörte mehr von ihnen.

Am nächsten Morgen wurden mir die Briefe, die ich an Herrn von Holleben und an Herrn von Richthofen zur Post gegeben hatte, angeblich uneröffnet zurückgegeben; ich sage angeblich, denn der noch seuchte Klebestoff auf der Junenseite der Umschläge bewieß mir, daß irgend eine Manipulation mit ihnen vorgenommen worden war.

"Wir haben Order," erklärte mir Beeke, "diese Briese nicht an ihre Adresse abgehen zu lassen."

Der große Apparat des amerikanischen Bundesgeheimdienstes war in Tätigkeit gesetzt worden, um die Untersuchung hersbeizusühren, die ich vergebens von dem Deutschen Reichskanzler und dem Staatssetretär für die Auswärtigen Angelegensheiten in Berlin gesordert hatte.

Nach einigen Tagen wurde ich verständigt, daß der Chef des Bundesgeheimdienstes meine Papiere geprüft hätte und mich seiner besonderen Sympathie versichere. Das ameristanische Urteil über meine Ungelegenheit wurde in die Worte zusammengefaßt, von denen ich amtlich Kenntnis ershielt: "You have a very strong case against the German Government!"

Diese Vorfälle fanden noch vor der ersten Ankündigung der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich statt, durch welche der allgemeinen an sich schon höchst bedenklichen Lage ein neues Moment der Gefahr und Spannung hinzugefügt wurde, das nicht ohne Einsluß auf meine Angelegenheit blieb.

Alls die Ankündigungedes Brinzenbesuches erfolgte, mußte sich Herr von Holleben, der in erster und letzter Reihe für den Erfolg der Reise wie für das Leben und die Sicherheit des Prinzen verantwortlich war, sagen, daß es seine vornehmste und ausschließlichste Pflicht sei, alle Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, die den Erfolg und die Mission des Prinzen irgendwie gefährden konnten. Fürst Bismark hat einmal gesagt, wenn ich mich recht entsinne, daß die Diplomatie die Rache nicht kennen dürfe und vor allen Dingen darauf bedacht sein müsse, einmal begangene Fehler nicht zu wiederholen. Als einstiger Schüler des ersten Reichskanzlers hätte Herr von Holleben die Nutanwendung dieses Sates ziehen sollen. Er tat es nicht — zu seinem Schaden. Sein Abelsdünkel, der dem Kanzleipersonal der Botschaft eine nie versagende Quelle des Spottes bot, ließ es nicht zu, einem bürgerlichen Manne der Feder ein Zugeständnis zu machen. Bu seiner Entschuldigung und Rechtfertigung konnte er allerdings anführen, daß ich mich auch nach Berlin mit dem Verlangen nach Untersuchung gewandt hatte und daß meine Klage dem Reichskanzler wie dem Staatssekretar für die Auswärtigen Angelegenheiten nicht unbekannt sein mußte. Bielleicht hatte er sogar, — ich lasse das dahingestellt sein — von oben her die Direktive für sein Verhalten wider mich erhalten. Auch die intime Verbindung des Wolff'schen Bureaus in Berlin mit dem Auswärtigen Amte, der freundschaftliche Verkehr zwischen dem Botschafter in Washington und dem Wolffschen Vertreter in New York, Paul Haedicke, muffen in Betracht gezogen werden, wenn man nach einer Erklärung für das sonst völlig unbegreifliche Verhalten des Botschafters sucht.

Wie dem auch sein mochte, ob er nun durch "höheren Auftrag" von Berlin aus gedeckt war oder nicht, so muß ich auch heute noch nach soviel Jahren gestehen, daß ich für das Verhalten des Botschafters keine befriedigende Erkupung zu finden vermocht habe. Und noch weniger für das des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes in Berlin. Wie konnte man einen Mann, der die Tragweite einer kleinen perjönlichen Intrigue gegen einen einfachen Journalisten nicht zu übersehen vermochte, mit einer ersten diplomatischen Bertretung des Reiches im Auslande betrauen?!

Herr von Holleben beging unter den Umständen eine unsverzeihliche Torheit. Um mich einzuschüchtern, und sich im Boraus die Möglichkeit einer Entschuldigung für ein etwaiges Fiasko der Prinzenreise zu verschäffen, lanzierte er in die Washingtoner Lokalpresse eine Mitteilung, die in erster Reihe an meine Adresse gerichtet war. Am 1. Februar brachte mir die Post eine Rummer der "Washington Post" vom Tage zuvor, in welcher der solgende Paragraph blau angestrichen war.

GUARDED BY THE POLICE.

German Ambassador recipient of letter threatening him with violence.

A special detail of two policemen from the Second precinct station has been constantly on duty at the German Embassy on Massachusetts Avenue Northwest, during the past ten days or two weeks, and will be continued indefinitely. The officers are furnished with wheels and attend Herr von Holleben, the German Ambassador, whenever he leaves his residence. They are attired in plain clothing, and attract but little attention, as they endeavor to remain only within calling distance of the Ambassador.

The reason for the extra precaution is due to the fact that the Ambassador received a threatening communication from New York about two weeks ago, stating that he was in danger of personal violence. The communication was anonymous, but is supposed to have come witte.

from an employé who was discharged from service at the embassy several weeks ago, and who was very angry at having lost his position. Little importance is attached to the communication, but the detail is maintained as a precautionary measure.

In deutscher Übersetung: Unter polizeilichem Schut.

Der Deutsche Botschafter Empfänger eines Briefes, worin ihm Gewalttätigkeit angebroht wirb.

Ein Spezialaufgebot von zwei Polizisten der Station des zweiten Bezirkes hat seit etwa zehn Tagen oder zwei Bochen an der Deutschen Botschaft an Massachusetts-Avenue Posten gestanden und wird auf unbestimmte Zeit dort bleiben. Die Polizisten haben Fahrräder erhalten und folgen Herrn von Holleben, wenn immer er seine Bohnung verläßt. Sie tragen Zivilkleidung und ziehen nur wenig Ausmerksamkeit auf sich, da sie sich dem Botschafter nur bis auf Rusweite nähern.

Diese besondere Vorsichtsmaßregel hat ihren Grund in der Tatsache, daß dem Botschafter vor etwa zwei Wochen ein Drohbries aus New York zugegangen ist, der die Mitteilung enthielt, daß er persönliche Gewalttätigkeiten zu bestürchten habe. Die Mitteilung war anonym, doch nimmt man an, daß sie von einem Angestellten kam, der vor einigen Wochen entlassen wurde und über den Verlust seiner Stelle ausgebracht war. Man mißt der Mitteilung nur wenig Bedeutung bei, hält aber das Polizeiausgebot als Vorsichts- maßregel ausrecht.

Der Kreuzbandumschlag, in welchem die Rummer der "Bashington Post" enthalten war, trug meine Adresse in der mir wohlbekannten Kanzleihandschrift des Hofrates Kinne von der Deutschen Botschaft, auf den die unbeholsene Stilisserung der Notiz als Verfasser hinwies. Ich lachte saut auf und wie ich, so hat auch die ganze Washingtoner Gesellschaft saut auf-

gelacht, als sie die Nachricht las. Die Vorstellung des Bildes von dem kleinen dicken Botschafter, der links und rechts von einem Fahrradpolizisten flankiert wurde, war von einer Romik, die umso unwiderstehlicher wirkte, als man bereits seit langer Zeit durch Privatandeutungen des Majors Shlvester auf dieses durchsichtige Manöver des Botschafters vorbereitet war.

Noch possenhafter, abstoßender und widerwärtiger mußte auf das amtliche Washington und die eingeweihten Kreise die unrühmliche Kolle des Botschafters dei der von "Prinzeß" Mice Roosevelt in Gegenwart ihres Vaters und des Prinzen Heinrich vollzogenen Taufe der Kaisernacht "Meteor" und der sich daran knüpfende lustige "deutsch-französische Champagnerkrieg" wirken. Um 23. Februar 1902 fand der Stapellauf der Yacht statt und die Tochter des Präsidenten zerbrach am Bug des Fahrzeuges eine Flasche mit schäumendem Champagner. Stolz schrieb die "New Yorker Staats-Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 26. Februar: "Auf deutsche mWeisen dessen Weisen der Unnhüllung am Bug der Kaiserlichen Pacht zerschellte, ehe diese dem Element ihrer Bestimmung zueiste."

"Aber nit!" sagte die französische Champagnersirma Woët & Chandon, "auf französische En Boden ist der edle Rebensaft gezogen worden," und sie erbrachte den Beweis für ihre Behauptung. Wie ging das zu?

Die beste Darlegung des amüsanten Falles, der zwei Welten zum Lachen auf Kosten Seiner Erzellenz des Kaisserlich Deutschen Botschafters in Washington brachte, sindet sich in der Pariser Ausgabe des "New York Herald" vom 31. März d. J. Sie ging auch in die New Yorker Ausgabe über, und ich gebe hier einen Auszug in Übersetzung wieder:

"Eine Schadenersatztlage von einer Million Mark ist von Moët & Chandon gegen die deutsche Firma Söhnlein & Co., welche die deutsche Sektmarke "Rheingold" in den Jandel bringt, vor den Wiesbadener Berichten angeftrengt worden. Der beutsche Raiser, ber Brafibent ber Bereinigten Staaten und ber Deutsche Botschafter von Solleben figurieren in ber Kontroverse. Obwohl der "Herald" berichtet hatte, daß bei der Taufe des "Meteor" französischer Schaumwein benutt worden war, schenkte bie beutsche Firma diesem Berichte feinen Glauben und fragte burch Rabelbepesche bei bem Deutschen Botschafter an, wie fich die Sache verhalten habe, ber barauf zurücktabelte, daß "Rheingold" ber Taufwein gewesen ware. Söhnlein & Co. waren über die Auskunft entzudt und benutten fie, um im In= und Auslande eine Riesenreklame für ihre Marke zu machen. Damit waren aber Moët & Chandon nicht einverstanden, die in der Un= fündigung, daß "Rheingold" bei der Taufe benutt worden ware, einen Angriff auf die Ehre ihres Saufes erblickten. Sie teilten ben Sachverhalt ihrem New Norter Agenten, Beorge Reffler, mit und forberten ihn auf, bas Rätfel aufzuklären, wobei fie bemerkten, daß Geld dabei feine Rolle spielen würde. herr George Reffler nahm den nächsten . Dampfer und fuhr nach Paris, von wo er nach Rudfprache mit den Inhabern der Firma das folgende Telegramm an ben Deutschen Botschafter nach Washington sandte:

"Wenn Ihre Worte richtig wiedergegeben sind, so muß Euere Erzellenz falsch informiert gewesen sein, da Graf Duadt*) sehr wohl wußte, daß Moët & Chandon gebraucht worden war. Der Präsident der Schiffsbausirma Townsend, Downey & Co. gab ihm die positive Information, da seine Firma volle und absolute Kontrolle über die Arrangements beim Stapellauf hatte, der auf ihre Kosten stattsand. Um den großen Verdruß wieder gut zu machen, der durch die Zeitungsartitel verursacht worden ist, welche die Glaubswürdigkeit des Hauses Moët & Chandon in Frage ziehen,

^{*)} Bu jener Zeit der erste Setretar und in Abwesenheit bes herrn v. Holleben Geschäftsträger ber Botschaft.

bitte ich Euere Exzellenz, mir gütigst eine Richtigstellung für die Presse des Inhalts zu kabeln, daß nur Moët & Chandon bei der Tause des "Weteors" gebraucht wurde.

Es ist von äußerster Wichtigkeit, der Öffentlichkeit die Wahrheit über diesen Vorfall mitzuteilen, da die Moët & Chandon-Gesellschaft sowie ich selbst moralisch und finanziell durch diese falschen Angaben schwer geschädigt worden sind.

Sollten Sie nicht geneigt sein, unserem Wunsche zu entsprechen, so werden wir uns genötigt sehen, den Fall dem Staats=Departement in Washington und der Regierung in Berlin zu unterbreiten.

George Al. Regler."

Die in ihrer Ehre gekränkte französische Champagnerfirma hielt Wort. Wie die deutsche Firma über den Fall dachte, ergibt sich aus der folgenden Darstellung, die in der "New Yorker Staats-Zeitung" vom 3. April erschien:

Streit um ben Taufwein. (Spezial-Depeiche ber "N.-P. Staats-Zeitung".) Wilwaukee, Wis., 2. April 1902.

Die mehrfach berührte Streitfrage, ob bei der Taufe der kaiserlichen Pacht "Meteor" der beutsche Schaumwein "Rheingold" oder der Champagner der französischen Firma Moët & Chandon zur Verwendung gelangte, zieht immer weitere Kreise. Sie wird in Berlin und in Paris mit demselben Eiser erörtert wie in New York und in Milswaukee. Die hiesige General-Agentur sür das deutsche "Rheingold" hatte, als die französische Firma zuerst mit der Behauptung hervortrat, daß nicht "Rheingold", sondern ihre Marke bei der Tause der Pacht gebraucht worden sei, bei dem Botschaster von Holleben telegraphisch angefragt, wie die Sache sich verhalte. Prompt kam die Antwort, die Pacht sei mit "Rheingold" getaust worden. Die französische Firma wiederholte aber ihre Behauptung, woraus sich die General-Agentur des "Rheingold" zum zweiten Male an

herrn von holleben mandte, von dem nunmehr der nach= ftehende Brief eingetroffen ift:

Washington, den 29. März 1902. Herren Jacob Best & Co., Milwausee, Wis.

Ihr gefälliges Schreiben vom 26. d. M. hat fich dem meinigen vom gleichen Datum gefreuzt. Rachdem sich nunmehr herausgestellt hat, daß tatsächlich "Rheingold" bei der Taufe keine Verwendung gefunden hat, stehe ich nicht an, zu erklären, daß mir am 25. Februar morgens in New Nork, als ich mich auf dem Wege zum Stapellauf befand, mitgeteilt wurde, die Firma Townfend & Downey beab= sichtige, sich eines anderen Weines bei der Taufe zu bebienen. Ich habe barauf auf bas Beftimmtefte erklärt, bag bies unftatthaft sei, nachdem die genannte Firma das dies= feits gelieferte "Rheingolb" ausdrücklich angenommen hatte. Bei dem Stapellauf selbst gewann ich die Meinung, daß meiner Anordnung entsprechend ,Rheingold" benutt fei, wie ich den von Milwautee gesandten Raften auf der Werft stehen sah, worauf ich herrn v. Schleinit aufmerksam machte. Daß die Firma Townsend & Downen auch nur den Ver= such gemacht habe, einen anderen Bein zu benuten, konnte ich früher nicht äußern, weil ich dieselbe badurch, ebe fie felbft gefprochen, in einen falichen Berbacht hatte bringen fonnen, und ich überdies, wie angedeutet, glaubte, baß wirklich "Rheingold" benutt fei. Jest, wo Beweife vor= liegen, ist es etwas anderes, und ist die Firma Townsend & Downey allein für ihre verabredungswidrige Sandlungs= weise verantwortlich. Bas den Raften anbelangt, so habe ich Dig Roofevelt barauf aufmerksam gemacht, bag berfelbe sowohl wie der Sammer und die Flasche ihr gehöre. Über ben Berbleib habe ich Näheres nicht erfahren.

Der Raiferliche Botichafter Solleben."

Es ist sehr fraglich, ob die Annalen der modernen Diplomatie ein ähnliches Schrift= stück aufzuweisen haben wie diesen Brief.

Der Prozeß endete sowohl in Deutschland wie in Amerika mitzdem Siege der französischen Firma. Herr von Holleben erschien später als Zeuge in Wiesbaden und bestätigte vor einem beaustragten Richter in einem dreistündigen Verhör, daß Moët & Chandon benutt worden sei, während er auf Anstragen der Firma Söhnlein & Co. gekabelt hätte, daß "Rheingold" benutt worden wäre.

Im Laufe des Prozesses wurde aktenmäßig sestgestellt, daß Herr von Holleben ein Geschen ein fou, "Rheingold"= Schaumwein unter der Bedingung angenommen hatte, da= für Reklame zu machen.

Herr von Holleben ist seit seinem Rücktritt aus der Diplomatie in wohlbegründeter Unerkennung seiner Berstenste um das Vaterland als lebenslängliches Mitglied in das preußische Herrenhaus berufen worden.



XVIII.

Beitere Entwidlung meiner Angelegenheit. Ameideutige Rolle des Bundesgeheimdienft-Agenten Beete, ber fpater ju fünf Jahren Buchthaus verurteilt wurde. - Ich verlange vergeblich meine Papiere gurud. - Der Staatssetretar John San "weiß von nichts". -Depeschenwechsel zwischen Pring Beinrich und Prafident Roosevelt und was an demselben Rachmittage geichah. - 3ch ftatte der Redaktion bes "Nem- Port Beralb" einen nächtlichen Besuch ab. - Der Morgen bes 12. Marg. - Erflärung bes herrn von holleben über den 3 wischenfall. - Anklagen des Botschaftspersonals wider herrn von holleben. - Etwa hundert Berichterstatter suchen mich in meiner Wohnung auf. - 3n= genieur Bud veröffentlicht Ginzelheiten über beutiche Rriegsbereitschaft gegen Amerika. - Ber war für ben 3 wischenfall verantwortlich? - Rovsevelt im Urteil seiner Beitgenoffen und im Lichte feiner eigenen Berte.

Wie sich alles weiter entwickelte, kann ich nur nach den mir bekannten Tatsachen berichten. Ich vermag auch heute nicht alle Fäden des seinen Intriguennezes zu überschauen, die gesponnen wurden, um Deutschland und Amerika in einen Krieg zu treiben, zu dessen erstem Opfer ich außersehen war. Zunächst will ich sesssiellen, daß der Geheimdienstagent Peeke, wie die Zukunft lehrte, durchaus unzuverlässig und nur auf seinen persönlichen Vorteil bedacht war. Da er zu Lebzeiten Mc Kinleys mit dessen persönlichem Schutze betraut war, erstreute er sich and erster Stelle des höchsten Vertrauens und

wurde vorzugsweise zu Aufträgen benutt, die unbedingte Zuverlässigkeit und die größte Diskretion erforderten.

Ob Peeke sein Amtsgeheimnis verletzt und das zu seiner Kenntnis gelangte Wissen an eine interessierte dritte Partei verkauft hat, wage ich nicht zu behaupten, möchte aber daran glauben, da Peeke einige Zeit später wegen Teilnahme an ausgedehnten Naturalisationsschwindeleien zu fünf Jahren Zuchtshaus verurteit wurde.

Soviel steht fest, daß es eine Staatsaffäre war, die von einer herrischen Hand mit unbegrenzten Machtbesugnissen geleitet wurde — von einer Hand, die selbst nicht davor zurückschreckte, im tiefsten Frieden die Privatkorrespondenz des Botschafters einer befreundeten Macht zu überwachen und an ihn gerichtete Privatbriese abfangen zu lassen.

Die Person des Geheimdienstagenten Peeke sowie gelegentliche Außerungen, die er fallen ließ, flößten mir Abnei= gung und Verdacht wider ihn ein und die Rolle, die er spielte. Mein Argwohn wurde rege und ich verlangte um die Mitte Februar in einem eingeschriebenen, an den Chef des Bundesgeheimdienstes, John E. Wilkie, gerichteten Briefe die sofortige Zurücksendung meiner Papiere. Der New Yorker Ngent des Geheimdienstes, Kapitan Flnnn, verständigte mich darauf brieflich, daß die Papiere zeitweilig "in andern Händen" wären. Wiederum verlangte ich die Papiere zurück, aber wiederum ohne Erfolg. Diesmal hieß es, daß der Staatssekretär John Han die Papiere habe und daß es nicht angängig sei, sie von ihm zu verlangen, bis er mit ihrer Prüfung fertig sei. Auf meinen eingeschriebenen Brief an den Staatssekretar, der die dringende Bitte um sofortige Rückgabe der Papiere enthielt, kam die von dem Privatsekretär Herrn Hans unterzeichnete Antwort, daß die Papiere sich

nicht im Besitze des Staatsdepartements besänden und daß Niemand etwas von ihnen wüßte.

Benn aber ber Staatssekretär nichts von den Papieren wußte, in wessen andern Händen waren sie dann?

Ich ging mit diesem Briese zu Kapitän Flynn, der sehr betroffen ausschaute, sosort nach Washington telegraphierte und am Nachmittage den Agenten Peeke mit der Vitte zu mir sandte, nicht mehr an Hah zu schreiben. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß Peeke auch einen zweiten Bries, den ich an John Hah in der gleichen Sache richtete, abgesangen hat. Jedenfalls habe ich die Überzeugung, daß der Staatssekretär John Hah, dem man später die Verantwortung für den Zwischenfall aufzubürden versuchte, daran unschuldig war. Umerikanische Bundesgeheinsdienste Beantte haben eigentümsliche Machtbesugnisse, sie "wissen" sehr viel und nehmen sich im Vertrauen auf dieses Wissen sehr viel heraus.

Die Reise des Prinzen Heinrich neigte sich ihrem Ende zu und es galt für einen möglichst wirksamen Abgang mit Kalziumlicht und allem sonst erforderlichen Beiwerk zu sorgen. Es sollte ein Finale geben, das man noch lange Zeit in Berlin nicht vergessen würde. Da ich nicht aufhörte, die Rückgabe meiner Papiere zu verlangen, ersuchte mich Kapitän Flynn, doch nicht ungeduldig zu werden. Wenn der Prinz nach Rew York käme, um sich nach Deutschland einzuschiffen, würde etwas "g e sich e h e n", worauf ich meine Papiere sosort zurückerhalten würde.

Es geht aus dieser Außerung des Chefs des New Yorker Bundesgeheimdienst-Bureaus hervor, daß die Drahtzieher hinter den Kulissen den Zwischenfall vom 12. März noch während der Unwesenheit des Prinzen auf amerikanischem Boden in Scene zu setzen gedachten. Hierauf bezieht sich eine Meldung, derzusolge man in Washington und New York bereits acht Tage zuvor von dem Kommen des Skandals Kenntnis ge-

habt hätte. Ein deutscher Bankier der Metropole am Hudson vermutlich James Spener, der später die Mittel für Errichtung eines Roofevelt-Lehrstuhles in Berlin hergab, — habe den Präsidenten im Beißen Hause aufgesucht, um ein hinausschieben des Schlukaktes in dem historischen Schauspiel der Prinzenreise zu erwirken. Ein in diesem Falle gewiß unbefangener Zeuge, der Korrespondent des "Manchester Guardian", telegraphierte an sein Blatt, daß er bereits vor einer Woche von der Holleben-Affäre vertraulich Kenntnis erhalten hätte. Es heißt, so berichtete er, die Beweise für Hollebens Schuld seien Roosevelt und Han vorgelegt worden. hätten beschlossen, die Sache bis nach dem Besuche Prinz Heinrichs zu vertuschen. Holleben sagt (so heißt es weiter in dem Bericht), er hätte Artikel für ein Pregbureau geschrieben, doch seien die gutgeheißenen von ihm, die schlechten von einem bezahlten Ugenten verfaßt worden. Roosevelt hätte über diese Ausrede verächtlich gelacht. Jedenfalls werde die ganze Angelegenheit jett von der Presse ausgebeutet werden, und obwohl es fast unglaublich sei, daß ein Diplomat von Hollebens Erfahrung einen solchen Fehler hätte machen können, käme der Bericht doch von klar denkenden Leuten, die genau überzeugt seien, daß sie sich nicht irrten.

Einzig und allein aus Furcht vor der deutsch=amerikanischen Bevölkerung des Landes, die den Machthabern in Washington einen dem Bruder des Deutschen Kaisers zugefügten Schimpf an der Wahlurne quittiert haben würde, unterließ man es, wenn auch widerstrebend, die sorgfältig vorbereitete Mine springen zu lassen, während der Prinz noch auf amerikanischem Boden weilte. Kaum aber hatte er New-York den Kücken gewandt, da ging der Spektakel los.

Am Vormittag des 11. März verließ der Prinz die amerikanischen Gestade, nachdem er nach folgenden Depeschenwechsel mit dem Präsidenten ausgetauscht hatte: "Hoboten, R. J., 11. März 1902. Un ben Bräfibenten ber Ber. Staaten.

An diesem Tage meiner Abreise erlaube ich mir, Ihnen persönlich und ebenso der Nation, deren Gast ich war, sür alle die Freundlichkeit, die Beweise ausrichtiger und herzslicher Gesinnung, welche mir während meines Besuches Ihres interessanten Landes zu Teil wurden, zu danken. Ich hosse, daß mein Besuch das Gesühl der Freundschaft zwischen dem Lande, welches ich vertrete, und den Ver. Staaten stärken möge. Indem ich Ihnen Lebewohl sage, gestatten Sie mir, Ihnen seden möglichen Ersolg zu wünschen, und bitte, erswähnen Sie mich Frau Roosevelt und Fräulein Roosevelt gegenüber, welche in so reizender Beise und mit so viel Geschick ihre Ausgabe bei dem Stapellause Seiner Majestät Yacht "Meteor" löste. Noch einmal meinen herzlichsten Dank. Mögen wir uns wiedersehen.

Beinrich, Bring von Breugen."

"Weißes Haus, Washington, 11. März 1902.

Heinrich, Prinz von Preußen, Dampfer "Deutschland", Hamburger Dock, Hoboken, R. J.

Nicht allein habe ich persönlich mich Ihres Besuches erfreut, sondern auch im Namen meiner Landsleute wünsche ich Ihnen das Vergnügen auszusprechen, welches es uns bereitete, Sie zu sehen und das wirklich Gute zu erkennen, das Ihr Besuch zur Förderung des Gesühles der Freundschaft zwischen Deutschland und den Ver. Staaten gehabt hat. Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß dieses Gesühl stets wachsen möge. Frau Roosevelt sendet ihre herzlichsten Grüße und so würde es auch Fräulein Roosevelt tun, wenn sie nicht abwesend wäre. Bitte, drücken Sie meine herzlichsten Grüße Seiner Majestät, dem Deutschen Kaiser, aus.

Nochmals bante ich Ihnen für Ihren Besuch und wünsche Ihnen alles Glück, wo immer Sie auch sein mögen.

Theodore Roofevelt."

Wie herzlich Klangen diese Worte! Wie aufrichtig und hoch mußte die Wertschätzung der beiden Männer sein, die sich solche Telegramme sandten! Aber schon am Nach = mittag desselben Tages herrschte in Wa= shington die wildeste Aufregung, die an die Tage vor Beginn des spanisch=amerika= nischen Krieges erinnerte, und die Meldung wurde ausgegeben, daß der Deutsche Bot= schafter seine Pässe empfangen hätte mit dem Ersuchen, die Vereinigten Staaten in 48 Stunden zu verlassen!!!!

Der 12. März 1902 kam, der mir den Besuch des Herrn Egan brachte, über den ich zu Ansang des Buches be-richtet habe.

Die Menschen hatten mich verlassen, aber Gott hatte mein Gebet und das meiner Kinder gehört und Er demütigte meinen übermütigen Feind in der Stunde seines vermeintlich größten Triumphes bis in den Staub.

Es mag vielleicht unchristlich erscheinen, wenn ich es sage; aber die Genugtuung, welche ich in dem Augenblicke empfand, da mir Herr Egan die Extra-Ausgabe der "New York World" mit der ominösen Meldung reichte, wog einen guten Teil meisnes Unglücks und der erduldeten Unbilden wieder auf.

Ich erklärte, wie erinnerlich, Herrn Egan, daß ich mich einstweilen über die betreffende Meldung nicht äußern könne und daß ich Dr. Mantler, den Generaldirektor des Wolffsichen Telegraphenbureauß, mit dem er gesprochen hatte, ehe er zu mir gekommen war, bitten ließe, mich sofort in meiner Wohnung zu besuchen.

Obwohl es unter den Umständen seine erste und vornehmste Pflicht gewesen wäre, auch unaufgesordert bei mir zu erscheinen und eine Aussprache mit mir herbeizuführen, sam der Direktor des halbamtlichen deutschen Nachrichtenbureaus nicht zu mir. Sein Verhalten in jener denkwürdigen Stunde war mehr als zweideutig.

Herr von Holleben und seine Berater handelten völlig kopsloß und zeigten sich der Lage in keiner Weise gewachsen, wie aus den viclen einander widersprechenden Zeitungsmelbungen klar hervorging. In dem einen Blatte hieß es, daß Herr von Holleben sich bereits mit dem Prinzen Heinrich nach Deutschland eingeschifft hätte; in dem andern, daß er in einem Sonderzuge nach New York gereist sei, um mit Generalkonsul Bünz und anderen Bertrauensmännern zu konserieren, und in einem dritten war zu lesen, daß er plößlich "schwer erkrankt" und zu seiner Erholung an die See gereist sei. Ich selbst hatte mir vorgenommen, über Mes zu schweigen und erst dann zu sprechen, wenn der Botschafter seinen Mund öffnete.

Mit fiebernden Pulsen hatte ich mich an jenem Abend zur Ruhe begeben, ohne indes den ersehnten Schlaf zu finden. Plöhlich begann die elektrische Klingel wieder stark und anshaltend zu läuten! Ich öffnete einem Vertreter des "New Dork Herald" die Tür, der mich dringlichst zu sprechen wünschte. Es sei, so sagte er mir, auf der Redaktion ein Telegramm aus Washington von 1800 Worten eingelausen, und er hätte, wie er lächelnd hinzusügte, den Austrag, mich tot oder lebend mitzubringen. Ich erwiderte ihm, daß ich nich über die Angelegenheit nicht äußern möchte, ließ mich aber schließlich doch bereden, ihn zu begleiten und Einsicht in das Telegramm zu nehmen.

In dem Redaktionssanktum des "Herald" fand ich dessen leitende Geister um einen runden Tisch versammelt. Sie sahen mich mit leuchtenden Augen an, als erwarteten sie große Dinge von mir und bestürmten mich, mein Schweigen zu lösen. Aus dem Telegramme, das sie empfangen hätten, ginge hervor, so sagten sie, daß ich über eine Intrigue zwi-

ich en dem dem ofratischen Präsidentschaftsfandidaten, William Jennings Brhan, und dem Deutschen Botschafter, Herrn von Holsteben, Aufschluß erteilen könne, welch' letterer dem ersteren die Unterstützung der deutschsamerikanischen Stimmgeber zugesagt hätte, wenn dieser im Falle seiner Erwählung dem deutschen Reiche den Besitzeiner westindischen Flottenstation garanstieren würde. Wenn sich die Sache so verhielte, brauchte ich sie nur zu bestätigen, und sie würden dam für das Übrige sorgen.

Da war der Pferdefuß des Washingtoner republikanischen Urians zum Vorschein gekommen. Die "Herald"-Atmosphäre schien mir plöglich nach Schwefel zu riechen und ich erwiderte, daß ich nicht in der Lage wäre, ihnen die Antwort, die sie sichtlich von mir erwarteten, zu geben. Ich sah lange Gesichter. Auf diese Antwort waren sie nicht vorbereitet gewesen, und aus der erwarteten großen "Herald"-Sensation konnte nichts werden. Gegen die Zujage, daß sie absolutes Stillschweigen beobachten würden, machte ich den anwesenden "Herald"-Redakteuren einige Mitteilungen über die Entstehung meines Konfliktes mit Herrn von Holleben. Die Zusage wurde aber nicht gehalten und meine Mitteilungen erschienen in der nächsten Ausgabe des "Herald" in böswillig veränderter und entstellter Form. Warum auch hatte ich dem "New York Herald" nicht die erwartete "Brhan=Sensation" gegeben?

Am nächsten Morgen um sechs Uhr klingelte es wieder in meiner Wohnung und die elektrische Glocke kam dann den ganzen Tag nicht mehr zum Stillstand. Der erste meiner Besucher war ein junger Berichterstatter des "New York Evening Journal", des William Kandolph Hearst gehörigen gelbsten aller "gelben" Nachmittagsblätter in Amerika, der kurz und geschäftsmäßig auf sein Ziel lossteuerte.

"Der Botschafter von Holleben sagt," so begann er und schob mir eine Morgenzeitung zu, "Sie hätten ihn der Unterschung zu, "Sie hätten ihn der Unterschung zu ng von 15,000 Dollars bezichtigt. Was können Sie mir darüber mitteilen?" Er holte sein Notizbuch hervor und lauschte mit gezücktem Bleistift auf meine Untewort.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Ja, da stand wirklich schwarz auf weiß zu lesen, was Seine Erzellenz als Erklärung für den wie ein Blitz aus heiterem Himmel ausgestrochenen internationalen Zwischenfall zu sagen hatte, daß es sich nämlich bei der ganzen Angelegenheit um den Racheakt eines früheren Angestellten handle, der ihn der Unterschlagung von 15,000 Dollars bezichtige.

Der Diplomat von Holleben hatte sich in dieser Erklärung selbst übertroffen!

Die Anklage, von der in Amerika Niemand etwas gewußt hatte und von deren Bestehen die Öffentlichkeit durch seinen eigenen Mund die erste Nachricht ersuhr, war nicht von mir, sondern von dem ihm untergebenen Kanzleipersonal der Botschaft erhoben worden, das ihn beschuldigte, gemeinsam mit einem seither ermordeten Diplomaten bei Ankauf des Botschaftsgebäudes, 1435 Massachusetts Avenue, sich eine Bermittlungsgebühr von 15,000 Dollars ausbedungen zu haben.*)

^{*)} Seitens seines Personals war übrigens noch eine andere schwere Beschuldigung wider den Botschafter erhoben worden. Er habe, so hieß es, als ein im Staate Louisiana ansässiger reicher Deutscher ohne hinterlassung von Leibeserben gestorben sei, entgegen den Vorschlägen des deutschen Konsuls in New Orleans einen amerikanischen Politiker mit der Regelung des Nachlasses betraut und daburch die in Deutschland lebenden Erben um einige hunderttausend Mark geschäbigt, für die das Reich regreßpssichtig wäre. Die Einseitung einer Disziplinaruntersuchung wider die schuldigen Beamten steht noch immer aus.

So groß die Versuchung war,*) vermied ich es doch, dem in gespannter Erwartung harrenden Berichterstatter gegen- über auf diese Frage einzugehen, gab ihm aber einige andere Auskünfte, die ihn vollauf befriedigten. Zum Schlusse schüttelte er mir dankbar die Hand. "Sie haben mir zu einem "scoop" über alle andern Blätter verholsen," sagte er, "und ich werde dasur sorgen, daß unser Blatt Ihnen Gerechtigkeit widersahren läßt. Good bye."

Und er hielt Wort.

Kaum hatte er mich verlassen, so klingelte es wieder. Ein Berichterstatter und ein Photograph der "New York Evening Tournal" ersolgreich um die Palme der Sensation ringenden gelben Nachmittagsblattes des Herrn Joseph Puliper, standen vor mir. Der Berichterstatter konnte nicht klagen, daß ich ihn gegen seinen Kollegen zurückgesetzt hätte. Der Photograph nahm einige gelungene Aufnahmen von mir und den Mitgliedern meiner Familie. Wohl an die hundert Berichterstatter und Photographen sprachen an jenem Tage in meiner Wohlenung vor.

Da Ezzellenz von Holleben das Schweigen zuerst gebrochen hatte, sag für mich keine Veransassung vor, meine bisherige Zurückhaltung noch länger zu beobachten und ich teilte meinen Besuchern aus meinen Erlebnissen und Ersahrungen mit, was ich für gut besand.

Unter meinen Besuchern besand sich auch der "New York Herald"-Mann, der mich in der Nacht aus meinem Bette

Bitte.

^{*)} Da das von Herrn v. Holleben angekauste Botschaftsgebäude für seine Bestimmung vollständig ungeeignet war, erhielt der Nachfolger des Botschafters, herr v. Sternburg, den Auftrag, für Ersat zu sogen und dem Deutschen Reiche zu einem seiner würdigeren Etablissement zu verhelsen. Wenn ich mich recht erinnere, ersolgte der Ankauf des alten Botschaftsgebäudes durch herrn holleben im Jahre 1897. Es war das für die Stenerzahler des Deutschen Reiches ein ziemlich kostspieliger Scherz.

geholt und bewogen hatte, ihn auf die Redaktion zu besgleiten. Auf meine Frage, wie es zuginge, daß das Blatt des Herrn Bennett entgegen der mir gegebenen Zusage einen entstellten Bericht meines Besuches auf der Redaktion gebracht hätte, entgegnete er nicht ohne Berlegenheit, daß nicht er, sondern einer der Redakteure des "Herald" das Berssprechen gegeben und gebrochen hätte. Ich lehnte es kurzah, ihm irgendwelche Informationen zu erteilen. Die anwesenden Fournalisten waren dem Borgange mit Interesse gesolgt und meinten, als sich ihr Berussgenosse entsernt hatte: "Somacht es der "Herald" immer."

Da es bekannt war, daß sich meine Papiere noch immer in Washington besanden und da man wußte, daß diese den Anstoß zu dem Zwischenfall gegeben hatten, so entbrannte unter den New Yorker Blättern ein edler Wettstreit um den Besit meiner Aufzeichnungen. Der Redaktion der "New Yorker Staats=Zeitung" war es namentlich darum zu tun, die von Prosessor Münsterberg an mich gerichteten Briese zu erhalten. Wiederholt sprach ihr Vertreter deswegen bei mir vor und stellte mir verlockende Angebote. "Die Briese stehen zur Versügung Ihrer Redaktion," entgegnete ich, "salls Sie auf Grund derselben eine Untersuchung der Angelegenheit verlangen wollen. Zu einem schmußzigen Auhhandel gebe ich mich aber nicht her!" Aus dem Handel wurde nichts.

Der Zwischenfall zeitigte noch ein bemerkenswertes Nachspiel in der Presse. Am 15. März brachte der "New York Umerican" eine Zuschrift des Ingenieurs H. A. Buch, der früher in Berlin geleht und dort aus dem Munde hochgestellter Offiziere aus der Umgebung des Kaisers gehört hatte, daß Botschafter von Holleben und Prosessor Münsterberg ein weitverzweigtes Spionagespstem in den Vereinigten Staaten eingerichtet hätten. Prosessor Münsterberg sei auf direkten Besehl des Kaisers nach Amerika gesandt worden, um die

dortige öffentliche Meinung über Deutschlands wahre Politik hinsichtlich der Vereinigten Staaten irrezuführen, und von der Reise des Prinzen Heinrich hätte man in Berliner amtlichen Kreisen schon zwei Jahre, ehe sie stattgefunden, gesprochen. Im Falle eines Krieges, so äußerte sich Herr Buck, würde die Deutsche Flotte sich gleich in den Besitz der Häfen von Boston und New York zu sehen vermögen. Als Gewährsmänner nannte er den Grafen Serenhi und Admiralitäts= Die "New- Norker Staats-Zeitung" brachte rat Langer. darauf eine lange Kabelgeschichte ihres Berliner Korrespondenten C. A. Bratter über eine Unterredung mit dem Grafen Serenni, in der dieser die ihm in den Mund gelegten Außerungen in Abrede stellte. Herr Bratter, der gegenwärtig für das Laffan-Bureau, die "New York Sun" und eine Hamburger Zeitung in Konstantinopel weilt, wurde übrigens aus Anlaß der Prinzenreise von dem Reichskanzler durch ein eigenhändiges Schreiben "ausgezeichnet".

Um 17. März empfing ich aus den Händen Kapitän Flynns meine Papiere zurück und unterzeichnete eine dahinzgehende Quittung. Damit war der Zwischenfall erledigt, wenigstens soweit die Administration des Herrn Roosevelt in Betracht kam. Sie hatte mit brutaler Rauh=reiter=Rücksichtslosigkeit gehandelt und der Welt bewiesen, daß sie selbst den Verzuch einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes sich gefallen zu lassen nicht gesonnen sei.

Aber war es wirklich nur die Staatsraison gewesen, die zu dem Zwischenfall geführt hatte, oder sollten nicht auch Gründe persönlicher Shmpathien und Antipathien mitgewirkt haben ?

That is the question!

Ich schrecke vor der Verantwortung zurück, diese Frage selbst zu beantworten; möge ein Jeder, der meine Aufzeich-

nungen bis hierher gelesen hat, an der Hand der von mir angeführten Tatsachen das Kätsel selbst lösen, wie es ihm beliebt. Ohne Namen zu nennen oder eine bestimmte Anklage zu erheben halte ich es aber doch nicht nur für mein gutes Recht, sondern auch für meine Pflicht, nach bestem Wissen und Gewissen zur Aufstärung des Dunkels jener Angelegenheit beiszutragen.

Am 14. Juni 1907 erschien im "Berliner Lokal-Anzeiger" aus der Feder seines New Yorker Korrespondenten, Otto von Gottberg, eine Charakterstudie Theodore Koosevelts, die sich in allen Punkten mit meiner eigenen Ansicht deckt. Da sie für die Leser dieses Buches von Interesse ist, gebe ich sie nachstehend im Auszug wieder. Herr von Gottberg schrieb:

New York, Anfang Juni. Auf die Stunde Triumphs, die Roosevelt in der Nacht nach der Wahl des 8. November 1904 erlebte, fiel schwer und schwarz ein Als aufatmend der wiedererwählte Bräfident die Depeschen gelesen, beren Ziffern ihm ein vierjähriges Berbleiben im Weißen Hause garantierten, richtete er Worte wärmsten Dankes an die Ration und gab ihr zugleich sein feierliches Versprechen, sich nicht wieder um das höchste Bundesamt bewerben zu wollen. Wie damals gab immer feither dieser Bergicht Anlaß zu Ropfschütteln, Staunen und Nichtsdestoweniger ist er psychologisch wohl leicht Dem Manne, der im Grunde feines Bergens zu erklären. vornehm denkt, obwohl heißes Temperament und der Wunsch, die Ziele seines Ehrgeizes um jeden Preis zu erreichen, ihn gelegentlich vom geraden Pfade des Rechtes drängen, konnte jener Stunde Erfolg das Berg weder mit Stolz noch Genugtuung schwellen. Blitschnell huschten zwischen den Zahlen auf Depeschenpapier vor seinen übernächtigten Augen wohl die Bilder eines Wahlkampfes vorüber, den er mit seltener Leidenschaftlichkeit geführt hatte. Der Nation, die doch augenscheinlich ihm ihre Neigung geschenkt, hatte er mißtraut

und die Echtheit ihres ihm oft bekundeten Wohlwollens be= zweifelt. Auf krummem Wege nur hatte er geglaubt, den Weg ins Umt zurücksinden zu können. Nichts anderes als einen Raubzug auf den Staatsfäckel hatte er unternommen und die Steuerzahler für Jahrzehnte mit Ausgaben belaftet, um sich die Stimmen bes heeres, der Bundespensionare zu sichern. Im Stillen hatte er Trustmagnaten, die er in öffentlicher Rede als Banditen brandmarkte, als liebe Freunde behandelt und fie, um die Bahlkaffe zu schwellen, um Gelber aus ben gleichen Raffenschränken gebeten, in denen nach seiner Versicherung doch die den Witwen und Baifen des Landes durch Lebensversicherungsgesellschaften geraubte habe lag. Die Überzeugung, daß folches Tun überflüssig gewesen, weil das amerikanische Volk ihm ohne= hin eine überwältigende Majorität gegeben hätte, mag ein Gefühl von Abscheu oder gar Etel in ihm machgerufen und ihm das Bersprechen abgerungen haben, seine Sande in feinem neuen Wahlkampf beschmuten zu wollen.

Run hat zwar die Geschichte der letten Sahre bewiesen, daß Rooseveltsche Versprechungen nicht immer als bindende zu betrachten sind; glaube ich doch beispielsweise behaupten zu können, daß die einst felsenfeste Überzeugung unserer Regierung, sie werde während der jest vorläufig beendeten Verhandlungen statt eines Provisoriums einen wirklichen Sandelsvertrag mit den Bereinigten Staaten abschließen können, sich auf Zusicherungen keines Geringeren als des Präsidenten selbst stutte. Indessen einstweilen plant Roosevelt wohl noch, sich beim Wort zu nehmen und nach Ablauf seines gegenwärtigen Umtstermins auf wenigstens die äußeren Beichen der Macht zu verzichten. Die Macht aber ift ihm Lebensbedürfnis geworden. Diefer Mann, in dem der Autokrat sich mit dem Demagogen zu einer fast rätselhaften Eigenart mischt, will Führer auf allen Gebieten fein. Sein Wille zu herrschen und zu befretieren brangt ihn, mit dem Gebaren eines Diktators über das Feld jedweder Berufstätigkeit zu schreiten. Ein friedlicher Pastor
in Neuengland schreibt harmlose Tiergeschichten. Er bereitete Tausenden von Kindern Freude und, wie jedermann
dachte, auch Erwachsenen nur Ergößen, bis wir dieser Tage
lasen, daß seine Tätigkeit im Weißen Hause als nahezu
verbrecherisch betrachtet wird. Mit des Bundes Myrmidonen
oder Gesehen konnte der Präsident dem Gottesmanne nicht
beikommen. Also mußte die Presse ihm Wassen leihen. Er
diktierte einen Artikel, der mit Keulen auf den armen Pastor
schlägt. Wer die Aussichrungen liest, wird begreisen, daß
ihr Autor dem schriftstellernden Pastor nur einen Borwurf
machen kann: er hat die Tierwelt mit anderen Augen als
ber Schriftsteller Theodore Roosevelt gesehen.

Es ift erklärlich, daß ein Mann von so undulbsamem und eigenwilligem Herrschbedürfnis seine Amtsgewalt mindestens ausnutzt, um sich einen künstigen Weg zur Stellung der Macht hinter dem Throne zu bahnen. Ein "Präsidentensmacher", etwa von der Art des verstorbenen Senators Hanna und, wie dieser, zugleich allgewaltiger Parteisührer möchte Roosevelt in späteren Jahren sein. Unzweiselhaft ward Roosevelts diktatorisches Gebaren auf dem Boden eines undisziplinierten Charakters geboren. Der stellverstretende Maxineminister wie der Oberstleutnant von Sanstiago beging einst Bergehen gegen die Subordination.

Im Anschluß an vorstehende Charakteristik Roosevelts möge hier Platz finden, was sein einstiger Chef, der frühere Marineminister Fohn D. Long, in der ernsten New Yorker Wochenschrift "The Outlook", über seinen Assistenten veröffenklichte. Er sagte: "Er arbeitete unermüdlich, häusig seine Ansichten in Schriftstücken ausführend, die er allmorgendeine auf meinem Pult niederlegte. Die meisten seiner Vorschläge waren jedoch, soweit sie aus führb ar waren, schon vorher angenommen worden von den verschiedenen Buspar

reaus, deren Vorsteher jeden Nerv anstrengten und nichts ungetan ließen

"Sein Eifer ging manchmal viel weiter, als dem Präsidenten und dem Flottendes partement lieb war. Aurz vor Ausbruch des Krieges mit Spanien waren er und einige heißblütige Offiziere bestrebt, ein Geschwader über den Ozean zu schicken und die Schiffe und Torpedoboote der Spanier in den Grund zu bohren, während wir noch im Frieden mit Spanien lebten..."

Anschuldigungen ganz außerordentlicher Art hatte der Publizist und frühere Prodat-Richter von Dakota, George Wilson in seiner Schrift, "Eine Beleidigung des Andenkens Jacksons und Lafahettes durch Roosevelt" veröffentlicht. Aus naheliegenden Gründen versage ich es mir, auf den Inhalt des Buches ausführlich einzugehen, meine aber, daß die maßlosen Schmähungen, mit denen der Versasser von den Rooseveltschen Preßtrabanten bedacht wurde, dafür sprechen, daß die in dem Buch enthaltenen Angaben nicht ganz unbegründet sind. U. a. suchte er den Beweis zu erbringen, daß Roosevelt von holländischsisraelitischer Abstammung wäre. Einer seiner Vorsahren wäre als Sklave von Holland nach Spanien verschleppt worden, dessen Rachkommen es dann von bescheidenen Anfängen bis zu bedeutendem Wohlstand gebracht hätten.

Am besten sernen wir Roosevelt wohl aus seinen eigenen Werken kennen, aus denen er, jeder Zoll ein tüchtiger Geschäftsmann, ganz enorme Einnahmen bezieht. Des bessern Verständnisses wegen sei hier erwähnt, daß eine Verlagshandsung in Philadelphia eine Lugusausgabe seiner Werke in vier verschiedenen Preislagen veranstaltete, die zusammen 1226 vollständige Exemplare umsaßte, wosür ein Gesamtpreis von 1,200 000 Vollar (d. i. 4800 000 M.) erlangt wurde. Durch eine

Gerichtsverhandlung in Newark (New-Jersey), in der eine reiche Bücherliebhaberin die Beklagte war, wurde es bekannt, daß Roosevelt außerdem noch eine Autograph-Ausgabe seiner Werke veranstaltet hat, die er nicht etwa seinen Freunden mit einer eigenhändigen Widmung verehrt, sondern welche das nette Sümmchen von 6000 Dollars per Exemplar kostet. Die Tatsachen sprechen ganze Bände für den Geschäftssinn des Präsidenten, stellen aber seinem Taktgefühl als Oberhaupt der Nation kein sonderliches Zeugnis aus.*)

Einem von der demokratischen Partei anläßlich der letzen Präsidentschaftswahl herausgegebenem Flugblatte in deutscher Sprache entnehme ich die solgenden charakteristischen Bitate aus Roosevelts Schriften:

"Also sprach Roosevelt!"
Das Leitmotiv seiner Politik:
"In großen Krisen mag es notwendig sein,
Berfassungen über den Haufen zu werfen, Gesetze
zu brechen", 2c.
Roosevelt's "Oliver Cromwell", Seite 52.

Amerika als internationaler Konstabler:

"Frgend ein Land, bessen Bevölkerung sich gut aufstührt, kann auf unsere herzliche Freundschaft rechnen. Wenn eine Nation zeigt, daß sie es versteht, in industriellen und politischen Angelegenheiten mit Anstand zu handeln; wenn sie die Ordnung aufrecht erhält und ihre Schulden bezahlt, dann braucht sie keine Einmischung von Seiten der Verseinigten Staaten zu befürchten."

(Brief an die Teilnehmer am Cubanischen Festmahl, 20. Mai 1904.)

^{*)} Roosevelt autorijierte mich bereits im Jahre 1899, seine "History of the Rough Riders" (Geschächte der rauhen Reiter) in das Deutsche zu übertragen; ich habe mich aber aus naheliegenden Gründen bis jeht noch nicht entschließen können, an die Arbeit zu gehen.

"Gefunde Politit" für eine Nation:

"In früherer Zeit, als ich zuerst zum Little Missouri kam, gab es da draußen einen Wahlspruch: "Zieh erst dann vom Leder, wenn du schießen willst" (Never draw unless you mean to shoot). Das ist eine recht gesunde auß= wärtige Politik sür eine Nation."

(Rebe in Tacoma, Wash., 22. Mai 1903.)

Trage einen "biden Annppel":

"Es gibt ein gutes, altes Sprüchwort, welches also lautet: "Sprich milbe und trage einen dicken Knüppel, so wirst du weit kommen." (Speak sostly and carry a big stick; you will go far.) Wenn die amerikanische Nation milbe reden und dabei eine vollständig schlagfertige Marine bauen und auf der Höhe der Ausbildung halten wird, dann wird die Monroe-Doktrin auch weit gehen."

(Rede in Chicago, 2. April 1902.)

Rein ewiger Friede erwünscht:

"Wenn wir jemals dahin gelangen, den Frieden als einen dauernden Zuftand zu betrachten, und fühlen, daß wir es uns gestatten können, die kühnen, surchtlosen, männslichen Herzenss, Geistess und KörpersGigenschaften verlottern zu lassen, dann werden wir den Pfad für zukünstiges unsabwendbares und schmachvolles Unglück ebnen. . . . Der Friede, welcher Furchtsamkeit und Lotterei erzeugt, ist ein Fluch und kein Segen."

(Rede im Republican Club, New York, 13. Februar 1899.)

Nachdem der "New York Herald" selbst ursprünglich für Roosevelt als Präsidentschaftskandidaten eingetreten war, änderte das Blatt seine Meinung und bekämpste Roosevelt. In seiner Ausgabe vom 29. Juli 1904 schrieb es:

"Sein Verhalten in Bezug auf den "Stapellauf" der Republik Panama, seine gefühllose Mißachtung der öffent= lichen Meinung im Süden und sein diktatorisches Ansich= reißen der Macht in allen Departements der Régierung sind hinreichend, um dem Volke zu zeigen, daß sein Regierungs= ideal der Imperialismus ist, daß er brutale Gewalt als Aequivalent des Rechts und seinen Willen als Aequivalent der Gesehmäßigkeit betrachtet. Sind diese Eigenschaften bei einem Präsidenten der Vereinigten Staaten wünschenswert?"

Wer war für den Zwischenfall am 12. März 1902 verantwortlich?

Ich will, wie gesagt, keine Namen nennen, will auch keine bestimmte Anklage aussprechen und überlasse es den Lesern dieses Buches, auf Grund der von mir mitgeteilten Tatsachen diese Frage selbst zu beantworten.

XIX.

Ber ift für die Frreführung der deutschen Presse im Marg 1902 verantwortlich? — Eine Kampagne gemeiner Luge und Berleumbung. - Mein Brogeg gegen bie "Groß-New Porter Zeitung". - "Du follst nicht falich Zeugnis reben wiber beinen Rachften." - Bon amtlicher beuticher Seite wird meinen Brogefigegnern "falsches" Material wider mich geliefert. — Der frühere beutiche Botichaftsprediger in Rom, Baftor D. Frommel, jest in Gera-R. anfässig, wird bas Opfer einer icandlichen Taufdung. - Gine fast unglaubliche Rechtsbeugung. - Ericheinen ber "Ber. Staaten-Rorrefpondeng." "Ein Berald-hețer." — Der Berleumdungsprozeß des "N. D. Herald" gegen drei Berliner Blätter. — "Es gibt Richter in Berlin." - 3ch werbe als Beuge gelaben. Beshalb ber Prozeg nicht zur Verhandlung gelangte. überraichende Lojung bes Rätfels. -

Die Wahrheit über jene kritischen Märztage des Jahres 1902 ist nie in Deutschland bekannt geworden.

Das klingt unglaublich, ist aber troßdem Tatsache. Wäherend die Beziehungen zwischen Washington und Berlin sich auf das Bedenklichste zugespist hatten, und die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, buchstäblich auf des Messers Schneide stand, erging sich die überwiegende Mehrheit der Deutschen Presse in spaltenlangen begeisterten Ergüssen über den Erfolg der Prinzenreise. Davon, daß dem Deutschen Botschafter— und in seiner Verson dem Kaiser wie den verantwortlichen Trägern der deutschen auswärtigen Politik— ein tödlicher

Insult zugefügt worden war, ersuhr die öffentliche Meinung im lieben, deutschen Vaterlande nicht ein Sterbenswörtlein. Noch nie zuvor hat sich die Verbindung zwischen dem Reichskanzler und Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße und dem halb amtlichen und halb Bleichvoeder-Keuterschen-Bolff-Bureau so glänzend bewährt wie in jenen Tagen.

Der Generaldirektor des offiziösen deutschen Telegraphen-Bureaus, Dr. Heinrich Mantler, war zu der Zeit ja selbst in New York. Da lag die Berichterstattung sicherlich in den zuverlässigsten und bewährtesten Händen! Er hätte allerdings den ganzen ungeheuren Skandal verhindern und dem Deutschen Reiche eine der größten diplomatischen Niederlagen, die es je erlitten, ersparen können; aber er zog es vor, die Kolle des unbeteiligten Dritten zu spielen und das Unheil seinen Gang gehen zu lassen. Warum auch nicht?

Er war ja unbeschränkter Herr des deutschen Nachrichtens drahtes, und das Wolff'sche Bureau an der Ecke der Zimmers und Charlottenstraße in Berlin versandte nichts, das nicht von seinen hohen Auftraggebern zuvor geprüft und gutgeheißen worden wäre.

Da der "Störenfried" Witte in New York lebte und seine Rückschr nach Deutschland als ausgeschlossen gelten konnte, so lag für das Kleeblatt Holleben-Mantler-Münsterberg nichts näher, als ihn zum Sündenbock für die ganze Uffäre zu stempeln. Indem dies geschah, konnten die Leiter des Wolff'schen Bureaus gleichzeitig ihr Mütchen an dem Fredler kühlen, der ihre schmachvollen Börsenmanöver in Wien blosgestellt und die österreichische Regierung dadurch zur Herstellung einer eigenen Drahtverbindung mit St. Petersburg bewogen hatte. Jeht war die Zeit gekommen, den Vorwißigen ein- für allemal zu vernichten und "mundtod" zu machen!

Was in jenen schicksalsschweren Tagen von New York nach Berlin telegraphiert wurde, war eine der böswilligsten und schamlosesten Fälschungen, von denen die Weltgeschichte weiß.

Ich erfuhr davon erst nach meiner im Jahre 1906 erfolgten Rückschr nach Berlin, als meine liebe Frau sich der Mühe unterzog, in dem Zeitungssaal der Königlichen Bibliothek in der Behrenstraße die Zeitungsbände aus dem Monat März 1902 nachzuschlagen; sie traute ihren Augen nicht — aber doch, es stand wirklich da, was sie las und was ich hier folgen lasse:

Die deutsche Botschaft erklärt, Witte habe von Holleben mit Ermordung bestroht.

So gleichsautend in der "Frankfurter Zeitung" und im "Berliner Tageblatt" zu lesen. Und weiter:

Witte wurde verhaftet, aber wieder freigelassen, da der Botschafter einen Strafantrag unterließ. Es dürfte nunmehr gerichtlich gegen ihn vorgegangen werden.

Der Berichterstatter des "Berliner Tageblatt", der dieses Privattelegramm sandte, machte sich einer bewusten Unwahrbeit und Verleumdung schuldig, da ich nie verhaftet worden bin, auch das Staatsdepartement nie daran gedacht hat, mir einen Prozeß zu machen.

Die gefälschten H.-Spezialtelegramme in den Deutschen Blättern stammten von dem New Yorker Korrespondenten des Wolff'schen Bureaus und dem Vertrauensmanne des Herrn von Holleben, Paul Haed ich e. Ein unerhörtes Verbrechen war begangen worden, so gemein, so seige, so brutal, so raffiniert, so teuflisch, wie es zum Glücke in der Weltgeschichte nur wenig seines Gleichen gegeben hat. Und um es zu vertuschen, um zu verhüten, daß die Wahrheit darüber se an's Tageslicht gelangte, mußte zu weiteren Verbrechen gegriffen werden. In Washington wie in Verlin gab man die Parole aus, den Holleben-Zwischensall totzuschweigen und

es wurden die gewichtigsten Einflüsse aufgeboten, um dieses Ziel zu erreichen und mich nicht zu Worte kommen zu lassen.

Bon diesen Machenschaften ersuhr ich nichts. Wohl aber hatte ich Kenntnis von den Lügen, die gewisse deutsche Blätter in New York über mich in Umlauf gesetzt hatten, und ich strengte, um eine gerichtliche Entscheidung herbeizusühren, eine Verleumdungsklage gegen die Verleger der "Groß= New Yorker Zeitung", des "New York He= rald" und der "New= Yorker Kevue" an.

Der Verlauf des Prozesses war echt amerikanisch. Die verklagten Verleger, Wolfram und Maner, — Mayer lebt als ständiger Vertreter der Mergenthaler Setzmaschinen-Fabrik in Berlin — engagierten den in New York mehr als bekannten Anwalt Benno Loewh und sandten ihn nach Deutschland, um "Material" wider mich zu sammeln. heiße Mühe er sich auch gab, wollte ihm sein Auftrag doch nicht gelingen und er wäre unverrichteter Sache wieder nach Amerika zurückgefahren, wenn ihm nicht von amtlicher Seite irreführende Informationen zur Verfügung gestellt worden wären. Aus den mir vorliegenden Dokumenten geht hervor, daß der Angeklagte Mayer in Verbindung mit dem Deut= schen Ronsul in Rom, Rast = Rolb, stand und daß dieser ihm die Adresse des früheren dortigen deutschen Bot = schaftspredigers, Dr. Otto Frommel, jest Gera-Reuß aufässig, mit dem Bemerken mitgeteilt hat, dieser werde ihm Aufschlüsse über Witte erteilen können. Der schmählich getäuschte Geistliche wurde nun von Maner. Loewy und noch einigen Berliner Rechtsanwälten so lange persönlich und brieflich belästigt, bis er, um sich Ruhe zu verschaffen, eine Erklärung ausstellte, die später von dem amerikanischen Konful in Leipzig beglaubigt wurde, daß er in Rom im Jahre 1902 von einem gewissen Dr. Georg Witt (alias Witte) beschwindelt worden wäre. Dieser wäre der Privatsekretär des Deutschen Konsuls Nast-Kolb gewesen, hätte sich in den Besitz der amtlichen Deutschen Siegel gesetzt, einer armen deutschen Lehrerin unter dem Heiratsversprechen Geld entslockt, seinen Friseur nicht bezahlt und sich schließlich nach Paris geslüchtet,, von wo er höhnische Briefe an den Konsul richtete. Zur Jdentissierung des Georg Witt hatte Pastor Frommel eine Photographie mit eigenhändiger Widmung des Schwindslers beigelegt, der sich, wie er noch hinzusügte, zur Aussührung seiner Operationen einer vonden Perrücke bediente.

Da ich im Jahre 1892 als Direktor des Reuterschen Bureaus in Berlin tätig war und als solcher auf dem Auswärtigen Umte empfangen wurde, hätte es sich bei ehrlichem Willen schon damals feststellen lassen müssen, daß ich mit dem römischen Georg Witt nicht identisch sein kounte. Es sehlte aber an diesem ehrlichen Willen, und der Anwalt Benno Loewh konnte seinen Austraggebern berichten, daß seine deutsche Mission von dem schönsten Ergebnis gekrönt worden sei.

Mittlerweile hatte ich eine schlecht bezahlte Stellung als Redakteur eines deutschen Wochenblattes gefunden, das in dem Hause der "New Yorker Zeitung" domizisiert und dessen Herausgeber, wie ich später erfuhr, mit den von mir verklagten Verlegern persönlich befreundet war. Drei Tage vor der Verhandlung der Alage wurde ich vor die Alternative gestellt, meine Rlage entweder zurückzuziehen oder sofort meine Stellung zu verlieren, und man kündigte mir an, daß ein deutscher Geistlicher, Träger des Namens Frommel, ein Zeugnis wider mich abgege= ben und unter Einreichung meiner Photo = . graphie vor dem amerikanischen Konsul beschworen hätte, daß er sowie andere Bersonen in schamloser Beise von mir beschwindelt worden wären. Sollte ich mich aber ungeachtet dieses Zeugnisses noch fernerhin halsstarrig erweisen, so mürden

die Berleger der "New Yorker Zeitung" ihren weitreichenden Einfluß bei den Be= hörden benußen, um mich ein für alle Male unschädlich zu machen; der Mittel und Wege dazu gäbe es genug.

Da ich meine Familie des geringen Berdienstes, den ich hatte, nicht berauben wollte, zog ich unter dem Einfluß dieser Drohungen meine Klage zurück.

Die teussische Rachsucht meiner Feinde hatte aber damit noch immer nicht ihr Mütchen gestillt. Von jener Zeit an verbreitete sich in ganz Amerika das wahnwizige Märchen, daß ich mit dem Schwindler Georg Witt identisch wäre und es wurde mir dadurch in jeder Weise mein Fortkommen erschwert.

Es war ein schrecklicher Kampf um die Existenz, den ich damals führte. Auf Erlösung daraus konnte ich nur hoffen, wenn es mir gelang, eine amtliche Untersuchung meiner Angelegenheit herbeizuführen. Aber dazu bot sich mir sehr wenig Aussicht, da meine diesbezüglichen Eingaben unbeantwortet blieben. Ich mußte daher mein Ziel auf Umwegen zu erreichen suchen. Auf meine Veranlassung entschloß sich der Verleger des von mir redigierten Wochenblattes, eine Zeitungskorrespondenz für die Presse in den deutschsprechenden Ländern Europas ins Leben zu rufen. Sie erschien unter dem Titel "Bereinigte Staaten-Korrespondenz" und fand eine über Erwarten beifällige Aufnahme. Wohl ein jeder ihrer Artikel machte die Runde durch den gesamten deutschen Blätterwald und es verging kaum ein Tag, an dem nicht Zustimmungsschreiben der einen oder anderen Redaktion eingingen. Unter der Überschrift "Ein Serald-Beter" nahm ich einen Artikel in die Korrespondenz auf, von dem ich erwartete, daß er die Öffentlichkeit in beiden Hemisphären beschäftigen und zu einer Neuaufnahme meiner Angelegenheit führen werde.

Der Artikel beschäftigte sich mit den Machenschaften des Herrn Gordon Smith und sagte diesem allerhand unangenehme Dinge nach, insbesondere daß er seine Stellung als Redakteur des "New York Herald" in Paris zu deutschseinde lichen Treibereien benutze.

Gordon Smith war seinerzeit, wie auch ich, Reuterscher Bertreter in Berlin gewesen, hatte dem Berein "Berliner Presse" angehört und war daher in den journalistischen Kreisen der deutschen Reichshauptstadt eine bekannte Persönlichkeit. Die Redaktionen der Berliner Blätter wußten, daß die Angaben des Artikels der "Bereinigten Staaten-Korrespondenz" über Gordon Smith durchweg auf Wahrheit beruhten und nahmen nicht Anstand, ihn abzudrucken.

Die Folge war eine Berleumdungs=
flage, die der Besitzer des "New York He=
rald", James Gordon Bennett, und sein
Redakteur, Gordon Smith, wider die "Ber=
liner Neuesten Nachrichten", die "Post" und
die "Deutsche Tageszeitung" anstrengten.

Es war ein Prozeß mit politischem Hintergrunde, dem in ganz Europa und Amerika außerordentliches Interesse entsgegengebracht wurde.

In seiner Ausgabe vom 11. Oktober 1902 schrieb der "New York Herald" an leitender Stelle in durchschossenem Druck und unter der deutschen Überschrist:

"Es gibt Richter in Berlin".

"Seit einiger Zeit hat ein gewisser Teil der deutschen Presse — selbstredend nicht der auständigste Teil — den "Heralb" zur Zielscheibe wohlüberlegter, fortgesetzter und rachsüchtiger Angriffe auserkoren.

Von der Zeit des spanisch=amerikanischen Krieges an, als das Bolk der Bereinigten Staaten vor den europäischen Mächten sein eindrucksvolles Debut als eine große, einige Nation machte, hat die Feindseligkeit dieser gemeinen Wische Bitte. feine Grenze gekannt. Keine Unwahrheit, welche ohnmächtige Wut ersinnen konnte, keine verleumderische Anklage, die Haß über die mannhasten, aufrichtigen, energischen Eigenschaften der amerikanischen Republik eingeben konnte, waren zu stark, um nicht gegen den "Herald" erhoben zu werden, dem die deutsche Presse die Ehre erwiesen hat, ihn als den Vertreter der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten anzusehen.

All' solche Angriffe hat der "Herald" stets mit verächtlicher Gleichgültigkeit behandelt und wird sie auch weiterhin so behandeln; wir würden auch nicht von dieser Kampagne gistiger Berunglimpsung Notiz genommen haben, hätte nicht die Reptilien-Presse ihre Taktik sortgesetzt, unbestimmte allgemeine Anklagen auszusprechen und den "Herald" mit gemeinen Schimpsworten zu belegen.

Durch die Straffreiheit ermutigt, deren sich unsere deutschen Schmäher bisher erfreut haben, macht die "Bersliner Post" in ihrer Ausgabe vom 3. Oktober einen persönlichen, böswilligen und seigen Angriff auf ein indivisuelles Mitglied des Redaktionsstades des "Herald", Mr. Gordon Smith, den sie beschuldigt, die Berliner Spezials Telegramme des "Herald" in unserem Pariser Redaktionsbureau zu sabrizieren.

Angesichts ber bestimmten Natur bieser Anklage, welche eine schwerwiegende ist, da sie die Ehrlichkeit des "Herald" in Frage zieht, und, salls unbeantwortet, dazu beitragen würde, das Vertrauen unserer beständig zunehmenden Klientel von deutschen Abonnenten und Inserenten zu uns zu erschüttern, haben wir uns entschlossen, der "Post" Geslegenheit zu geben, den Wahrheitsbeweis für ihre Anschulsbigung zu erbringen.

Wir haben baher unseren Anwalt angewiesen, ein gerichtliches Berfahren gegen die "Post" einzuleiten und in Form von Schabenersat Genugtuung zu verlangen. Wir werden eine vollständige Sammlung von "Heralb"= Jahrgängen zur Verfügung der "Post" stellen und gleich= zeitig vor Gericht Quittungen als unantastbaren Beweisdafür niederlegen, daß in unsern Spalten nicht ein Wort als telegraphische Neuigkeit aus Berlin veröffentlicht worden ist, das uns nicht direkt auf dem Drahtwege von jener Hauptstadt zugegangen wäre.

Es ist das einfachste Ersordernis kaufmännischer Ehrslichkeit, als telegraphische Nachrichten nur Mitteilungen zu veröffentlichen, die wirklich telegraphiert worden sind, — eine Regel, die unweigerlich und getreu von dem "Herald" beobachtet wird, was immer auch die Usance der "Berliner Post" sein mag.

Um der "Bost" alle Fazilitäten zu ihrer Verteidigung zu gewähren, wird der "Herald" die Verleumdungsklage vor den Verliner Gerichten anstrengen, denn ungeachtet des von der "Post" zur Schau getragenen, äußeren Vertrauens, ihre Rampagne unbehelligt fortsetzen zu dürsen, glaubt der "Herald", daß es, wie in den Tagen Friedrichs des Großen, auch jest Nichter in Verlin gibt."

Die anglo-amerikanische Presse hielt es für Ehrenpflicht, dem "New York Herald" zu sekundieren, während die deutsch-amerikanische Presse in der Kontroverse die Partei der angeklagten Berliner Blätter ergriff. Die angeklagten Berliner Zeitungen traten einen umfangreichen Wahrheitsbeweis an, wobei sie sich auf die Akten des Auswärtigen Amtes sowie auf die Aussagen des Staatssekretärs, Freiherrn von Richtshosen, beriesen. Sie wollten shitematische Verleumdungen des Kaisers und Verdächtigungen der Deutschen Regierung dokumentarisch nachweisen, sowie die Hintermänner des "Herald" beleuchten. Alls Zeugen sollten mehrere Beamte des Auswärtigen Amtes vernichtend über die Verliner Verichtserstattung des Bennettschen Blattes aussagen. Dasür nur ein Beispiel von vielen:

Das Bülow-Interview des "Herald-"Norrespondenten Stanhope, kurz nachdem Graf Bülow das Reichskanzleramt übernommen hatte, war angeblich Schwindel. Bülow hatte Stanhopes wiederholte Bitte um ein Interview abgelehnt und schließlich den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Freiherrn von Richthofen, beaustragt, Stanhope mit einigen nichtssagenden Redensarten abzufertigen. Dies geschah und daraus machte Stanhope ein wichtiges Bülow-Interview mit allerlei Behauptungen.

Außerdem wollte Dr. Lubczynski, Vertreter der angeklagten Blätter, den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß die im Reichstag als Verleumdung gekennzeichnete Nachricht über die Stellung Deutschlands und des Deutschen Kaisers im Benezuela-Streit, sowie die angeblich abfälligen Außerungen amerikanischer Offiziere über die Raisermanöver, von' Paris aus lanziert und auf diesem Umwege als Berliner Spezial= telegramme verbreitet worden seien. Rechtsanwalt Lubczynski trat ferner den Beweis dafür an, daß schon Gordon Smith als Reuterscher Vertreter für den aus Berlin ausgewiesenen rufsischen Geheimagenten Wesseligky falsche Nachrichten in die Presse lanziert habe, insbesondere seinerzeit nach dem Besuche des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen bei dem Sultan Mitteilungen über den Gesundheitszustand des Großherrn telegraphierte, die eine starke Verstimmung am türkischen Hofe gegenüber dem Deutschen Reiche zur Folge hatten.

Am 19. März 1903 fand vor dem Berliner Schöffengericht ein Termin statt, in dem zunächst beschlossen wurde, den ansgebotenen umfangreichen Wahrheitsbeweis in zweckbienlichster Weise zu begrenzen und Herrn James Gordon Bennett auß Paris persönlich vorzuladen, ebenso eine große Anzahl journaslistischer Sachverständiger.

Über eines der drei angeklagten Blätter, "Die Deutsche Tageszeitung", errang der "Herald" einen billigen Sieg. In seiner Ausgabe vom 16. April 1904 kündigte er in Riesenbuchstaben triumphierend die Tatsache an, daß die "Deutsiche Tageszeitung" Abbitte geleistet und die von ihr aufgestellten Behauptungen zurückgezogen hätte. Nicht ganz so leicht machten es ihm die beiden anderen angeklagten Zeistungen.

Am 16. Mai 1905 empfing ich von dem Generalkonsulat die Mitteilung, daß daß Königliche Umtägericht I beschlossen hätte, mich in der Klage des "New York Herald" als Zeugen zu vernehmen, und daß meine Bernehmung durch den Deutschen Konsulin New Yort erfolgen solle.

Diese Mitteilung rief eine gewisse grimmige Genugtung bei mir hervor. Nachdem ich solange diskreditiert gewesen, war man in Berlin auf einmal zu der Einsicht gelangt, daß ich eine glaubwürdige Persönlichkeit sei, wenigstens glaubwürdig genug, um mein Zeugnis gegen den "New York Herald" abzugeben. Ich fragte mich, ob denn diese Berliner Blätter bei dem Zwischenfall vom 12. März 1902, als unerhörte Lügen und Verseumdungen über meine Person nach Deutschland telegraphiert wurden, soviel Mannesmut und Gerechtigkeitsgefühl besessen, wurden, um eine Untersuchung und amtliche Klarstellung der dunkeln Angelegenheit zu sordern

Ja, wenn irgend Jemand, konnte ich den Prozeß für die Berliner Blätter retten, denn ich hatte im Jahre 1900 wähstend der Beltausstellung Gordon Smith auf dem Pariser Bureau des "New York Herald" besucht, um ihn an eine kleine, noch aus den Tagen unseres Berliner Zusammenseins datiestende Finanzoperation zu erinnern, die seinem Gedächtnis entschwunden war; ich hatte ihn, von einem Berge Berliner, Frankfurter, Kölnischer, Münchner und Wiener Blätter umgeben, angetrossen, und auf meine Frage, was er mit all' diesen Blättern tue, eine Antwort erhalten, deren Wieder-

holung vor Gericht sicherlich den Prozeß entschieden hätte. Ja, ich hätte Aufschluß über seinen Anteil an der Wesselitth-Uffare erteilen können, bei der ernur durch Fürfprache des Wolffichen Bureaus seiner gleichfalls angedrohten Ausweisung entgangen war, ich hätte ferner Aufschluß und Beweise dafür erbringen können, wie er im Reuterschen Auftrage zum Zwecke von Börsenmanövern Telegramme fälschte, und ich hätte wohl noch mehr ausfagen können. Aber — so fragte ich mich weiter — konnte ich es um meiner Familie willen verantworten, die Zahl meiner Feinde noch um den "New York Herald" zu vermehren? Undrerseits wiederum - durste ich als anständiger Mensch mein Zeugnis in einem Prozesse verweigern, von dem so viel abhing? Der Prozes hatte, wie allseitig zugegeben wurde, einen politischen Hintergrund und wichtige Interessen des Deutschen Reiches wie der Vereinigten Staaten standen bei ihm in Frage.

Unter den Umständen hielt ich mich für berechtigt, den Generalkonsul um eine Unterredung zu ersuchen. Ich erhielt auf mein Schreiben folgende vom 23. Mai 1905 datierte Antwort:

"Kaiserlich Deutsches General-Konsulat, Rew York. Geehrter Herr!

Auf das Schreiben vom 17. d. M. beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß Herr General-Konful Bünz mit der Sache nicht befaßt ist und es sich lediglich um Erledigung eines amtlichen Auftrages handelt. Im Übrigen ist der Herr General-Konsul durch seinen Gesundheitszustand noch verhindert, sich mit den lausenden Geschäften zu besassen, beziehungsweise Besuche zu empfangen. Auch hält er es aus Kücksichten der Unparteilichkeit nicht sür angängig, in einer anhängigen Prozeßsache mit Zeugen außeramtslich zu verhandeln. Die betreffenden Mitteilungen können vielmehr entweder vor mir, als dem mit der Beweisaufsnahme betrauten Beamten, zu Protokoll erklärt, oder direkt

dem Königlichen Amtsgericht I zu Berlin, Abt. 1 g 147 als der ersuchenden Behörbe gemacht werden.

Hochachtungsvollst Der General=Konsul. In Bertretung: Heher."

Der Herr General-Konsul konnte bei dieser Gelegenheit keine Reise nach Florida als Grund vorschützen, warum er mich nicht empfing; aber sein "Gesundheitszustand" erlaubte ihm nicht, mit mir zusammenzutressen, obwohl er sich täglich auf dem Konsulate einfand. Er hätte es ja überhaupt nicht nötig gehabt, in seinem Briese zu motivieren, weshalb es ihm unsmöglich sei, mit mir zusammenzukommen; daß er es doch tat, beweist, in welcher Verlegenheit er sich befand.

Natürlich wäre ein Zusammentressen mit mir dem Herrn General-Konsul mehr als peinlich-gewesen. Er hatte, aus Rücksicht auf seine Reise nach Florida, das Ersuchen des Botschafters von Holleben, sich mit mir in Verbindung zu setzen, abgelehnt und dadurch seine Pflicht dem Botschafter gegensüber nicht erfüllt. Er hatte serner bei dem Holleben-Zwischensall eine höchst traurige Rolle gespielt und sollte nun nach all' diesen Vorsällen mit mir zusammentressen? Nein, so tief konnte er sich nicht herabwürdigen, mochten die Folgen seiner Handlungsweise auch sein, welch' immer sie wollten.

Wiederum wurden allmächtige Einflüsse hinter den Kulissen aufgeboten, um es zu verhindern, daß ich zu Worte kam. Mein Erscheinen vor dem Berliner Gericht als Entlastungszeuge der Deutschen Zeitungen hätte notwendigerweise zu einer Aufnahme meines eigenen Falles führen müssen. In meiner Zeugenaussage über Gordon Smith hätte ich ja auf die dunkse Verbindung zwischen Keuter und Wolff und deren fragwürdige Machenschaften hinweisen können, und das mußte um jeden Preis hintertrieben werden.

Der Verleumdungsprozeß des "New York Herald" gegen die Berliner Blätter, der in zwei Welten so viel Staub aufgewirbelt hatte, nahm einen tragiskomischen Ausgang. Es wurde still, ganz still von ihm und er geriet nach und nach in Vergessenheit. In unserer schnellebigen Zeit denkt man ja schon heute nicht mehr an das Gestern, und daß der Reichskanzsler den "New York Herald" in öffentlicher Sitzung des Reichstages gebrandmarkt hatte und daß der Verleumdungsprozeß des "New York Herald" dazu dienen sollte, dessen deutschseindliche Machenschaften aktenmäßig zu erweisen, — wen konnte das noch interessieren?!

Zu Anfang Juni des Jahres 1906 kehrte ich mit meiner Familie von Amerika nach Deutschland zurück. Ich war gezwungen, mich nach einem Erwerb umzusehen und suchte einen amerikanischen Journalisten, Mr. G. E. Maberly von dem man mir mitgeteilt hatte, daß er der Inhaber eines großen literarischen Bureaus und in der Lage sei, dauernde Aufträge zu vergeben. Ich erklärte dem Herrn, daß ich sowie auch meine Frau, verschiedener fremder Sprachen, darunter namentlich auch der englischen, in Wort und Schrift mächtig seien und daß wir gern literarische Aufträge übernehmen würden.

"Bie schade," ries Mr. Maberly-Oppler aus, "daß Sie nicht schon acht Tage früher bei mir waren. Ich hätte Ihnen dann einen großen Übersehungsauftrag geben können. Ich habe viel für die Regierung zu tun und u. A. auch diese Bücher hier" — er zeigte mir mehrere pompös ausgestattete stattliche Bände — "für sie überseht. Ich bin nämslich der Berliner Korrespondent des "New Nork Herald".

Was ich da hörte, war von allergrößtem Interesse für mich. Ich nahm eine unbefangene Miene aus und fragte an-

scheinend ganz gleichgiltig, ob er mir etwas über den Ausgang des "Herald-"Prozesses mitteilen könne, wovon ich in den amerikanischen Blättern so viel gelesen hätte.

"Dh," entgegnete der "Herald"-Korrespondent, "sie haben sich gegenseitig Ehrenerklärungen abgegeben und Klage wie Widerklage zurückgezogen."

Mir fiel ein, daß der Kaiser bereits im Jahre zuvor den Herausgeber des "New York Herald", James Gordon Bennett, zur Teilnahme an den Homburger Automobilrennen eingeladen hatte, und indem ich den Gedanken weiterspann, stieg die Erinnerung an die Angriffe in mir auf, denen Wilhelm II. in dem Blatte des Herrn Bennett ausgesetzt gewesen war. Hatte nicht der "New York Herald" in seiner Ausgabe vom 13. Dezember 1902 die alte Fabel vom Esel veröffentlicht, der sich in ein Löwenfell hüllte, um die Tiere des Waldes zu erschrecken und die Fabel mit einer Karrikatur illustriert, auf der der Esel im Löwensell die markanten Züge des Raisers trug, dessen Schnurrbartspigen dolchartig spit in die Höhe ragen? Zwei riesige Eselsohren gaben der künstlerisch-genial bingeworfenen Karrikatur den entsprechenden Abschluß. Als die Zeitungen meldeten, daß der Deutsche Kaiser den Bereinigten Staaten ein Denkmal Friedrichs des Großen zum Geschenk machen wolle, brachte der "Herald" eine Karrikatur, die den Kaiser als italienischen Figurenhändler darstellte, der mit seinen Figuren hausieren geht. Unter der Zeichnung stand die Frage: Vielleicht ein Denkmal gefällig? Etwa um dieselbe Zeit veröffentlichte der "Herald" in seiner Sonntagsausgabe ein erdichtetes Telegramm des Kaisers an den Präsidenten mit folgendem Wortlaute:

"Un Brafident Rovfevelt, Bafhington.

Habe zur Aufstellung auf Plat vor Kapitol hervische, fünfzehn Fuß hohe Büste meiner edlen Urgroßmutter abgeschickt. Wilhelm II." Und nach alledem die Einladung des Kaisers an James Gordon Bennett, sein Gast in Homburg zu sein, und die Zu-weisung literarischer Aufträge an den Berliner "Heralb"=Korrespondenten!!!

Kann es befremden, daß der Verleumdungsprozeß des "Heralb" gegen die drei Berliner Blätter nicht zur Verhandlung gelangte und ich in ihm nicht als Zeuge vernommen wurde?



XX.

herr v. Holleben muß Washington plötlich verslassen. — "Ohne Sang und ohne Alang, hat keinen Abschied genommen!" — "Specht" sein Nachfolger. — Der Damenkrieg auf der Botschaft. — Bird sich "Frau Anna" von der "N.= N. Staats-Zeitung" als gute Prophetin erweisen? — Das Blatt des Herrn Ridder greist Sternburg an, wird aber durch Drohung mit der Grünzbung einer neuen deutschen Tageszeitung in New- Portzum Schweigen gebracht. — Die Annahme des "Alten-Frip-Denkmals" Sternburgs erster "Triumph". — Die Statue des großen Königs erhält Gesellschaft. — Die Geschenke des Kaisers für das Germanische Museum in Harvard. — Herr von Sternburg wird "Dr. Phil." — Das alte Botschaftspersonal springt über die Klinge. — "Spech" ein krankes Männchen. —

Argerlich hat sich Bernhard von Bülow im Deutschen Parlamente die nicht aufhörenden Bergleiche mit dem ersten deutschen Reichskanzler verbeten. Mit Fug und Recht, wie mich deucht, denn, wenn auch gestattet sein mag, Aleineres mit Größerem zu vergleichen, so erscheint mir doch ein ernster Bergleich zwischen Otto von Bismarck und Bernhard von Bülow nicht am Platze.

Nein, solange der Mann von Blut und Eisen die Geschicke des Deutschen Reiches lenkte, wäre ein solcher Zwischenfall nicht möglich gewesen; keine Macht der Welt hätte es gewagt, einem Deutschen Botschafter, dem Vertreter der geheiligten Person des Kaisers, einen solchen Schimpf anzutun, wie er Herrn von Holleben-beschieden war, von dem standalösen Abschluß der Reise des Prinzen Heinrich ganz zu schweigen!

Wir leben aber nicht mehr in Bismarck Zeiten, und es gilt ja heute schon als Verbrechen, seinen Geist zu zitieren. So geschah das Unglaubliche: Der Zwischenfall mit all' seinen beschämenden Begleitumständen wurde einsach todgeschwiegen, ein von dem Hasse der verbündeten Telegraphenbureaus versolgter Journalist als Sündenlamm auserkoren und — die Ehre, die Würde, das Ansehen des mächtigen Deutschen Reiches waren gerettet.

Wie es möglich war, Herrn von Holleben noch länger auf seinem Bosten zu belassen, nachdem ihm die Zustellung seiner Pässe mit der Aufforderung, das Land in 48 Stunden zu verlassen, angedroht worden war, ist ein Rätsel, das wohl nur Bernhard von Bülow zu lösen vermag. Es wäre unnatürlich, bei mir irgendwelche Sympathie für den Botschafter zu erwarten, aber ich muß gestehen, daß mir dieser arme, alte, von seiner einstigen Höhe gestürzte Mann herzlich leid tat, als er noch länger in der amerikanischen Bundeshauptstadt bleiben mußte — die Zielscheibe des offenen und versteckten Hohnes und Spottes der ganzen amtlichen Welt. Er ging auf Urlaub und es hieß, er würde nicht wieder auf seinen Posten zurückehren, aber er mußte den bittern Kelch bis zur Neige leeren, und noch einmal die Reise über den Dzean machen, um sich dann wie ein Schulknabe, der die Rute bekommen hat, wieder heimschicken zu lassen. Nachdem er noch einige Wochen in Washington gewesen, mußte er Land und Stadt so plötlich verlaffen, daß er nicht mehr Zeit fand, sich von dem Präsidenten ober dem Staatssekretär personlich zu verabschieden. "New Yorker Staats-Zeitung" schrieb damals:

"Am 10. Fanuar 1903 hat der Botschafter des Deutschen Reiches in Washington, Dr. v. Holleben, mit dem Dampser "Waldersee" die Heimreise von New York aus ansgetreten. Ohne Sang und Klang. Hat keinen Abschied

genommen, der Doyen des diplomatischen Korps in Wafshington. Warum?"

Höhnisch fügte das Blatt des Herrn Ridder hinzu, daß das amerikanische Bolk doch stets am höchsten den Gentleman achte. Entgegen der auf deutsch-offiziöser Seite ausgegebenen Meldung von einer plößlichen "Erkrankung" des Botschafters stellten einige Blätter fest, daß diese "Erkrankung" Seine Exzellenz nicht abgehalten habe, sich die ihm dis zur Abfahrt des nächsten Dampfers bleibende Frist in New York recht lustig zu vertreiben.

So wie Herr von Holleben, verließ noch nie ein Deutscher Botschafter seinen Posten und Berlin nahm in christlicher Langmut alles ruhig hin, legte nicht ein Wort des Protestes ein, sondern sammelte sogar noch seurige Kohlen auf das Haupt des schuldigen Missetäters.

Die Affäre nahm den in Washington gewünschten Verlauf. Nachfolger Herrn von Hollebens wurde der persönliche Freund des Präsidenten Roosevelt, Freiherr Speck von Sterns dur g, der nich vor der Empfehlung des Botschafters an den Fürsten Eulendurg gewarnt und dadurch den Keim zu allen späteren Verwicklungen gelegt hatte. Der Sprung von dem Posten eines Deutschen General-Konsuls in Calcutta zu dem des Kaiserlich Deutschen Botschafters in Washington war eine Leistung, die ihm disher kein noch so gewandter Turner unter den Deutschen Diplomaten nachgemacht hat.

Freiherr Speck von Sternburg entstammt nicht, wie in den ihm nahestehenden Blättern in den Vereinigten Staaten angekündigt wurde, uraltem deutschen Abel, sondern ist, worauf er in dem denwiratischen Amerika eigentlich stolz sein sollte, von verhältnismäßig bescheidener und unbedeutender Herkunst. Noch sein Großvater, ein schlichter Schäfer, sührte den Namen Speck, wußte aber durch angeborenes Talent im Wollhandel sein Vermögen so zu vergrößern, daß er das noch heute im Besitz der Familie besindliche Gut Lützschena bei

Leipzig, kaufen konnte, auf dem er sich mit großem Erfolge der Zucht der sogenannten Elektoralschafe, einer damals als besonders gut geltenden Rasse, hingab. Für sein Verdienst um die Schafzucht ward der ehemalige Schäfer Speck von der baherischen Regierung geadelt und erhielt den Namen Freisherr Speck von Sternburg. Eine niedliche kleine Anekdote, die an jene Zeiten erinnert, möge hier Plat sinden:

Gelegentlich der Anwesenheit des Königs von Sachsen in Leipzig wurde die Stadt illuminiert und der neu ernannte Freiherr versehlte nicht, sein in der Reichktraße gelegenes Grundstück zu schmücken und mit einem Transparent zu versehen, das den schönen Bers enthielt:

D! möchte stets in unserm Sachsen Elektoral veredelt wachsen.

Ein witiger Leipziger Schuhmachermeister, Specks Gegenüber, benute die Gelegenheit, folgenden Bers an seinem Transparent anzubringen:

D, möchte doch in unserm Sachsen, Elektoral auf Schweinen wachsen, Damit der Speck auf dieser Erde, Noch immer mehr veredelt werde!

Wie sich die Berliner Politik den Vereinigten Staaten gegenüber nach Herrn von Sternburgs Amtsantritt weitergestaltete, hat am besten und treffendsten der "Simplizissschen Aummer dargestellt, wo der kleine Herr von Sternburg unter heftiger Anstrengung seiner Kinnbacken an der Kehrseite des riesigen Onkels Sam eine nicht ganz reinliche Jungenoperation aussührt. Nach der Schmach vom 12. März 1902, die nur noch durch die schimpsliche Verabschiedung des Botschafters im Jahre darauf übertroffen wurde, begann jetzt die deutsche Politik der Gaben und Geschenke

Um die öffentliche Meinung für den neuen Vertreter des Deutschen Reiches einzunehmen, veranstaltete Melville

E. Stone von der "Associated Press" in New York ein Bankett für Herrn von Sternburg, zu dem die Redakteure, Korrespondenten und Mitarbeiter der gelesensten Blätter eingeladen wurden.

Ein großes Blatt allein und obendrein noch ein deutsches, die "New Yorker Staats-Zeitung", stand Herrn von Sternburg offen seindlich gegenüber, den sie bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit der Lächerlichkeit preisgab, so namentlich bei dem bekannten Etikettenstreit, bei dem es sich darum handelte, ob die Gattin des Botschafters den Frauen der Sekretäre Antrittsbesuche zu machen hätte oder umgekehrt.

Der "Kladderadatsch" verewigte damals jene tragikomische Episode in nachfolgendem gelungenem Gedicht:

Wie die Frauen einander schalten. Es saßen stolz beisammen zwei Frauen im fernen Gau, Da sprach die edle v. Sternburg zu des Rates Frau: "Wie mein Mann so herrlich vor allen Käten steht, So wie der lichte Vollmond vor den kleinen Sternen geht."

Da sprach die Frau Rätin: "Dein Mann sei noch so schön, So mußt du meine Rede im Argen nicht verstehn. Du mußt es dennoch halten, wie alle es getan. Ich werd in allen Züchten deinen ersten Besuch empfahn."

"Du willft dich überheben," sprach die Botschafterin, "Wohlan, ich will doch schauen, ob du nicht künftighin Achten wirst die Sitten hier in Amerika." Es waren beide Frauen in sehr zornigem Mut allba.

Nun schieden sie von hinnen, in Unlust gingen sie weg, Da sprach zu ihrem Gemahle die Frau Baronin Speck: "Ich kann zuerst zu dieser Eigenholdin nicht gehn. Kann denn die Person das in ihrem Schädel nicht verstehn?"

Der edle Herr v. Sternburg, als er weinen sah Seine traute Genossin, gar gutlich sprach er ba:

"Solche üppige Rede wird nimmer ihr verziehn, Bein nicht, liebe Frau, ich schreib es kühnlich nach Berlin

Büßen soll die Rede der Eigenholdin Mann, Oder man treff mich nimmer unter den Botschaftern an." Man soll Frauen ziehen, schrieb da der kühne Degen, Daß sie üppige Reden lieber lassen unterwegen.

Also schrieb Herr Speck dann. Ach, da mußte wohl In Washington mancher Recke scheiden vom Kapitol. Ihn biß eine Natter. Mancher Held erkoren Durch eines Weibs Geschnatter ging da dem Kapitol vers loren!

Anläßlich des Washingtoner Damenkrieges erinnerte die "New Yorker Staats-Zeitung" in einem Artikel, betitelt "Damenhände in der Politik", an das Prinzip Bismarcks, keinen diplomatischen Vertreter nach einem Lande zu schicken, dessen Frau ein Kind dieses Landes ist, und die als "Frau Anna" bekannte Redaktionstante des Blattes des Herrn Hermann Ridder durfte sogar über das gleiche Thema einen nahezu zwei Spalten füllenden Artikel schreiben, der in die prophetischen Worte ausklang:

"Bielleicht öffnet früher ober später einmal ein gewaltiger politischer Standal die Augen des Raisers und der ganzen offiziellen Welt, und fährt ein Blitz reinigend durch die Atmosphäre, die den Thron umgibt. Es wäre im Interesse des Anssehens, das das Deutsche Reich im Auslande genießt, sehr zu wünschen."

Wenn bei der "Staats-Zeitung" die Damen anfangen, über Politik zu leitartikeln, so muß das politische Barometer schon sehr tief gefallen sein:

"Gefährlich ist's, den Stal zu wecken, Verderblich ist des Ridders Zahn, Jedoch der Schrecklichste der Schrecken, Das ist "Frau Unna" in ihrem Wahn." Diese launige Variante des Schiller'schen Verses kursierte zu jener Zeit in New York und wurde viel belacht.

Der selten um einen Ausweg verlegene vielseitige Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität wußte auch mit der "New Yorker Staats-Zeitung" und "Frau Anna" sertig zu werden.

In verschiedenen großen Blättern erschienen um jene Zeit Meldungen "aus bester Quelle", wonach die Gründung einer neuen großen deutschen Tageszeitung in New York geplant sei. Dieses Blatt würde sich an alle Deutschen in New York wenden, die mit den ewigen Zänkereien und Känkereien wie mit der politischen Treulosigkeit der bald in diesem, bald in jenem Lager stehenden "New Yorker Staatszeitung" unzufrieden seien, und diese in jeder Weise sowohl in redaktioneller wie in technischer Hinsicht übertressen. Geld würde bei dem neuen Blatte keine Kolle spielen, da ihm unbegrenzte Mittel zur Verfügung ständen — nämlich die Schaßsammer des Deutschen Keiches.

Hernhard Ridder, ein deutsch-amerikanischer "selfmade-man", der es vom einfachen Geschäftslausjungen bis zum allmächtigen Leiter und Mitbesißer der "New Yorker Staats-Zeitung" gebracht hat, bekam es mit der Angstzzu tun. An diesen Meldungen konnte wirklich etwas Wahres sein, und wenn, wie es hieß, gar noch Prosessor Hugo Münsterberg die Chefredaktion des neuen Blattes übernehmen würde, so mußte die "Staats-Zeitung" ihre Segel streichen. Herr Ridder hielt es daher für besser, einzulenken; es fand ein Versöhnungsschmaus statt und — die angekündigte neue Zeitung erschien nicht.

Der Präsident im Weißen Hause verlor keine Zeit, der Öffentlichkeit zu demonstrieren, daß er in der Tat der Freund des Deutschen Botschafters war. Bald konnte dieser als seine erste Musterleistung im Triumphe nach Berlin berichten, daß es ihm gelungen sei, den Widerstand des Präsidenten gegen

die Errichtung eines Denkmals Friedrichs des Großen in Washington zu brechen und sich die dazu erforderliche Zustimmung zu sichern. Diese Ruhmestat Herrn von Sternburgs wurde der Deutschen Presse mit dem üblichen Aufgusse serviert: nur vergaß man dabei die Erwähnung des Umstandes, daß die Errichtung des Denkmals an die Bedingung geknüpft war, daß außer Friedrich auch noch Hannibal, Casar und Na= poleon Statuen, und zwar aus amerikanischen Mitteln, errichtet werden sollten. Die Welt hatte gelacht und sich über den Plan der Aufstellung des Denkmals eines absoluten Königs in dem republikanischen Amerika lustig gemacht. Aber praktisch wie immer hatten sich die Amerikaner in ihrer Verlegenheit zu helfen gewußt, indem sie der Statue des Alten Frit einen Plat vor ihrer neuen Kriegsakademie anwiesen, wo sie im Verein mit den drei anderen Ariegsherven nicht weiter Anstoß erregen konnte. "Teddy" hatte "Specky" zu seinem ersten Erfolge verholfen.

Der Wahrheit gemäß muß ich freilich feststellen, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten sich auch heute noch nicht für das Denkmal des großen Friedrich zu begeistern vermocht hat und in seiner Aufstellung eine Sünde wider den heiligen Geist der Republik erblickt. Eine Frevlerhand, der die "historische Freundschaft" zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten offenbar ein Greuel war, hat seither, wie bekannt, den Versuch unternommen, das Denkmal in die Luft zu sprengen. Ein Neger verhütete zum Glück noch rechtzeitig den Anschlag und erhielt zur Belohnung im Auftrage des Auswärtigen Amtes durch den Botschafter eine silberne Uhr zugestellt. Die Gabe erregte abermals die Spottlust der amerikanischen Blätter. "War eine silberne Uhr eine kaiserliche Gabe," so fragten sie, "und erhielt der Retter des Denkmals nur deswegen eine silberne Uhr, weil er nur ein Neger war, und würde der Retter, wenn er ein Weißer gewesen, zu einer goldenen Uhr berechtigt gewesen sein?!"

Auch die Kaiserlichen Geschenke zur Begründung eines Germanischen Mussersität zu Cambridge, Mass., der Hochburg anglo-ameristanischer Kultur, begegneten offenem wie verstecktem Mißtrauen. In Verbindung mit dem Geschenke des Kaisers war eine "Germanische Museumsvereinigung,, ins Leben gerusen worden, die die hervorragendsten und einflußreichsten Männer des Landes zum Beitritt aufsorderte und sie als Freunde deutschen Geistes und deutscher Kultur auf eine dem Deutschen Reiche freundliche Politik sestzulegen versuchte. Man merkte jedoch in weiten Kreisen die Absicht und wurde verstimmt. Böse Menschen gingen sogar so weit, in der Schenkung des Kaisers ein zweites trojanisches Pferd zu erblicken und an den alten Spruch zu erinnern: "Timeo Danaos et dona ferentes."

Selbstredend blieb es auch Herrn von Sternburg nicht erspart, nach seiner Besörderung zum Botschafter von verschiedenen amerikanischen Universitäten zum Ehrendoktor Phil. (Philadelphiä) ernannt zu werden. Daß sein Freund "Teddh" sein Gefährte dabei war, mußte wohl über die dem alten Major und geschworenen Feinde aller Federsuchser angetane Kränskung trösten.

Unter Herrn von Sternburg fand eine vollständige Erneuerung des Botschaftspersonals statt. Die Sekretäre, die ihn vielleicht nicht ganz ernst genommen und deren adlige Gattinnen seiner bürgerlich amerikanischen Gemahlin die ihr gebührende Reverenz verweigert hätten, die Kanzleibeamten, die die von ihm versaßten Berichte zum Gegenstand billiger Wiße außerkoren hatten, — sie alle mußten gehen.

Der neuen Herrin, die in die Botschaft einzog, war nichts kostbar und sein genug. Das vorhandene Meublement wanderte in die Rumpelkammer und mußte durch ein neues ersetzt werden, das ihrem verseinerten amerikanischen Geschmacke besser zusagte. Eine begeisterte Schilderung der in der Bot-

schaft vorgenommenen Anderungen erschien in deutschen Blättern des Landes aus der Feder Louis Vierecks, des einstigen sozialbemokratischen Abgeordneten, der sich in Amerika glücklich bis zum republikanischen Roosevelt-Agenten und Chronisten der gesellschaftlichen Ereignisse auf der Deutschen Botschaft durchgemausert hat.

Die äußere Erscheinung Herrn von Sternburgs ist nicht gerade imposant zu nennen. Er hat eine kleine, schmächtige Gestalt, eine eigentümlich fahle Gesichtsfarbe, die Herrn von Holleben Anlaß zu manch' boshafter Bemerkung gab, und leidet seit vielen Jahren sowohl an einem heftigen Rheumatismus wie an einem bösen Ohrenleiden, die ihm die Erfüllung geschäftlicher wie gesellschaftlicher Pflichten fast unmöglich machen. Obwohl er trotz seines hohen Botschaftereinkommens recht wenig repräsentiert, erwies sich das alte Heim der Botschaft für ihn und seine Gattin bald als zu klein und das Deutsche Reich erwarb auf sein Betreiben ein Terrain in einem vorteilhafter gelegenen Viertel, auf dem jett ein selbst den verwöhntesten Anforderungen entsprechender Prachtbau aufgeführt wird. Leider tauchten aus diesem Anlasse auch wieder alte häßliche Geschichten auf; man fand es sonderbar, daß die von Herrn von Holleben gekaufte Botschaft sich nach kaum zehn Jahren als unzulänglich erweisen sollte; man erinnerte sich des von Herrn von Holleben gezahlten Kaufpreises und erging sich in allerhand für den Vorgänger Herrn von Sternburgs nicht sehr schmeichelhaften Kommentaren.

XXI.

Die Breffe in Deutschland und Amerika fieht alles burch die Berliner Brille. - Melville E. Stone mit fürftlichen Ehren vom Raifer empfangen. - Der Deutsche Generalpostmeister gemährt ben Depeschen ber "A. P." Prioritat vor allen andern Telegrammen. - Die "R. D. Staats-Beitung" eine eifrige Agentin für beutiche Intereffen. - Erftaunliche Außerung herrn b. hollebens über bie Reden bes Raifers. - Erfährt bas Bublitum in Deutschland und Amerika die Bahrheit? - Trauriger Niedergang beutich-ameritanischen Breffe. - Meine Experimente mit ben Deutschen von Albang, R. D. - überall diefelbe Indiffereng. - Nachdrud und Blatteninduftrie. - Die Rolle bes Deutschen in ber Bolitit. - Sit er unguverläffig und fauflich? - Berfonliche Freiheit und Lagerbier. - 3ch helfe Bürgermeifter Mc. Clellan mahlen. - Unterftugung ber "R. D. Staats-Zeitung" bringt politischen Ranbibate n Unglud. - Georg v. Stal als Redner. - 3mei Geelen wohnen, ach, in feiner Bruft!

Herr von Holleben war zwar gegangen, aber die Holleberei, wie sie von einigen deutsch-amerikanischen Zeitungen genannt wurde, war geblieben: das Spstem der Täuschung und Fresührung der öffentlichen Meinung in Deutschland und Amerika. Herr von Sternburg gab sich auch in dieser Hinsicht redliche Mühe, in die Schuhe seines Vorgängers zu treten und mit Beihilse so hervorragender Spezialisten der Presse, wie es Melville E. Stone und Prosessor Hugo Münsterberg sind, gelang ihm sein Streben vortresslich. Man wolle stets im Luge

behalten, daß das deutsche sowohl wie das amerikanische Volk heute von einander fast ebensowenig wie vor hundert Jahren wissen und ausschließlich auf die Meldungen der großen Telegraphenbureaus angewiesen sind, die ihre Nachrichten in höchst homöopathischen Dosen abgeben. So wie die Telegraphen= bureaus die Dinge sehen und darüber berichten, so sehen auch die deutschen und amerikanischen Zeitungsleser sie, woraus sich ergibt, daß, wer die Depeschenbureaus kontrolliert, in der Lage ist, die öffentliche Meinung in beiden Hemisphären nach Belieben, je nach den Erfordernissen der Lage, zu belehren oder irrezuführen. Zwei große Depeschenbureaus versorgen in den Vereinigten Staaten die Zeitungen mit Nachrichten aus Deutschland, die "Associated Press" und das mit der "Sun" in Verbindung stehende "Laffan=Bureau". Herr Melville E. Stone, der in erster und letzter Reihe ein genialer Geschäftsmann ist, erkannte, welch' unbegrenzte Möglichkeiten sich ihm eröffneten, wenn er dem Wunsche der Deutschen Regierung, daß das amerikanische Volk die deutsche Amerika-Politik durch eine deutsche Brille betrachten möge, Rechnung trug, und das geschäftliche Interesse war für ihn maßgebend.

Es Iohnt esich besser, der Freund des Deutschen Reiches als dessen Feind zu sein, und Herr Melville E. Stone, der die Ausweisung Wolf von Schierbrands aus Berlin als etwas Selbstverständliches hingenommen, der in der verschwiegenen Kajüte der Kaiserhacht "Hohenzollern" mit Prosessor Mönsterberg und Direktor Mantler vom Wolfsschen Bureau konsteriet, der durch die Veranstaltung eines Banketts Herrn von Sternburg mit den leitenden Redakteuren des Landes in persönliche Berührung gebracht und ihn deren Wohlwollen empsohlen hatte — der geniale Geschäftsmann Melville E. Stone unternahm eine Geschäftsreise nach Berlin, wo er mit fürstlichen Ehren ausgenommen und vom Kaiser in einer Privataudienz empfangen wurde, über die er einem amerisfanischen Blatte den solgenden interessanten Bericht sandte:

"Der Raifer ftand bei einem Ramin im Sintergrunde bes Zimmers, und um ihn herum ftanden bie Raiferin, Bring Beinrich, Bringeß Frene, Bring Gitel und Bring Leopold. Es war sonst Niemand im Zimmer. Ich wurde bem Raifer vorgeftellt. Er begrüßte mich höchft kordial, fprach auf Englisch über meine Berliner Miffion und brückte fein Vergnügen über die Aussicht aus, daß das amerikanische Bolt im Stande fein wurde, Deutschland durch amerikanische Mugen zu feben. Freimütig und in langerer Rebe führte er aus, daß er eine bergliche Zuneigung für unfer Bolk bege und daß er die notwendigen Befehle erteilen murbe, um der "Associated Press" zu einer zufriedenstellenben Bosition in Deutschland zu verhelfen. Schlieflich wandte er sich an Pring Beinrich mit den Worten: "Sier ift ein Berr, den du kennst'. Der Bring stand neben ihm. begrüßte mich und fügte binzu: ,Ich möchte gern, daß Sie auch meine Frau kennen lernen! "Er stellte mich barauf der Prinzessin Frene vor. Sie war recht herzlich, sprach von ihren englischen Vorfahren und dem Entzuden, das fie empfände, wenn sie Jemand trafe, der ihre Muttersprache spräche. Mittlerweile hatten sich verschiedene hundert Bersonen, die auf eine Audienz warteten, in dem Borgimmer eingefunden. Der Hofmarschall näherte sich mir und fagte, daß die Raiserin jest bereit sei, mich zu empfangen. war fehr gnädig und fagte: "Ich hoffe, daß Sie fich amufieren werden; Sie find willtommen und wir möchten, daß Sie davon überzeugt find.".

Die Einzelheiten hinsichtlich der schnellsten Beförderung der Telegramme wurden mit dem Generalpostmeister absgemacht. Auf einen Borschlag des Herrn Melville Stone wurde die Bereinbarung getroffen, daß die Anbringung eines kleienen roten Etiketts mit dem Aufdruck "Ameerika" auf einem Depeschenformular der

Meldung im ganzen Deutschen Reich die Priorität vor allen andern Depeschen sichern würde.

Die Telegramme des deutschen Publikums müssen also warten, damit die der amerikanischen "Associated Press" vor ihnen befördert werden. Es dürfte dem General-Postemeister, meine ich, einigermaßen schwer fallen, im Neichsetage diese außerordentliche Begünstigung einer ausländischen Gesellschaft auf Kosten der deutschen Steuerzahler zu rechtsertigen!

Nach der "Associated Press" galt es, auch die Haltung von "Laffans Depeschenbureau", das ich schon früher wiederholt erwähnt habe, in deutschfreundlichem Sinne zu beeinflussen. Zu diesem Zwecke wurde die "New Yorker Staats-Zeitung" mobilisiert, welche am Tage der Absahrt des Prinzen Heinrich von Amerika ihren Lesern an hervorragender Stelle mitteilte, daß sie, geleitet von dem Wunsche, den Nachrichtendienst des Blattes immer mehr zu vervollkommnen, ein Abkommen mit "Laffans Bureau" getroffen hätte, auf Grund dessen sie fernerhin auch die "Laffan"-Depeschen bringen würde. Diese Ankündigung kam für die Nichteingeweihten überraschend, da die "Staats-Zeitung" ja bereits die "Associated Press"-Depeschen bezog und außerdem täglich einen Kabelbrief aus Berlin empfing. die reichsten anglo-amerikanischen Blätter des Landes dachten nicht daran, sich den Luxus einer Verbindung mit beiden großen rivalisierenden Depeschenbureaus zu gleicher Zeit zu gönnen. Nur — die deutsche "Staats-Reitung" war eine glückliche Ausnahme von der Regel!

Unter all' den Berichterstattern, die mich an dem denkwürdigen 12. März besuchten, besand sich auch der Vertreter der von Herrn Laffan herausgegebenen "New York Sun". Er sagte mir: "Ich habe nicht den Austrag, mich über die Wahrheit Ihrer Aussagen zu erkundigen — denn wir wissen, daß sie wahr sind, — sondern ich habe Sie nur zu fragen, ob Sie diese Aussagen wirklich gemacht haben. Wir können Ihre Sache leider nicht aufnehmen und für Sie eintreten, da wir seit einigen Tagen plöglich gute Freunde des Deutsschen Reiches geworden sind. Ich wundere mich," so fügte er hinzu, "daß sich kein Deutscher gefunden hat, der den Mut gehabt hätte, die Staatsmänner in Berlin auf die gebieterische Notwendigkeit einer Untersuchung Ihrer Angelegenheit aufmerksam zu machen. Wir von der "Sun" wissen ja, welche Dienste Sie der Sache Ihrer Regierung in Washington und New Nork erwiesen haben."

Die dritte große Agentur für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten bezüglich der Politik des Deutschen Reiches ist die "New Yorker Staats-Reitung," welche nach dem Muster einiger größerer anglo-amerikanischen Blätter ihre Kabeldepeschen an englische und deutsche Zeitungen im Lande weiterverkauft. "Die Base von Tryan-Row", wie sie von ihren Zeitgenossinnen genannt wird, blickt auf merkwürdige Wandlungen zurück. Der alte Diwald Ottendorfer konnte sich als geborener Österreicher und tätiger Teilnehmer an der Revolution von 1848 nicht sehr für Berliner Politik erwärmen, namentlich nicht nach der Entlassung Bismarcks, und es bedurfte erst der vermittelnden Einwirkung des über die Kissinger Uffare des New Yorker Großkaufmanns Stern zu Fall gekommenen Deutschen Generalkonsuls Feigl, um Wandel zu schaffen. "Herr Ottendorfer und ich dinierten eines Abends im deutschen Alub unter vier Augen," so erzählte mir Herr Feigl selbst, "und ich benutte die Gelegenheit, um ihn vom geschäftlichen Standpunkte aus auf das Kurzsichtige einer Politik aufmerksam zu machen, die sich in gehässigen Angriffen auf die Person des Kaisers und das Reich gefiel. Herr Ottendorfer sah die Logik meiner Ausführungen ein und gelobte Besserung, die er auch treulich gehalten hat, wenn dann und wann auch unfreundliche Seitensprünge einzelner Redakteure vorgekommen sind, für die er wohl kaum verantwortlich war."

Diese "Seitensprünge einzelner Redakteure" nahmen ganz bedenklich zu, als Herr von Holleben Botschafter in Washington war und richteten sich namentlich gegen die kaisserlichen Reden, die meist undarmherzig zerpflückt wurden. Herr von Holleben und der frühere Chef-Redakteur der "New Yorker Staats-Zeitung", Paul Loeser, waren gute Freunde und erwiesen einander manche kleine Gefälligkeiten, die ja bekanntlich die Freundschaft erhalten. Als die Angrisse auf den Kaiser in der "Staats-Zeitung" gar nicht aufhören wollten, erschien Herr von Holleben eines Tages im Privatzimmer Paul Loesers im vierten Stocke des "Staats-Zeitungs-Gebäudes" und gebrauchte in der Highe des Wortgessechts ein Argument, wie es wohl noch nie zuvor dem Munde eines — Kaiserlich Deutschen Botschafters entslohen war. Er sagte:

"Wir beide, lieber Loeser, Sie und ich, wissen, daß der Kaiser oft manche Außerung tut, die besser ungesprochen bliebe, (der Botschafter gebrauchte hier einen anderen Ausdruck, den ich aber mit Kücksicht auf das Preßgesetz nicht wiederholen kann) aber hat es irgendwelchen moralischen Zweck, daß auch Ihre Leser dies wissen und immer wieder durch Ihr Blatt daran erinnert werden?"

Paul Loeser lachte und die Angriffe auf den Kaiser hörten auf.

Alls Herr Bernhard Ridder im Jahre 1906 zum Besuch in Deutschland weilte, hatte er die Ehre, von dem amerikanischen Botschafter Charlemagne Tower dem Kaiser in Wilhelmshöhe bei Kassel vorgestellt und zur kaiserlichen Tasel eingeladen zu werden. "Der kommandierende General der deutsch-amerikanischen Presse", welcher, nebenbei bemerkt, der beutschen Sprache in Wort und Schrift nur ungenügend mächtig ist, trug dafür Sorge, daß sein Name während seines Aufenthaltes in Deutschland "Ritter" geschrieben wurde.

Eines so großen Apparates, wie in den Bereinigten Staaten, wo "Associated Press", "Laffan" und "New- Jorker Staats-Zeitung" vereint in deutsch-freundlichem Sinne wirken und ängstlich bedacht sind, keine Deutschland unfreundliche Nachricht passieren zu lassen, bedurfte es im Deutschen Reiche natürlich nicht, wo die gesamte Presse ihre Nachrichten aus Amerika durch das Wolffers und Auswärtigen Umtes kein Wort durchgehen läßt, das seinen Auftraggebern unangenehm oder unbequem sein könnte.

Die Wahrheit über die Vorgänge im Deutschen Reich und Amerika wie über die beiderseitigen Beziehungen dieser Länsderzu erfahren, ist unter den geschilderten Umständen ein Ding der Unmöglichkeit. Höchst fraglich erscheint es aber, ob die Deutsche Regierung sich im "Ernstsalle" auf ihre publizistischen Anwälte verlassen könnte. Nach der Lehre vom 12. März 1902, an welchem Tage die beiden allmächtigen General-Direktoren der "Associated Press" und des "Wolffichen Bureaus" die deutsche Botschaft vollständig im Stich ließen, möchte ich diese Frage unbedingt verneinen.

Einige Worte über die deutsch-amerikanische Presse und ihre Bedeutung im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten dürften hier wohl am Plaze sein. Sie besindet sich, wie ich mit Bedauern feststelle, in einem traurigen Zustande unaufhaltsamen Niederganges. Sie sieht sich von der rührigen anglo-amerikanischen Presse in jeder Hinsicht übersstügelt und stirbt, insolge Abonnentenschwundes, eines langsamen aber sicheren Todes. Wenn ich von einigen größeren Städten absehe, wo noch deutsche Blätter mit allen Zeichen

äußerer Prosperität erscheinen, obwohl bereits den Todessteim in sich tragend, so wiederholt sich derselbe traurige Borgang überall. Der Zunahme des Wohlstandes im Deutsschen Reiche entsprechend, hat die einst so starke deutsche Ausswanderung nachgelassen, die alten eingewanderten Deutschen sterben aus und die zweite Generation denkt und fühlt in ihrer überwiegenden Mehrheit amerikanisch. Die in Amerika geborenen Deutschen, welche die Volksschulen besucht haben, können und wollen nicht deutsch lesen oder sprechen und wenden sich daher von einer Presse ab, die in einer für sie fremden Sprache erscheint.

Es ist kaum glaublich, wie wenig der Deutsche in Amerika für deutsche Presse und deutsche Literatur übrig hat. Aus meiner eigenen Praxis will ich ein thpisches Beispiel erzählen, das ganze Bände spricht: Ich war in Abanh, der Hauptstadt des Staates New York, deren deutsche Einwohnerzahl auf etwa 30,000 geschätt wird, zeitweilig Besitzer und Herausgeber des seit 1850 dort erscheinenden täglichen deutschen "Herold". Als ich das Blatt übernahm, wollte ich die außerordentlich zusammengeschmolzene Abonnentenliste zu vergrößern versuchen, indem ich für die Zuführung neuer Leser wertvolle Preise aussetzte. Zu meinem Erstaunen gewann das Blatt durch dieses Angebot auch nicht einen einzigen Leser. Um das mich befremdende Rätsel zu lösen, und der Sache ganz auf den Grund zu gehen, verfaßte ich eine große, in die Augen fallende Anzeige mit beigefügtem Beftellschein, in der ich Jedermann, der dem Blatte einen neuen Leser selbst nur für die Dauer einer Woche zum Preise von 10 Cents (40 Pfg.) zuführte, vollständig unentgeltlich ein schönes, elegant gebundenes Exemplar des so überaus praktischen Rürschnerschen Konversationslerikons in einem Bande versprach, bessen sonstiger Anschaffungspreis einen Dollar (4 Mk.) betrug. Ich kan nicht in die Verlegenheit, auch nur eine einzige dieser wirklich prächtigen Prämien zu verschenken,

da dem Blatte auch nicht ein neuer Abonnent zugeführt wurde.

Ich war noch nicht befriedigt und beschloß, noch weiter zu gehen. Von dem früheren Inhaber des Blattes hatte ich eine große Anzahl Bilder der Deutschen Kaisersamilie übernommen, die in einem passenden Rahmen einen wirklich geställigen Zimmerschmuck darstellten. Ich versaßte eine neue Anzeige, größer als alle vorangegangenen, und erbot mich darin, jedem Leser, der deswegen in der Expedition vorsprechen würde, ein Exemplar dieses Kunstblattes vollständig unentzgeltlich zum Geschenk zu machen. Wiederum war mir dieselbe Ersahrung beschieden — es wurde auch nicht ein Bildabgeholt.

Dieselbe strässliche Indisserenz der Deutschen in Amerika gegen ihre Presse ist fast in jeder größeren oder kleineren Stadt des Landes wahrzunehmen. In den Großstädten, die einst zwei, drei oder noch mehr rivalisierende deutsche Tageszeitungen zu erhalten vermochten, müssen sich diese, wenn sie überhaupt am Leben bleiben wollen, miteinander verschmelzen. Das war in den drei deutschesten Großstädten der Union, in Milwaukee, Chicago und St. Louis der Fall, das geschah in Cleveland, Pittsburg, San Francisco und noch vielen, vielen anderen Städten.*)

^{*)} Ein alter beutsch-amerikanischer Journalist, Lyser, gewann im Westen ber Vereinigten Staaten dieselben Gindrude, wie ich im Often und faßte sie bei seinem Begziehen von Jowa City nach einem anderen Wirkungskreise in das folgende Gedicht zusammen:

Zwei Jahre fast hab' ich mir Müh' gegeben, Die Schläfer all' zu rütteln aus dem Traum, Doch hätt' ich ein zehnmal zäh'res Leben, Bei diesen Rip Van Winklern könnt' ich's kaum! Schnarcht weiter nun, es wär so schön gewesen, Ich packte aus, nun pack' ich wieder ein, Beil ich ein bessers Feld mir jest erlesen, Schnarcht immer sort, hier hat's nicht sollen sein!

Auch von den jett noch bestehenden deutschen Blättern würde sich die überwiegende Mehrheit nicht behaupten können, wenn sie nicht durch die sogenannten Plattenfabriken in den Stand gesetht würde, Seperlöhne und Schriftstellerhonorare zu ersparen. Diese Plattenfabriken wiederum eristieren nur von dem gewerbsmäßigen Nachdruck der in Deutschland und Österreich erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften, deren Inhalt sie setzen, in Platten gießen und zu einem überaus niedrigen Preise an ihre Abnehmer verschicken. Zeitungen, die sich selbst achten, sollten sich eigentlich diesen Plattenfabriken fernhalten, aber wenn selbst eine Zeitung wie die in St. Louis erscheinende "Westliche Post" es nicht verschmäht, ihre Leser tagtäglich mit Plattenliteratur zu regulieren, so kann man den kleineren und ärmeren Blättern, die einen harten Kampf um die Eristenz zu führen haben, füglich keinen Vorwurf daraus machen.

Von allen deutschen Zeitungen in Amerika behauptet die "New Yorker Staats-Zeitung" die einzige zu sein, welche Honorare für den Abdruck belletristischer Literatur zahlt. Diese Honorare sind aber mehr als bescheiden und werden auch nur dann gezahlt, wenn der Autor in die Veröffentlischung seines Werkes in Amerika vor dem Erscheinen in Deutschsland willigt.

Der schwere Existenzkampf der deutschen Blätter in Amerika verurteilt sie nur zu oft, die Rolle eines politischen Hausknechtes zu spielen, der beiden Parteien die schmutzissten Handlangerdienste leistet und froh ist, wenn ihm von der übelriechenden Beute ein Knochen zugeworfen wird, den sonst Niemand mag. "Mes verstehen ist alles verzeihen," und man sollte daher den armen deutschen Journalisten in Amerika, ohne dessen tragischen Heldenkampf die deutsche Sprache im Lande des Dollars schon längst ausgestorben wäre, nicht verachten und nicht verdammen, sondern ihm tieses, aufrichtiges Mitgesühl widmen. Wenn, wie es nur zu

oft vorkommt, eine deutsche Zeitung einmal mit unbedruckten weißen Innenseiten erscheint, so lacht das liebe Publikum und sagt: "Da hat der verd Drucker wieder nicht die Platten zählen können," aber es ahnt nicht, welchen harten Kampf der arme Zeitungsmann täglich zu bestehen hat.

Politische Überzeugungstreue darf man von den deutschen Blättern, die um ihre Existenz zu ringen haben, füglich nicht erwarten. Wenn die Zeit der politischen Wahlen herannaht, sigen sie meist auf der "Fenz", wie der Umerikaner sagt, d. h. mit dem einen Bein im republikanischen, mit dem anderen im demokratischen Lager und harren der Dinge, die da kommen sollen. Die Politik ist in Amerika eben ein Geschäft, das etwas einbringen soll, und der deutsch-amerikanische Zeitungsherausgeber, der in dem einen Jahre für die demokratische, und im nächsten Jahre für die republikanische Partei herauskommt, ift sich gar nicht einmal des Schändlichen seiner Handlungsweise bewußt. Würde man ihn deswegen zur Rede stellen, so exhielte man von ihm, wie von jenem Kongrefinitgliede, das der Korruption beschuldigt wurde, höchstens zur Antwort, daß er nicht zu seinem Vergnügen in der Politik sei!

Der allmächtige Dollar ist das goldene Kalb, vor dem ganz Amerika, ob hoch, ob gering, anbetend die Knie beugt. Auch die großen und größten deutschen Blätter sind gezwungen, um ihre sührende Stellung zu behaupten, die Jagd nach dem Dollar mitzumachen und dürfen dabei vor keinem Hindernis zurückschrecken. Die anglozamerikanischen Blätter mögen sich noch den Luzus einer politischen Überzeugung gestatten, — die deutschzamerikanischen kresse ist man nur allzusehr geneigt, einen Kückschluß auf die deutschzamerikanischen Bevölkerung im Allgemeinen zu ziehen, und das ersklärt, weshalb die Deutsch-Amerikaner von beiden Parteien nur als Stimmvieh eingeschätzt werden und keine Kolle im

politischen Leben spielen, oder bisher zu spielen vers mochten.

MI ich mich vor einigen Jahren mit einem politischen Führer New Yorks über die allgemeine Lage unterhielt, gestand er mir mit chnischer Offenheit, daß das deutsche Element ihm und seinen Freunden keine Besorgnisse einflößte, da sie seiner absolut sicher wären; "wenn wir vier Wochen vor der Wahl ansangen," so fügte er hinzu, "so können wir alle deutschen Stimmen kaufen, die wir haben wollen."

Eine unschöne Rolle spielt die "New Yorker Staats-Zeitung" in den parteipolitischen Kämpfen. Sie ist in den Augen der Anglo-Amerikaner noch immer "das" deutsche Blatt, die große "Staats", obwohl ihre Abonnentenzahl länast nicht mehr die ihr beigemessene Bedeutung rechtsertigt. Wer die Unterstützung der deutschen Stimmgeber haben will, glauben die anglo-amerikanischen Politiker, muß sich des guten Willens der "Staats-Reitung" versichern. Aber die Erfahrungen der letten Jahre haben bewiesen, daß diese Regel längst nicht mehr zutrifft. Das Unglück der "New Yorker Staats-Zeitung" in Wahlangelegenheiten ist bereits sprichwörtlich geworden, so daß es als gutes Omen gilt, von ihr bekämpft zu werden. Ms der jetige Mayor von New York, George B. Mc. Clellan, zum ersten Mal für das Amt aufgestellt wurde, gab es im ganzen deutschen Sprachschat kein Schimpf- und Schmähwort, das beleidigend genug gewesen wäre, um die Berachtung der "New Yorker Staats-Reitung" für den charakterlosen Tammany=Randidaten auszudrücken. Er gewann mit einer der größten Mehrheiten, die je einem New Porker Stadtoberhaupte beschieden waren, und Seine Ehren, Mayor Seth Low, für den sich die "Staats-Zeitung" mit Feuereiser eingesetzt hatte, erfuhr an seinem eigenen Leibe, was die Freundschaft der "Staats" zu bedeuten hat. Bei der nächsten städtischen Wahl erklärte die "New Norker Staats-Zeitung", (beren Grundstück und Haus von der Stadt

angekauft werden sollte) Mayor George B. Mc Clellan für den besten Bürgermeister, den New York je gehabt hätte, und nannte Zeden einen Verräter, der diese Meinung nicht teilte. Die Freundschaft der "Staats-Zeitung" brachte Herrn Mc Clellan Unglück, da seine Mehrheit auf wenige hundert Stimmen zusammenschmolz, die obendrein noch von seinem Gegner He ar st bestritten wurden, denn dieser, der den Sieg für sich in Anspruch nahm, vermochte den Nachweiß zu erbringen, daß eine bekannte Tammanh-Druckerei nach Absschluß der Wahl noch die ganze Nacht Stimmzettel gedruckt hatte, um das für Mc Clellan ungünstige Ergebnis zu "korrisgieren."

Noch trauriger erging es bei der letzten Präsidentschaftswahl dem von der "New Yorker Staats-Zeitung" unterstützten demokratischen Kandidaten, Richter Alton B. Parker. Nachdem das deutsche Blatt noch zwei Tage vor der Wahl erklärt hatte, daß das Land ihn mit einer überwältigenden Mehrheit in das Weiße Haus in Washington senden und jeder gute Deutsche seine Stimme für ihn abgeben würde, sand gerade das Gegenteil statt und Herr Alton B. Parker verschwand ruhmlos von der politischen Schaubühne der Republik.

Es war bei der letzten Präsidentschaftskampagne, als die leitenden Geister des New Yorker Deutschtums besonders hart auseinanderplatzten. Karl Schurz, der greise Uchtundvierziger, dessen politische Aussprüche man in deutschen Kreisen auf beiden Seiten des Dzeans als unsehlbares Orakel
zu betrachten sich angewöhnt hatte, erließ ein langes Manisest gegen Roosevelt, dem er den Charakter eines Chamberlain beimaß und den er beschuldigte, bei allen seinen Handlungen in erster Keihe auf seinen persönlichen Vorteil bedacht
zu sein. Im Lager der deutschen Rooseveltianer rief dieser
Brief ungeheure Entrüstung hervor, und Arthur von
Briesen, ein angesehener New Yorker Anwalt, den

Roosevelt einen "deutschen Musterbürger" genannt hat, antwortete in einem Schreiben, welches Schurz's politische Tätigfeit kritisch unter die Lupe nahm, ihn der politischen Undeständigkeit bezichtete und in dürren Worten erklärte, daß
Schurz seine Dienste immer von einer entsprechenden Bezahlung abhängig gemacht habe. Es wurde zu jener Zeit
auch sestgestellt, daß Schurz's Sohn, ein blutjunger Unwalt,
sich nicht entblödet hatte, als juristischer Berater einer Wohltätigkeitsgesellschaft, des deutschen "Kechtsschußvereins", aus
den zum Besten armer Deutschen gesammelten Mitteln ein
Jahresgehalt von 6000 Dollars (24000 Mark) in seine Tasche
zu stecken. Die Polemik nahm auf beiden Seiten sehr leidenschaftliche Formen an, wobei Karl Schurz nicht zum Besten
abschnitt.

Zum Ansehen des Deutschtums in den anglo-amerikanischen Kreisen der Bevölkerung trugen solche Vorgänge nicht bei.

Daß die Deutschen in Amerika in politischen Dingen indifferent und sau sind, ist eine unbestreitbare Tatsache, die beide große Parteien zu ihrem Nuten auszubeuten suchen. Der echte "Furor teutonicus" des Deutsch-Amerikaners entbrennt nur, wenn man ihm sein Heiligstes, sein Bier, anzutasten wagt. Dann wird er wild wie ein Berserker, und führt an der Wahlurne die Niederlage eines jeden Kandidaten herbei, in dem er einen Feind der persönlichen Freiheit wittert, d. h. der Freiheit, soviel, solange, so oft und auch am Sonntage Bier zu trinken, wie es ihm beliebt. Weil unter dem republikanischen Bürgermeister Seth Low die deutschen Wirte in New York drangsaliert wurden, fiel Herr Low, als er sich zum zweiten Mal um das Amt bewarb, mit Pauken und Trompeten durch, und der Tammann-Tiger, der, in Berletung der bestehenden noch aus der Zeit der Vilgerväter datierenden Gesetze, den Deutschen gestattete, auch am Sonntag ihren Bierdurst zu stillen und selbst nach der Polizeistunde noch ein Töpschen zu genießen, brachte seine ganze Liste mit Hilfe der deutschen Biertrinker durch.

Ich darf mir das mehr als zweiselhaste Verdienst beismessen, auf das ich in keiner Weise stolz din, den Tammanh-Mahor, George B. Mc Clellan, in sein Amt gedracht zu haben, indem ich kurz vor den Wahltagen eine sogenannte "Kampagne-Zeitung" in deutscher Sprache herausdrachte, und darin den solgenden, von mir geschriedenen Artikel aufnahm, der an die heiligsten Gesühle aller deutschen Biertrinker appellierte und die noch Unentschlossenen, Wankelmütigen unter ihnen, die Bedenken trugen, einem Tammanns-Kandidaten ihre Stimme zu geben, veranlaste, mit sliesgenden Fahnen in das Mc Clellanlager überzugehen. As ein kurioser Beitrag zu den amerikanischen Wahlmachenschaften und als ein Beweis dessen, was man dem deutschsamerikanischen Stimmgeber bieten kann und was sich dieser bieten läßt, sei der Artikel hier wiedergegeben:

Un die Deutschen von Rem-Port.

Die heiligsten Interessen bes Deutschtums stehen bei ber Wahl am 3. November auf dem Spiel. Überlegt da= rum wohl, wem Ihr Eure Stimme gebt!

Zwei Kandidaten um das Bürgermeisteramt bewerben sich um Eure Stimmen — der eine, der Kandidat der demokratischen Partei, Oberst George B. McClellan, der andere, der republikanische "Fusions"=Kandidat, Seth Low, unser derzeitiger "Resorm"=Mayor.

Es sollte Guch nicht schwer fallen, Gure Entscheidung zwischen ben beiden Männern zu treffen!

Es find nun bald zwei Jahre, daß Ihr das Opfer einer planmäßigen Verfolgung seid, wie sie in der Geschichte der Stadt New-York noch nicht da war. Wir wollen nicht näher auf die wenig ehrenwerten Umstände, auf die uner-

hörte Kampagne von Lug und Trug eingehen, die dem jetzigen Mahor und der "Fusion" zum Siege verhalfen, aber wir wollen Euch an die Versprechungen erinnern, die gerade Euch von diesem Manne erteilt und auf das Schamsloseste gebrochen worden sind.

Gebenkt, wie sich Seth Low vor seiner Wahl als Anshänger einer freien aufgeklärten Weltanschauung und als Euer ganz besonderer teurer Freund aufspielte, wie er Euch eine liberale Auslegung des Accisegesetes versprach, wie er sein Wort verpfändete, Euren harmlosen Sonntagsbelustigungen und Vereinsunterhaltungen seine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Erinnert Euch, wie er das tiesste Insteresse für deutsche Sprache, Art und Sitte heuchelte und wie er Euch eine "parteilose", mustergültige, städtische Verwaltung zu geben versprach!

Ihr Alle wißt, wie dieser Ehrenmann sein Wort ge= halten hat!

Ihr Alle wißt, wie eine Aera der ärgsten polizeilichen Wilkür und Maßregelung über Euch hereinbrach, wie sie nicht so schlimm im dunkelsten Sibirien zu sinden ist; Ihr Alle wißt, wie die Deutschen für vogelsrei erklärt und wie Ieder zum Verdrecher gestempelt wurde, der am Sonntag nach guter deutscher Sitte sein Glaß Bier zu trinken sich untersing; wie die deutschen Wirte geschädigt und gedrandschaft und die Unterhaltungen deutscher Vereine von der Polizei rüchsichtsloser als die fragwürdigen "Tenderloin"= Belustigungen unterdrückt wurden. Ihr Alle wißt, wie Mayor Low es ablehnte, die Delegationen deutscher Vereine zu empfangen und seine Hand zur Verkürzung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen bot, den ungekürzt zu erhalten er sich seierlich verpslichtet hatte!

Ihr wundert Euch über die Unsicherheit auf den Straßen und Plätzen der Stadt, in denen Raub, Mord und Todschlag an der Tagesordnung sind? Und doch ift

die Erklärung so einfach: Die "reformierte" Polizei unter der Leitung des ehrenwerten, wenn auch stark anrüchigen "Asphalt"-Generals Greene hat ja keine Zeit, sich um das Berbrechergefindel der Stadt zu kümmern, da sie auf die ehr= lichen Leute achtgeben, da sie die Deutschen versolgen muß.

Ist noch Einer unter Euch, ber nicht weiß, wem er am 3. November seine Stimme geben soll?

Bebenkt, daß wenn Ihr Eure Hand bötet, "Ehren"s Low zu einem zweiten Termin als Bürgermeister der Stadt NewsYork zu verhelsen, die Verantwortung für die Folgen einzig und allein Euch selbst, und Niemand anders treffen wird. Ihr würdet ja durch seine Wiederwahl seine ganze bisherige Verwaltung rechtsertigen, und ihn zu neuen, noch unerhörteren schamloseren Versolgungen anspornen. Hat er Euch in seinem ersten Termin mit Geißeln gepeinigt, so würde er Euch in seinem zweiten mit Storpionen züchtigen und Euch den lehten Rest Eurer persönlichen Freiheiten rauben.

Bebenkt wohl, was Ihr tut! Euer Weg ist Euch klar vorgezeichnet. Denkt und fühlt Ihr als Deutsche, so handelt auch als Deutsche, eingedenk der Mahnung Eures unsterbelichen Landsmannes, der in bewegter Zeit von der Tribüne des deutschen Reichstags hinaus in die Welt rief: "Wir Deutsche fürchten Gott und sonst Nichts in der Welt." Deutsche Mitbürger! Zeigt, daß Ihr dieses Spruches einzedenk seid und die republikanisch-sussinistische "Resorm"= Verwaltung, die mit Füßen auf Euch tritt, nicht fürchtet, indem Ihr sie und ihre ganzen Anhängsel am 3. November zum Teusel jagt.

Deutsche! Unser logischer Kandidat ist George B. McClellan.

Hoch die deutsche Einigkeit und nieder mit allen Feinden der deutschen Sache!!

In derselben Nummer dieser "Kampagne-Zeitung" nahm ich auch Veranlassung, auf "Hermann Ridder und

die New Yorker Staats-Zeitung" und die bei der Wahl von diesen beobachtete eigentümliche Haltung näher einzugehen. Ich schrieb damals (Okt. 1903):

Die eigenartige politische Konstellation hat unsere versehrte Zeitgenossin, die "New Yorker Staats-Zeitung", und ihren Herausgeber, Hermann Ridder, in eine höchst schiefe Lage versetzt, in der sie die gewagtesten Seiltänzerkunststücken aufführen müssen, um nicht die Balance zu verslieren.

Bor kaum zwei Monaten erklärte Herr Kidder auf das Entschiedenste, daß Low unter keinen Umständen zum zweiten Mal als Mayor von New-York gewählt werden dürse. In einer vom "Brooklyn Eagle" wiedergegebenen Unterredung mit Senator Platt äußerte sich Herr Ridder über Mayor Low in einer Weise, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Kaum zwei Monate nach bieser Außerung bementiert Herr Hermann Ribber, der ein Demokrat sein will, sich selbst, indem er in der "Staats-Zeitung", die ein demokratisches Blatt zu sein vorgibt, für die Wiederwahl des republikanischen "Resorm"-Mayors eintritt, von dem er selbst behauptet hat, daß er die Stadt New York bei den nächstziährigen Rational= und Staatswahlen den Republikanern ausliesern wolle!

Es fällt zuweilen wirklich schwer, keine Satire zu schreiben.

Die in den letzten Jahren von der "Staats-Zeitung" eingenommene politische Haltung ist, milde ausgedrückt, merk-würdig. Wie warf sie sich vor zwei Jahren in die Brust, als es galt, das Tammany-Ticket zu bekämpfen, und doch vermochte sie es mit ihrer Überzeugungstreue zu vereindaren, es schon im nächsten Jahre wieder zu unterstützen, als sich ein — Schwager des Herrn Ridder, Richter Amend, auf ihm besand; und jetzt abermals ein Umfall!

Die politische Haltung der "New Yorker Staats-Zeitung" ist ein Nätsel, an bessen Lösung sich die eigenen Redakteure wahrscheinlich die gelehrten Köpse zerbrechen würden. Wir selbst wagen uns nicht an das Problem heran, wollen aber bei dem allgemeinen Juteresse, das ihm entgegengebracht wird, ein Übriges tun, um es ergründen zu helsen, indem wir allen glücklichen Lösern ein Freiezemplar dieses Blattes auf die Dauer eines Jahres zuzusenden versprechen.

Genau zwei Jahre später setzte die "New Yorker StaatsZeitung" ihren ganzen Einfluß an die Wiederwahl des zwei
Jahre vorher von ihr so bitter bekämpsten George B. Mc Clellan,
über deren kläglichen Ausgang ich bereits berichtete. Wieder
einmal war die politische Impotenz und Unzuverlässigkeit
der "Staats-Zeitung" schlagend demonstriert; aber was tats?
Hermann Ridder und sein Chefredakteur Georg von Skal
hatten sich ja vor der Wahl weitgehende Garantien geben
lassen. Die städtische Anzeigenpatronage ist auch etwas wert,
und Herr von Skal erhielt ein städtisches Amt, mit dem ein
jährliches Einkommen von 20.000 Mark verbunden ist und
das keinerlei Ansprüche an seine Arbeitskraft stellt.

Mit Befremben habe ich gesehen, daß reichsdeutsche Zeistungen ersten Ranges politische Berichte aus der Feder Herrn von Stals veröffentlicht haben. Herr von Stal darf keineswegs als Autorität über amerikanische Berhältnisse angesehen werden. Er ist ein journalistischer Condottieri, wie ihn Herr Hermann Ridder, der mit der deutschen Sprache auf ständigem Kriegssuße steht, für seine Zwecke gebrauchen kann und der gerade das tut, was man von ihm verlangt. Dasür nur ein Beispiel: Als die Benezuela-Arisis sich bedenklich zugespitzt hatte und die leitenden amerikanischen Kreise ernstlich die Frage erörterten, wie sich die deutsche Bevölkerung Amerikas in einem Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschsland verhalten würde, war Herr von Skal der Festredner

auf einem Bankette der patriotischen, aus Nachkommen der Revolutionshelden bestehenden "Society of the Genesee". Unter dem stürmischen Beisall der Anwesenden erklärte er, daß die Deutschen in Amerika unter allen Umständen dem Lande ihrer Bahl treu bleiben würden, getreu bis in den Tod — und in der Stunde der Gesahr als die Ersten zur Wasse greisen würden, um ihr neues Vaterland zu verteidigen, wer immer auch der Angreiser sein möge. Der "New York Herald" brachte einen langen Bericht über diese Feier, über die die "Staats-Zeitung" merkwürdigerweise nicht ein Wörtlein zu sagen hatte.

Einige Zeit später hielt derselbe Herr von Skal die Festrede bei der Einweihung einer neuen Fahne des deutschen Kriegervereins in New York, in der er die anwesenden "Kameraden" zu unverbrüchlicher Treue und Lohalität gegen die alten siegreichen Farben ermahnte. Der Bericht über diese Feier wurde von der "Staats-Zeitung" vollinhaltlich gebracht, und von der Rede ihres Chefredakteurs auch nicht ein Wörtlein unterschlagen. Dem "New York Herald" war zur Weihe der deutschen Fahne keine Einladung zugegangen. Herr von Skal dominiert wohl in den Kreisen des New Yorker deutschen Preßklubs, der in seiner Existenz ganz von der "Staatszeitung" abhängt, wird aber sonst von keinem Menschen in Umerika ernst genommen.

Die mitgeteilten Beispiele dürften zur Charakteristik der deutschen Presse in Amerika ausreichen. Fern sei es von mir, die Behauptung aufzustellen, daß es keine ehrlichen und keine überzeugungstreuen Männer unter den deutschen Rittern der Feder in den Bereinigten Staaten gäbe, aber sie besinden sich leider in der Minderheit und können gegen den mächtigen Strom der Korruption nicht anschwimmen. Dunkel wie die Zukunst des Deutschtums ist auch die der deutschen Presse in den Bereinigten Staaten, die mit ihm stehen oder fallen wird.

XXII.

"Hands across the sea!" — Das amerikanische Deutschtum einst und jett. — Deutsche Prominenz. — Was das amerikanische Deutschtum vor dem Untergange retten könnte. — Ist die gegenwärtige Bewegung "Sonnenaufgang" oder "Sonnenuntergang" des Deutschtums? — Der deutsch-amerikanische Nationalbund der Bereinigten Staaten von Amerika. — Grundzüge und Berfassung. — Berbindung mit dem alldeutschen Berband. — Deutsch- wie angloamerikanische Kreise stehen dem Bunde mit Mißtrauen gegenüber. — Sonstige Bereinigungen. — Wird Prinz Dsekar an der Harvard-Universität studieren? —

Die Vereinigten Staaten sind gegenwärtig der Schauplatzeiner Deutschlumbewegung, die für den unbefangenen Zuschauer von pathetischem Interesse ist. Aus einer Gesamtbevölkerung von 76 Millionen sind, laut dem letzten Zensus, etwa drei Millionen in Deutschland geboren. Diese drei Millionen verkörpern die alte Garde, die lieber stirbt, als sich ergibt. Als sie in das Land einwanderten, lagen die Verhältnisse ganz anders, als heute. Damals wurde ein Jeder willstommen geheißen, der über ein Paar krästiger Arme versügte, einerlei, woher er kam. Die Revolution von 1848 trieb hundertausende gebildeter, wohl auch bemittelter und arbeitstwilliger Deutschen über den Ozean in das Land der Freiheit und Gleichheit, dessen über ein ungeheures Gebiet verstreute

Bevölkerung noch nicht so groß war, daß sie in der Allgemeinheit aufgegangen wären. Sie erschlossen den unermeßlichen amerikanischen Westen, erbauten Städte, in denen das deutsche Element überwog, gründeten Zeitungen, Kirchen, Schulen, pfleaten die deutsche Sprache und bildeten sozusagen einen Staat im Staate, ein "Klein-Deutschland" in der grogen Republik. Einige Histöpfe unter ihnen, die Verständnis für amerikanisches Wesen und amerikanische Einrichtungen besaßen, ließen sich in die Politik ein, die goldenen Boden für sie hatte; die Mehrheit aber kümmerte sich wenig um das öffentliche Leben, sondern ging ruhig und friedlich ihrem Geschäfte nach, um sich abends nach alter deutscher Sitte bei einem Glase Bier und Männersang von des Tages Last und Mühe zu erholen. Sie lasen regelmäßig die "Nachrichten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz," die sie über alle Vorgänge in der alten Heimat, selbst in den kleinsten Städten und Dörfern, auf dem Laufenden erhielten, forschten in den Todesanzeigen nach, ob ihnen ein lieber Freund oder Bekannter gestorben sei, und ließen im Übrigen Gott einen guten Mann sein. Und warum auch nicht? Es ging ihnen ja um so viel besser als in der alten Heimat. Ihr Wohlstand mehrte, ihr Räslein rötete, ihr Bäuchlein rundete sich, und es dauerte nicht lange, bis sie zur deutschen "Prominenz" zählten, über deren Tun und Treiben die lokale deutsche Presse getreulich berichtete, deren Bildnisse sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit veröffentlichte und aus deren Händen die Reporter, die einst in Deutschland des Kaisers Rock getragen oder irgend einem andern hohen Berufe angehört hatten, mit ehrerbietiger Verbeugung ein Trinkgeld anzunehmen sich nicht entblödeten. In dieser Kriecherei vor der sogenannten "deutschen Prominenz" ist eine der Hauptursachen der Geringschätzung der deutschen Presse in Amerika zu erblicken. Soweit ist es mit der widerlichen Speichellederei und Kriecherei der deutschen Zeitungen in Amerika, —

ich nenne hier ausdrücklich die Abendausgabe der "New Yorfer Staats-Zeitung" und den "New Yorker Herold" als die Hauptschuldigen — gekommen, daß ein jeder Bereinsmeier das tatsächliche Necht zu besihen glaubt, seinen Namen, sein Bild und eine aussührliche Beschreibung seiner Taten und der seiner Familienangehörigen in jedem deutschen Blatte veröffentlicht zu sehen. Bei manchem deutschen Bereins-Berichterstatter bilden denn auch die Spenden in barem Gelde, in Liebeszigarren und sonstigem Naturalibus einen nicht unwesentlichen, wenn nicht den wesentlichsten Teil seines Einkommens.

Seit vielen Jahren schon sahen die Einsichtigen unter den Deutschen in Amerika den unaufhaltsamen Untergang kommen. Die einst so starke Einwanderung hatte mit dem zunehmenden Wohlstand des Deutschen Reiches nachgelassen, und die in der neuen Heimat geborenen Söhne und Töchter wuchsen als Amerikaner auf, die als solche dachten, fühlten, handelten, und nichts von dem alten Vaterlande wissen wollten, so sehr sich auch ihre Eltern dagegen sträuben und alles aufbieten mochten, um sie zu ihrer Denkart zu bekehren. "Oft haben Oswald Ottendorfer, Paul Loeser, der Besitzer und Chefredakteur der "New Yorker Staats-Zeitung" und ich sorgenvoll die Köpfe zusammengesteckt," so gestand mir schon im Jahre 1897 der inzwischen verstorbene William Steinwah, Thef des großen New Yorker Pianohauses "und über Mittel und Wege beraten, wie dem Untergange des Deutschtums in Amerika vorzubeugen sei. Herr Ottendorfer und Herr Loefer wußten Bescheid, denn jede Todesanzeige, die sie in ihrem Blatte veröffentlichten, bedeutete für sie den Verlust eines Abonnenten. Und nicht nur einen Verlust für die deutsche Zeitung, sondern auch einen für die deutsche Kirche und die deutsche Schule. Die einst so aut besuchten deutschen Kirchen in allen Teilen des Landes weisen zur Zeit des Gottesdienstes gähnende Leere auf, und die meisten

Prediger sind gezwungen, mit Kücksicht auf die nur englisch verstehende junge Generation den Gottesdienst auch in englischer Sprache abzuhalten. Das Einzige, was dem Deutschtum in Amerika helsen und ihm frisches Blut zusühren könnte, wäre ein unglücklicher Krieg oder eine Revolution im Deutschen Reich. Aber das sind Möglichkeiten, auf die wir nicht hoffen oder warten und die für uns gar nicht in Betracht kommen dürsen."

In dem rapiden Kräfteverlust, den das amerikanische Deutschtum durch den Tod der alten Einwanderer erlitten hat, ist die Hauptursache der überraschenden Bewegung zu erblicken, die seit einigen Jahren den Röpfen der anglo-amerikanischen Staatsmänner in Washington zu denken und zu raten gibt. Aber wenn der Historiker dieser Bewegung, der New Porker Professor J. W. Kern, sie "einem heiteren Sonnenaufgang am Morgenhimmel des zwanzigsten Sahrhunderts", vergleicht, so möchte ich ihm doch widersprechen, selbst auf die Gefahr hin, wegen meiner Ansicht als Keper verschrieen zu werden und auf den Scheiterhaufen zu kommen. Nicht den Eindruck eines "heiteren Sonnenaufgangs", sondern den eines "prächtigen Sonnenunterganges" muß diese Bewegung auf jeden Kenner der Verhältnisse hervorrufen — eines Sonnenunterganges, dessen glänzende Pracht sich noch lange nach dem Scheiden des Tagesgestirnes am Firmamente widerspiegelt. Was wir erblicken und erleben, ist der heroische Todeskampf der Legionen, die auf einen verlorenen Posten gestellt sind und dem unabwendbaren Geschick tropig entgegenschreiten. "Ave Caesar, morituri te salutant!"

In der stürmischen Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges geboren, nahm die Deutschtumbewegung in den Vereinigten Staaten immer größeren Umsang an. Nachdem sie ihre Macht und Stärke durch die Probe aufs Exempel bewiesen hatte, indem sie die Administration in Washington vor solgenschweren Verwicklungen mit dem Deutschen Reiche

abhielt, lag nichts näher als der Gedanke, sich dauernd zu organisieren und ein sestes, in sich geschlossenes, einheitliches Ganzes zu schaffen, das von keiner Partei im Lande ungestraft misachtet werden durste. Am "deutschen Tag", den 6. Oktober 1901, wurde in Philadelphia, Pa., das Deutschtum Amerikas unter einen Hut gebracht. Der deutsch-amerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten von Amerika konstituierte sich an jenem Tage. Prosessor Kern schrieb darüber:

"Bertreter von 22 Staaten, zweimal so viel, als zur Grundsteinlegung der Vereinigten Staaten mitwirkten, vollsbrachten das Einigungswerk. Ihre Namen gehören der Geschichte an: Erst die Nachwelt wird zu würdigen wissen, was jene Männer an jenem denkwürdigen Tage begannen."

Was der Bund will, geht am besten aus seinen Grundsätzen und aus seiner Verfassung hervor. Ich gebe beide wieder, da sie für die Leser dieses Buches von außerordentlichem Interesse sind;

"Der Deutsch=amerikanische National=Bund der Ber= einigten Staaten von Amerika besteht aus Staats=Berbänden deutscher Bereinigungen.

Der Bund erstrebt, das Einheits-Gefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs in Amerika zu wecken und zu sördern, zu nützlicher, gesunder Entwickelung der, wenn zentralisiert, ihr innewohnenden Macht, zum gemeinsamen, energischen Schutze solcher berechtigter Wünsche und Interessen, die dem Gemeinwohle des Landes und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind; zur Abwehr nativistischer Übergriffe; zur Pflege und Sicherung guter, freundschaftlicher Beziehungen Amerika's zu dem alten deutschen Baterlande. Was die deutsche Einwanderung zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Entwickelung dieses Landes beigetragen und ferner beizutragen berufen

ift, wie sie allezeit in Freud und Leid treu zu ihm stand, das beweist und lehrt seine Geschichte.

Der Bund fordert deshalb volle, ehrliche Unerkennung biefer Berdienfte und bekampft jedweden Berfuch gur Schmälerung berfelben! Allezeit treu bem Aboptiv-Baterland, ftets bereit, das Söchfte einzuseten für deffen Wohlfahrt, aufrichtig und felbftlos in der Ausübung der Bürgerpflichten, den Gesetzen untertan — bleibt auch ferner die Losung. Er beabsichtigt feine Sonderinteressen, feine Gründung eines Staates im Staate, erblickt aber in ber Zentralisierung der Bevölkerung deutschen Ursprungs den kürzesten Weg und die beste Gewähr für die Erreichung seiner in dieser Berfassung klargelegten Ziele; er fordert deshalb alle deut= schen Bereinigungen auf — als die organisierten Ber= treter bes Deutschtums - für feine gefunde, fraftige Entwickelung mitzuwirken und befürwortet deshalb ferner die Bildung von Vereinigungen zur Wahrung der Interessen der Deutsch-Amerikaner in allen Staaten der Union, zu ichließlicher Bentralifierung berfelben zu einem großen Deutsch= amerikanischen Bunde, und macht es allen beutschen Bereinigungen zur Ehrenpflicht, ber Organisation in ihrem Staate beizutreten. Der Bund verpflichtet fich, mit allen verfügbaren gesetlichen Mitteln unentwegt und jederzeit einzutreten für die Erhaltung und Berbreitung feiner Brinzipien, zu ihrer fräftigen Verteidigung, wo und wann immer in Gefahr; er ftellt junachft bie folgende Plattform auf:

- 1. Der Bund als solcher enthält sich der Einsmischung in die Partei-Politik, jedoch unbeschadet des Nechtes und der Pslicht zur Verteidigung seiner Grundsätze auch auf dem politischen Gebiete, sollten dieselben durch politische Ansgriffe oder Maßregeln behelligt oder gefährdet werden.
- 2. Fragen und Sachen der Religion find ftreng- ftens ausgeschloffen.
 - 3. Er empfiehlt die Ginführung bes Unterrichts

der deutschen Sprache in öffentlichen Schulen auf der folgenden breiten Grundlage: Neben der englischen bildet die deutsche Zunge die Weltsprache, in den entferntesten Winkeln der Erde, wohin die Pioniere der Zivilisation, des Handels und Verkehrs gedrungen, sinden wir die Völker beider Zungen vertreten; wo allgemeinere, eigene Kenntnis herrscht, bildet sich leichter selbständiges, klares und vorurteilsfreies Verständnis und sördert so wechselseitige, freundschaftliche Beziehungen.

- 4. Wir leben in dem Zeitalter des Fortschritts und der Ersindungen; rasch ist das Tempo dieser Zeit, unerbitt- lich die Ansprüche, die es an den Einzelnen stellt; die damit verbundene körperliche Anspannung steigert die Ansprüche an die körperliche Kraft; ein gesunder Geist sollte in einem gesunden Körper wohnen! Auf dieser Grundlage erstrebt der Bund die Einführung eines schstematischen und zweckdienlichen Turn-Unterrichtes in den öffent- lichen Schulen.
- 5. Er erklärt sich ferner für die Befreiung der Schule von der Politik, denn nur ein von politischen Einflüssen freies Erziehungswesen kann dem Bolke wahre Lehranstalten bieten.
- 6. Er fordert alle Deutschen auf, das Bürgerrecht zu erwerben, sobald sie gesetzlich dazu berechtigt, sich rege am öffentlichen Leben zu beteiligen und ihre Bürgerpslicht an der Wahlurne furchtlos und nach eigenem Ermessen auszu= üben.
- 7. Er empfiehlt eine liberale, zeitgemäße Handhabung, ober die Tilgung solcher Gesete, welche die Erwerbung des Bürgerrechts unnütz erschweren und häusig ganz vershindern. Guter Ruf, unbescholtener, rechtschaffener Lebensswandel, Gesetzeliebe sollten entscheiden, nicht aber die Besantwortung beliebig herausgegriffener, den Ansuchenden leicht verwirrenden, politischer oder geschicktlicher Fragen.

- 8. Er nimmt Stellung gegen jedwede Beschränkung der Einwanderung gesunder Menschen aus Europa, mit Ausschluß überführter Berbrecher und Anarchisten.
- 9. Er befürwortet die Löschung solcher veralteter, dem Zeitgeist nicht länger entsprechender Gesetze, welche den freien Verkehr hemmen und die persönliche Freiheit des Bürgers beschränken.
- 10. Er empfiehlt die Gründung von Fortbildungs= Bereinen als Pflegestätten der deutschen Sprache und Lite= ratur, zur Beiterbildung Lernbegieriger Abhaltung von Borlesungen über Kunst und Wissenschaft und Fragen von allgemeinem Interesse.
- 11. Er empfiehlt eine sustematische Forschung ber beutschen Mithilfe an der Entwickelung des Aboptiv-Vaterlandes in Krieg und Frieden auf allen Gebieten deutschsamerikanischen Wirkens, von den frühesten Tagen an, zur Gründung und Weiterführung einer deutschsamerikanischen Geschichte.
- 12. Er behält sich das Recht vor, diese Plattform zu erweitern oder zu ergänzen, wenn neue Ereignisse im Nahmen seiner Zeit und Zwecke es wünschenswert oder ersorberlich machen."

Selbstrebend wollen diese Grundsätze ein wenig cum grano salis verstanden sein. So sagt z. B. der I. Paragraph des National-Bundes durchaus nicht, daß sich der Bund der Politik enthalte — er spricht nur von der Einmischung in der Parteien Hader —, sondern daß er im Gegenteil sich das Recht bewahre und es als seine Pflicht erachte, zur Verteidigung seiner Grundsätze, sollten dieselben durch politische Angrisse oder Maßregeln behelligt oder gefährdet werden, in die politische Arena einzutreten. Wie könnte der Bund so blind sein und glauben, daß er nur durch allein geistige Bestrebungen zu seinem Ziele komme! Nein, der amerikanische Politiker läßt sich nur durch eine mächtige Stimmenzahl am Wahlkasten imponieren.

Einige Angaben über die bisherige Tätigkeit des Bundes dürsten von allgemeinem Interesse sein. Er entwickelte eine energische Agitation, um die Regierung der Vereinigten Staaten im Kriege zwischen England und ben Buren zu einer Intervention zu veranlassen und überreichte zu diesem Behufe im Kongresse eine Petition, die nach den Angaben des Bundes-Sekretärs ein Gewicht von mehr als 400 Pfund und, aneinander gelegt, eine Länge von mehr als fünf Meilen hatte. Den republikanischen Mitgliedern des Haus-Komites für auswärtige Beziehungen rief der Präsident des National-Bundes, Dr. C. J. Hegamer, bei jener Gelegenheit die deutwürdigen Worte zu: "Sollten Sie diefe Resolution nicht weiter geben laffen, sollten Sie fie unter alten Alkten begraben, so versichere ich Sie, daß Sie die ganze Million Stimmen des deutschameritanischen National-Bundes verlieren werden!"

Trot dieser Drohung, die in Fettdruck in allen angloamerikanischen Blättern des Landes erschien, geriet die Petition in Vergessenheit und man hat nichts mehr von ihr gehört.

Als General McArthur jene Rede hielt, in der er ankündigte, daß Amerikas nächster Krieg mit Deutschstand stattfinden werde, sandte der Bund dem chauvinistischen General einen offenen Brief, in dem er diesem sein Verhalten in unverfälschten deutschen Worten vorhielt, und verlangte außerdem seine Bestrafung von der Bundesregierung. Diese Zuschrift des Bundes teilte das Schickal der Burenpetition, und es ward nichts mehr von ihr gehört.

Auch in die Frage der persönlichen Freischeit, d. i. der Freiheit des unbeschränkten Biers und Schnapsverkaufs am Sonntag, griff der Bund, aber wiederum mit wenig, oder saft gar keinem Erfolge, ein.

Es muß betont werden, daß das Erscheinen und Auftreten des Bundes in der Politik des Landes selbst von deutsch-Bitte. amerikanischer Seite nicht ohne Besorgnis und Mißtrauen verfolgt wird. So hat die "New Yorker Staats-Zeitung" diesem Bedenken wiederholt offen Ausdruck verliehen, und einzelne Blätter im Innern des Landes, so namentlich in Ohio, haben bei mehr als einer Gelegenheit gegen die Einmischung des Bundes in die Partei=Politik protestiert. Außerordent= lich verdacht wird dem Bunde seine Verbindung mit dem Alldeutschen Verbande, die er selbst offen zugegeben hat. Der Mann an der Spike des Bundes, Dr. Heramer, ist von deutschen Eltern in Amerika geboren und seinem Berufe nach Ingenieur. Wie er auf den Gedanken verfiel, der Retter des Deutschtums in Amerika zu werden, berichtet der alldeutsche Journalist H. F. Urban ehrliche drastisch wie folgt: "Die ältesten Deutsch-Amerikaner wissen noch von den Zeiten zu berichten, wo der Deutsche in Amerika als "damned Dutchman" vogelfrei und öffentlichen Beleidigungen sowie Handgreiflichkeiten ausgesetzt war. Auch Heramer hat das noch erlebt. Als Sohn von Deutschen wurde er von den Knaben in der Schule, wie es ja heute noch üblich ift, "Dutchmann" geschimpft und gehänselt. Da erharte deutsche Fäuste mit auf die Welt gebracht hatte, so ließ er sich die Beleidigungen nicht gefallen, sondern verbläute die Beleidiger gehörig. Nicht nur das — er kam auch andern deutschen Rameraden zu Hilfe, die in gleicher Weise beleidigt wurden. Mso ungefähr die bekannte Geschichte aus Moses Jugend, von der die Bibel berichtet: "Zu den Zeiten, da Mose groß geworden, ging er aus zu seinen Brüdern und sahe ihre Last und ward gewahr, daß ein Agppter schlug seiner Brüder, der ebräischen, einen. Und er wandte sich hin und her, und da er sahe, daß kein Mensch da war, erschlug er den Agypter und verscharrte ihn in den Sand." Gar so weit ging der junge Heramer nicht. Aber sein Zorn und seine Entrüftung über die Behandlung aller Deutschen und alles Deutschen war zweifellos gleich stark. Es regte den Entschluß in ihm an, dieser niederträchtigen Mißachtung des Deutschen entgegenzutreten, noch mit anderen Wassen als den Fäusten."

In engster Verbindung mit dem Bunde steht die "Deutsche am erikanische historische Gesellssich aft", welche aus dem "Deutschen Publikationssonde von Amerika" hervorgegangen, in allen Teilen des Landes nach Spuren deutscher Tätigkeit sucht, um sie dann systematisch zusammenzutragen und in ihrer Monatsschrift "American a Germanica" zu verössentlichen. Eine Abteislung der "historischen Gesellschaft" ist die "ethnographischen Vershältnisse des Landes unter besonderer Verücksichtigung des deutschen Elementes ersorscht.

In engem Zusammenhang mit der "historischen Gesellschaft" steht eine andere Gesellschaft, die jene ergänzt, indem fie sich die Aufgabe stellt, dem deutschen Element sowohl wie den Mitbürgern anderer Abstammung die Größe und Kulturarbeit der Germanen in ihrem ganzen Umfang, von den frühe= sten Anfängen bis zur Gegenwart vor Augen zu führen. Dasistdie,, Germanische Museumsvereinigung" in Cambridge, Mass., welche unter den Auspizien der altehrwürdigen Harvard-Universität, der Mutter aller anglo-amerifanischen Kultur, an das gebildete Amerikanertum appelliert und dieses indirekt für eine deutsch-freundliche Politik der Bereinigten Staaten zu gewinnen sucht! Der Anreger auch dieser Gesellschaft ist meines Wissens Professor Hugo Mün= sterberg, wenn in der Öffentlichkeit auch Professor Runo Franke dafür gilt. Möglich ist es ja auch, daß sich der Kaiser auf die gemeinsame Anregung beider Professoren hin zu jener großartigen Stiftung von Gipsabdrücken germanischer Altertümer entschloß, die die Grundlage bildet, aus der das Germanische Museum in Harvard hervorgegangen ist. Offenbar als Ausdruck der besonderen Zufriedenheit des Kaisers mit Professor Münsterberg, dem früher bereits eine hohe Masse des roten Ablerordens verliehen worden war, wird es aufzufassen sein, wenn, wie einige Blätter meldeten, Prinz Oskar, der fünfte Sohn des Kaisers, sich als Student an der Harvard-Universität immatrikulieren lassen und schlichtdemokratisch unter den anderen amerikanischen Studenten einen Platz zu Füßen Prosessor Münsterbergseinnehmen sollte.

Wird Prinz Oskar diese Reise je antreten?



XXIII.

Der Centralverband deutscher Beteranen- und Rriegerbunde Nord-Ameritas. - Geine Grundfagertlarung. -Geht mit bem Rationalbund Sand in Sand. - Richard Muller, ein einstiger preußischer Unteroffizier, ber Mann an der Spige. - Er murbe vom Raifer und bem Bringen Beinrich perfonlich empfangen und fteht mit ben hochsten beutiden Beamten in vertraulidem Briefmedfel. - Die beutichen Rriegervereine in Amerita Empfänger gahlreicher Auszeichnungen seitens bes Raifers und ber beutichen Bundesfürften. - Bejuche der ameritanischen Safen durch beutiche Rriegsichiffe. - Beftellte Begrugung telegramme. -Bortrats ber deutschen Bundesfürften, Sahnenichleifen, Orden usw. finden ihren Beg über den Dzean. - Benn zwei basfelbe tun, fo ift es nicht basfelbe. - Bas ben Deutschen in Amerita recht ift, follte ben Bolen, Danen und Frangofen im Deutschen Reiche billig fein. -

Unalog der Organisation des "Deutschen Nationalbundes" ist der mit diesem in engster Verbindung stehende "Censtralverband de nordster Verbindung stehende "Censtralverband der Verband Rriesgerbünde Nords-Amerikas", die in ihre Reihen nur Mitglieder ausnehmen, die ihren ehrenvollen Ubschied aus der deutschen Armee oder Marine erhalten haben und dies dokumentarisch nachweisen können. Die Grundsatzerklärung des Verbandes hat große Uhnlichseit mit der des "National-Bundes". Ich sasse sie hier folgen:

Der Berband foll das mächtige, einheitlich geleitete,

geschlossene Ganze aller beutschen Kriegervereine ber Ber. Staaten mit dem Zweck sein, überall in unserem Aboptivs Vaterlande das Gesühl der echten, deutschen Kameradschaft und der stolzen einstigen Wassendrückerschaft in Deutschlands tüchtigem Volksheere kräftigst zu heben und zn fördern. Alle Fragen, die das besondere Interesse der deutschen Kriegervereine, wie auch des Deutschtums im allgemeinen, dessen ibeale Güter, wie Sprache, Sitten und Gebräuche berühren, gehören in den Vereich der tatkräftigen Wirksamsteit und Mithilfe des Zentralverbandes.

Als einen noch ganz besonders edlen Zweck sieht es der Zentralverband an, stets als ein mächtiger Stützpunkt und ein krästiger Rückhalt der zwischen dem alten und dem neuen Baterlande bestehenden mehr wie hundertjährigen Freundschaft angesehen zu werden.

Alle gesetlichen Mittel, wie Borträge, Borlesungen und Agitationen, um dieses Freundschaftsverhältnis zweier mächtiger Kulturstaaten auch für die Zukunst zum Wohle beider erhalten zu sehen, gehören mit zu den Zwecken und Zielen des Zentralverbandes."

Wichtig ist der Punkt der Konstitut.ion, der besagt, daß der "Zentral=Verband" mit dem deutsch=amerikanischen Nationalbund Hand in Hand arbeiten soll, soweit ge=meinsame Interessen im Spiele, und deren sind gar viele.

Das amerikanische Heer ist in Friedenszeiten 100000 Mann stark — auf dem Papier. Der "Centralverband der deutschen Kriegerbünde" ist aber so stark, daß er aus seinen Reihen sedem aktiven Unionssoldaten zwei, oder drei, ja noch mehr alte deutsche Krieger entgegenstellen kain. An der Spise dieser achtunggebietenden deutschen Armee in den Vereinigten Staaten steht Bundespräsident Richard Miller, der, ein geborener Schweidniger und einstiger

preußischer Artillerie-Unteroffizier, die Ehre hatte, vom Deutschen Kaiser und dem Prinzen Heinrich persönlich empfangen zu werden, der mit den ersten deutschen Armeeund Marineoffizieren in kameradschaftlichem Verkehr steht, und dessen Wort für die hunderttausende alter deutscher Krieger in den Vereinigten Staaten Besehl ist. Ein kleiner, großer Mann, dieser Richard Müller, der in seinem Nebenberuse Bierwirt ist und, obwohl der Vertraute des Deutschen Kaisers, es nicht verschmäht, höchst eigenhändig seinen Gästen ein schönes Glas Vier zu kredenzen! Vor einigen Jahren vermittelte es Admiral Vüller meroffige des Kaisers der großen Herbstparade auf dem Tempelhoser Felde beiwohnen konnte. Ein Kabeltelegramm der "New-Yorker Staats-Zeitung" berichtete über dieses wichtige Ereignis in ihrer Ausgabe vom nächsten Tage:

"Herr Müller fuhr in Admiral Büchsels Wagen nach bem Paradeseld hinaus, wo der Wagen sich direkt hinter der kaiserlichen Equipage aufstellte. Fürst Pleß, der königsliche Oberstjägermeister und General der Kavallerie a la suite der Armee, stellte Herrn Müller dem Kaiser vor, der ihm vom Pferde herab die Hand reichte und ihn einlud, nach der Parade ins Schloß zu kommen.

Dort entbot der Kaiser den Kameraden vom Zentrals verbande deutscher Beteranens und Kriegerbünde Nordamerikas seinen freundlichen Gruß. Als der Kaiser hörte, daß Müller bei der Artillerie gedient habe, frug er ihn, ob die ameristanische Artillerie ebenso gut sei, wie die deutsche. Der Kaiser sprach seine Freude über das vom Zentralverbande an ihn gerichtete Begrüßungstelegramm aus und frug Herrn Müller: "Bie viel seid Ihr denn da drüben? Kommt Ihr auch östers zusammen?" Beim Abschied reichte der Kaiser Herrn Müller abermals die Hand.

Der Raiser war während ber Unterhaltung mit herrn Müller aufs Lebhafteste angeregt und jovialfter Laune und

lud beim letten Lebewohl Herrn Müller ein, am Abend bem Zapfenftreich beizuwohnen."

Ein edler kameradschaftlicher Geist überbrückt die Alust zwischen dem aktiven Vice-Abmiral und dem einstigen König-lich Preußischen Unteroffizier. Richard Müller ist der glückliche Besißer vieler Handschreiben hochgestellter amtlicher Persönlichkeiten des Deutschen Reiches, darunter auch eines solchen von Vice-Admiral Büchsel, welches er selbst in der New- Porker deutschen Presse veröffentlicht hat. Ich lasse dieses, sowohl den Schreiber wie den Empfänger ehrende Schriftstück hier im Wortlaut folgen:

Berlin, 17. Januar 1902.

Mein fehr verehrter Berr Brafibent!

Auch in diesem Jahre bin ich wiederum durch einen Glückwunsch der Kameraden des Kriegerbundes zum neuen Jahr beglückt worden. Ich sage dafür meinen verbindlichsten Dank und erwidere Ihre treuen kameradschaftlichen Wünsche und Grüße auf das herzlichste. Möchte der Bund unter der bewährten Leitung des neunmal wiedergewählten Bundespräsibenten fortsahren zu sein hort treuer deutscher Gefinnung und deutscher Sitte! —

Der bevorstehende Empfang Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, an dem der Deutsche Kriegersbund sicher an hervorragender Stelle Teil nehmen wird, wird die Tage wieder besonders frisch in meine Erinnerung zurückrusen, die ich vor fast neun Jahren in New-Pork zuschingen durste, und namentlich den Tag, an dem auf Deck der "Kaiserin Augusta", Sie, verehrter Herr Präsident, vor der Front der Kameraden das Ehrenmitgliedsadzeichen mir überreichten. Seit der Zeit hat sich Vieles geändert, hüben wie drüben, aber eins ist dasselbe geblieden, die treue Anshänglichkeit der Mitglieder des Bundes an die alte Heimat und ihr Festhalten an deutscher Sitte, deutscher Kameradsschaft.

Ich hoffe, daß auch Se. Kgl. Hoheit, der Prinz-Admiral, troß der kurzen Zeit seines Dortseins und der vielsseitigen Beanspruchung, Gelegenheit nehmen wird, die Kamestaden zu begrüßen, und habe deshalb dem Hofmarschall Sr. Kgl. Hoheit, Exzellenz von Seckendorff, durch Übersenstung eines Exemplars des Berichts über die Deutschlandsfahrt, des Berichts über die Gründung und Wirken des Bundes und eines Exemplars der Statuten, in den Stand gesetzt, sich über die Ziele und Ausgaben des Bundes zu unterrichten.

So wünsche ich benn, daß auch diese erste Entsendung eines Hohenzollern-Prinzen nach den Vereinigten Staaten dazu beitragen möge, die Stellung des Bundes immer mehr zu heben und das Bestreben Aller zu steigern, treu sestzu-halten an seinen Grundsähen. — Ihnen, sehr verehrter Herr Präsident, mit bestem Dank für Ihre treue Verichtersstattung, und allen Kameraden einen kameradschaftlichen Gruß von

Ihrem fehr ergebenen

Büch sel, Vize=Admiral."

Dhne die von ihnen oft beteuerte ameritanische Bürgertreue der Mitglieder der deutschen Kriegerbünde auch nur im Mindesten zu bezweiseln, ohne die Motive der Auszeichnungen und Ausmerksamkeiten in Frage ziehen zu wollen, deren sie sich seit einigen Jahren von amtlicher deutscher Stelle zu erfreuen haben, mußes doch frei und offen herausgesagt werden, daß dieser Verkehr zwischen dem amtslichen Deutschland und den nach Amerika ausgewanderten Untertanen des Kaisers, mögen diese nun Bürger der Republik unter dem Sternenbanner geworden sein oder nicht, den Keim zu ernsten Verwickslungen mit der Regierung in Bashington zu

unvorhergesehenen und unvorhersehbaren Zwischenschlichen und allbeutschem Standpunkte aus ist es natürlich hoch erfreulich, wenn der Kaiser, der ja einmal erklärt hat, daß jeder Deutsche im Auskande auf seinen Schutz Auspruch habe, sich der einstigen Untertanen erinnert und ihnen Fahnen in den deutschen Farben, Fahnenbänder, Orden, Medaillen, Denkmäler und sonstige Beweise seiner Huld sendet. Betrachten wir die Sache jedoch vom rein amerikanischen Standpunkte aus, so erscheinen diese Vorgänge in einer ganz anderen Beleuchtung. Ich gebe nachstehend einige Berichte über Fahnenweihen etc. wieder, die ich wörtlich deutsch-amerikanischen Blättern entnommen habe. Sie reden sowohl für Freund wie Feind ihre eigene Sprache.

Bei Übergabe der ersten von Kaiser Wilhelm II. an das Ausland verliehenen Fahne an den "Contralverband der deutschen Militärvereine von Chicago und Umgebung", hielt der Deutsche Botschafter, Dr. von Holleben, solgende Ansprache:

"Einen Gruß vom Deutschen Kaiser! Das ist der Auf, mit welchem ich vor Sie trete. Se. Majestät, mein allergnädigster Herr, hat mich beaustragt, Ihnen heute die von den deutschen Militärvereinen von Chicago schon so lange sehnlichst gewünschte Fahne zu überreichen, und zwar mit der Maßgabe, daß sie abwechselnd je ein Jahr lang von jedem der zum Zentralverband gehörigen Vereine gesührt werde. Die Fahne ist ein Zeichen der Huld und der Ansertennung, mit welcher der Deutsche Kaiser in Liebe und Freundlichseit Derer gedenkt, die dereinst im deutschen Here voher der deutschen Flotte gedient haben, Derer, von denen viele sür das Vaterland den Degen gezogen und von denen mancher sür es geblutet hat. Diese Fahne soll ein Symbol sein sür die deutsche Treue, deutsche Mannhaftigkeit und

beutsche Soldatenehre. Se. Majestät bittet Sie, als frühere Deutsche und jetige Amerikaner, diese Fahne als Wahrzeichen der Einigkeit und Eintracht entgegenzunehmen, die unter alten deutschen Soldaten herrschen soll, und bittet Sie serner noch, daß Sie deutsche Treue und deutsches Pflichtzgesühl auch im sernen Lande betätigen und den Wahrspruch eines großen deutschen Mannes sich zur Richtschuur nehmen der da lautet: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt! So lassen Sie denn die Fahne flattern. In diesem Augenblick der Begeisterung lassen Sie uns in den Ruf ausdrechen, der jetzt jedem alten deutschen Soldaten auf der Lippe schweben wird: Se. Majestät, der Deutsche Kaiser Wilhelm der Zweite, hurrah, hurrah, hurrah!"

Die Fahne ist aus weißer Seide gesertigt und trägt Stangenbänder in den deutschen Farben. Auf einer Seite befindet sich der deutsche Reichsadler mit dem Wappenspruch: "Mit Gott für Raiser und Reich", auf der anderen Seite ist der preußische Nar eingestickt. Unter beiden Wappen besinden sich kleine Sternenbanner. Die Widmung lautet: "Gestiftet dem Zentralverband der deutschen Kriegervereine von Sr. Masjestät Wilhelm II."

Um 30. Stiftungsseste des deutschen Kriegers vereins von Chicago, des ältesten derartigen Bereins in den Vereinigten Staaten, erregten namentlich die beiden Kaiserschnen Bewunderung, die Kaiser Wilhelm I. für den Kriegerverein und Kaiser Wilhelm II. für den Centralverband deutscher Militärvereine stiftete. Vom Festplat aus wurde an den Kaiser folgende Depesche abgeschickt:

"Der beutsche Kriegerverein von Chicago, der ältefte in den Vereinigten Staaten, dem schon 1876 un fer Held eine Fahne verlieh, entsendet anläßlich seines 30 jährigen Stiftungsfestes laut Beschluß der anwesenden 20,000 Deutschen Euerer Majestät ehrerbietigst seinen Gruß."

Eine Fahne in derselben Ausstattung und ähnlicher Inschrift überreichte der deutsche Konsulin St. Louis dem dortigen "deutsche Militärverein". In einer Ansprache über den Sinn und die Absicht des Gebers führte der Konsul solgendes aus:

"Ermahnen soll und wird Euch diese prächtige Fahne, Anhänglichkeit zu bewahren an das alte Vaterland, deutsche Sprache aufrecht zu erhalten und sie in Euren Familien zu pslegen; und aneisern wird sie Euch zur Nachahmung derzenigen Tugenden, durch die sich das deutsche Heer von jeher ausgezeichnet hat: Treue, tapferen Mut, Pflichtbewußtsein, Disziplin. Haltet Ihr an diesen Tugenden sest, so werdet Ihr bei aller Anhänglichkeit an das alte, gute und nützliche Bürger Eures neuen Vaterlandes sein."

Außer an den Kaiser wurde auch dem Prinzen Heinrich von Preußen ein Danktelegramm geschickt. Dieser hat nämlich dem Berein das kaiserliche Geschenk vermittelt.

Während der Weltausstellung zu St. Louis wurde im "Deutschen Hause" ein Kriegerfest geseiert, dessen Teilnehmer dem Kaiser ein Huldigungstelegramm sandten. Darauf lief die solgende Antwort ein:

Herrn Carl Schmidt, Borfigendem des Zentralversbandes beutscher Beteranen, St. Louis.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser lassen für das Huldigungs=Telegramm herzlich banken und hoffen, daß der Berband deutscher Beteranen= und Kriegerbünde auch ferner trachten wird, die Liebe zur alten Heimat und die Anhäng=lickeit an die deutsche Armee im deutschen Interesse zu bestätigen.

von Pleffen, Generalabjutant."

Aus Anlaß der Berleihung eines schwarz-weiß-roten Fahnenbandes an den "Beteranenbund Phila-

delphia3" erschien in dortigen deutschen Blättern dieser Aufruf:

Rameraben!

Wieber hat uns Se. Majestät, der allverehrte Kaiser Wilhelm II. von Deutschland, den Beweiß seiner vollen Anerkennung geliesert, indem er dem Veteranen-Bund Phisladelphias einen prachtvollen Fahnenschmuck verliehen hat, welcher am Montag, den 31. Oktober vom Deutschen Konsful, Herrn F. Ritschl, im Auftrag Sr. Majestät in der Quartett Klub-Halle, Nr. 2721—27 Germantown Ave., dem Bunde überreicht wird.

Der Beteranen=Bund ersucht nun alle Rameraden, fich alle an diesem unserem Ehrenabend perfonlich zu beteiligen.

Im Auftrage Philipp Zäuner, Bräfibent.

Außerdem machte der Deutsche Kaiser dem "deutschen Kriegerverein" in Philadelphia ein in der Schlacht erobertes französisches Bronzegeschen zum Geschenk. Demselben Berein ist von den Beteranen- und Kriegervereinen Deutschslands ein Denkmal gestistet worden, welches einen stürmenden den Fahnenträger in voller Kriegs- ausrüstung darstellt. Zu dem Fonds für das Denkmal, das von dem Berliner Bildhauer Albert Morip Bolff außeschührt wurde, leisteten der Kaiser, der Großherzog von Hessen, sowie die Senate von Hamburg und Bremen ansehnliche Beiträge.

Hochgeschätzt seitens der deutschen Kriegervereine sind auch die Porträts des Kaisers und der Bundesfürsten. In San Francisco, Californien, hatten sich Veteranen der deutschen Armee an den Kaiser mit der Bitte gewandt, dem Verein sein Porträt und die seines Vaters und Großvaters zu schenken. Das Gesuch fand gnädige Aufnahme, und die erbetenen Porträts wurden nach der Stadt am gols

denen Tor geschickt, wo sie durch den deutschen Generalkonsul Rosenthal in seierlicher Ansprache übergeben wurden.

Sehr bedeutsam und zur Förderung der handelspolitischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestimmt sind die Besuche der deutschen Rreuzerdivi= sion in den oftamerikanischen Gewässern, welche alle oftamerifanischen Säfen von der Gudipige Floridas bis nach Labrador angelaufen hat. Diese Besuche trugen aber nicht nur zur Förderung der handelspolitischen Interessen, sondern mehr noch zur Betonung des guten Einvernehmens zwischen den Deutschen in der Neuen Welt und den unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches zu ihnen kommenden Vertretern der alten Heimat bei. Zu einem außerordentlichen Ereignis gestaltete sich der Besuch des Kreuzer "Bineta" in New = Orleans unter dem Kommando des Kapitäns zur See Ludwig Schroeder, Ende Januar 1904, mit dem eine große Feier des Geburtstages des Deutschen Kaisers verbunden war. Professor 3. Hanno Deiler, damals Bundespräsident des Nordamerikanischen Sängerbundes, war mit den Empfangsarrangements betraut worden und richtete an alle zum nordamerikanischen Sängerbund gehörenden Bereine die folgende Zuschrift:

New Orleans, La., 15. Jan. 1904.

In wenigen Tagen, am 25. Januar, wird das ganze amerikanisch-westindische Geschwader Deutschlands, bestehend aus den vier Kreuzern Vineta, Panther, Gazelle und Falke, mit einer Bemannung von ungefähr 1000 Mann, in New Orleans eintreffen, um hier am 27. Januar Kaisers Geburtstag zu seiern. In solcher Stärke ist die deutsche Flotte hierlandes noch nie aufgetreten, weshalb wir diesen Besuch besonders sestlich begehen wollen.

Es sind verschiedene Festlichkeiten geplant, beren Söbepunkt der auf Donnerstag, den 28. Januar, sestgesete Riesenempfang und Ball in der Washington-Artilleriehalle bilben wird. An diesem Abend wird der Unterzeichnete, auf einstimmigen Bunsch des deutschen Zentralkomites, die Offiziere und Mannschaften begrüßen, und werden die Verseinigten Sänger von New Orleans den gesanglichen Teil des Empfangs übernehmen. Auch der Nationalpräsident der deutschen Kriegervereine wird von St. Louis kommen, um die Gäste an diesem Abend im Namen der Kriegervereine Amerika's zu begrüßen.

Es ist nach meiner Ansicht passend, daß ich bei bieser Begrüßung auch im Namen der deutschen Sänger, deren Bertreter die New Orleanser Sänger sind, spreche, und es wäre schön, wenn die deutschen Sänger der größeren Städte des Landes sich durch Begrüßungstelegramme am Empfang beteiligten.

Die Depeschen sollen an mich abbressiert werden (J. Hanno Deiler, 2229 Bienville-Avenue, New Orleans, La.) und am Donnerstag Morgen, den 28. Januar, in meinen Händen sein. Alle Depeschen sollen neben der Unterschrift die vollständige Abresse des Absenders tragen, da der Commodore (Schröder), diese Depeschen, wie dei einer früheren Gelegenheit, vermutlich auch dieses Mal wieder brieflich beantworten wird.

Sie werden hierdurch freundlichst ersucht, für die Absendung einer Depesche aus Ihrer Stadt Sorge zu tragen.

Mit Sängergruß Ihr ergebener

J. Hanno Deiler, Bundespräsident bes Nordamerikanischen Sängerbundes.

Die Vereine kamen sast ausnahmslos dem Ersuchen nach; nur einige wenige machten eine Ausnahme, darunter die Vereinigten Sänger von Detroit, die ihre Absehnung damit motivierten, daß es viele in den einzelnen zum Verbande gehörigen Vereinen geben könnte, die von einer derartigen Huldigung des monarchistischen Prinzips etc. nichts wissen wollten und dadurch der Sängervereinigung, die allein zur Förderung der Gesangsinteressen Detroits bestehe, entfremdet werden könnten.

Aus Cincinnati lief bei Professor Deiler auch folgendes Telegramm ein:

Bersammelt zur Naisers Geburtsfeier entbieten dem zu gleichem Zweck an Columbia's Gestaden gelandeten westindischen Geschwader Deutschlands besten Willsommsgruß: Bertreter deutscher Bereine von Cincinnati.

> Carl Pollier, Deutscher Konsul.

Das Vorgehen des Professors Deiler, die auf Bestellung gelieferten Begrüßungstelegramme, der im Namen der deutschen Vereine telegraphierende deutsche Konsul von Cincinnati wersen ein grelles Schlaglicht auf die "Echtheit" der ganzen deutsch-amerikanischen Bewegung!

Aus Anlaß des Besuches des Kanonenbootes, Panther" in dem Hafen von Galveston erschien in deutschen Blättern des Staates Texas solgender Aufrus:

Deutsch=Teganer heraus!

Eine große Ehre steht ber Stadt Galveston in Tegas bevor. Ein Kanonenboot der kaiserlich=deutschen Flotte wird den Hafen von Galveston besuchen: ein Borzug, der nie zu= vor einem teganischen Hättern besinden sich seit einigen Tagen Aufruse, die anscheinend von dem in Gal= veston stationierten Herrn Konsul Runge inspiriert sind, in denen die Deutsch=Teganer ausgesordert werden, den deutschen Soldaten einen würdigen Willtomm zu bieten. Dieser Borschlag sindet hoffentlich eine gute Aufnahme. Bei solchen Gelegenheiten, wie die bevors

stehende, regt sich bei Allen, die in Deutschland geboren oder in Amerika in deutschem Geiste erzogen wurden, mit mächtiger Gewalt die Liebe zum alten Baterlande. Die ehemaligen deutschen Soldaten, die das Schicksal nach Texas verschlagen hat, sollten sich mit Sängern, Turnern, Hermannssiöhnen und Allen, welche die Fahne des Deutschtums hochshalten, vereinigen, um den Empfang des "Panther" zu einer glänzenden Affaire zu machen. Das Kommando lautet: Das Ganze sammeln!

Die zur Enthüllung des Denkmals des "alten Fritz" in Washington entsandten Specialgesandten des Kaisers, Generalleutnant Alfred von Löwenfeld, General-Adjutant der Raisers, und Major Graf von Schmettow, Flügeladjutant des Kaisers, hatten, wie sie den Vertretern der Presse mitteilten, von ihrem obersten Ariegsherrn den Auftrag erhalten, sich in den Vereinigten Staaten "gründlich umzuschauen, und ihm aussührlichen Bericht zu erstatten". Sie sahen sich gründlich um, waren überall die Ehrengäste der deutschen Ariegervereine und besuchten u. a. auch Mil= wauke, die deutscheste Stadt der Union, wo die beiden Gefeierten in großer Galaunisorm Parade über die in corpore erschienenen deutschen Arieger abhielten und Generaladiu= tant von Löwenfeld in seiner Ansprache erklärte, daß er von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser den besonderen Auftrag erhalten hätte, die deutschen Kameraden in Milwaukee, die dem Prinzen Heinrich einen so herzlichen Empfang bereitet hätten, auf das wärmste zu grüßen. In Milwaukee weht gutdeutsche Luft, und die Vertreter des Kaisers sahen sich in den Erwartungen, die sie dorthin geführt hatten, nicht enttäuscht. Es geht dies auch aus dem nachstehenden Schreiben hervor:

Chicago, den 5. Dez. 1904.

Herrn Max Hottelet, Präsident des "Deutscher Kriegerbund von Wisconsin", Milwaukee, Wis.

Die Feierlichkeiten zum Empfang der beiden Spezial=

gesandten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers haben einen so schönen und würdigen Verlauf genommen, daß ich als Vertreter der Deutschen Regierung mir gestatte, Ihnen hierfür noch meinerseits den herzlichsten Dank zu sagen. Die beiden Offiziere haben mir wiederholt ihre Freude darüber zum Ausdruck gebracht, daß ihnen die Gelegenheit geboten wurde, so viele alte deutsche Soldaten zu sehen.

Hochachtungsvoll,

Wever, Kaiserlicher Konsul.

Es darf an dieser Stelle wohl erwähnt werden, daß die landsmannschaftlichen Vereine gleichfalls der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens der Deutschen Landessürsten sind. So hat der Großherzog von Hessen dem Chicager Hessen eine prächtige Fahne gestiftet, und der Prinz=Regent von Vahern ist diesem Beispiel gesolgt, indem er dem bahrisch-amerikanischen Verein von Chicago als "Symbol seiner Gesinnung für die ausgewanderten Söhne des Vahernlandes" durch den deutsschen Konsul eine Fahne überreichen ließ.

Auch der New-Yorker "Hessen-Darmstädter Bolkksfestverein" erhielt von dem Großherzog Ernst Ludwig eine prächtige Fahnenschleife und ein wohlgetroffenes Porträt.

Mit dem Bilde des Großherzogs kam ein Pegleitsschreiben aus dem großherzoglichen Kabinett an den Vorstand des Hessen-Darmstädter Volksfest-Vereins, welches solgendermaßen beginnt:

"Auf Ihre an Seine Königliche Hoheit den Großsherzog gerichtete Eingabe teilen wir Ihnen mit, daß Allershöchstdieselben Sich gern bereit erklärt haben, Ihnen Ihrem Wunsche gemäß eine Fahnenschleise für Ihre Fahne sowie das anliegende mit Namensschrift versehene Bild zum Schmucke Ihrer Vereinshalle zu stiften. Leider konnte Ihnen die Fahnenschleise bis zu Ihrem Hessen-Darmstädter

Volksfeste, welchem Seine Königliche Hoheit den besten Erfolg wünscht, nicht zugestellt werden. Dieselbe wird speziell für Sie angesertigt und Ihnen, wenn sertiggestellt, übermittelt werden."

Das Schreiben schließt dann mit der Versicherung, daß Seine Königliche Hoheit die Anhänglichkeit der Hessen-Darmstädter von New-York an ihre alte Heimat sehr hoch anerkenne und gerade deshalb keinen Augenblick gezögert habe, dem Wunsche derselben zu willsahren. —

Ein wahrhaft königliches Geschenk stiftete der Prinzregent Quitpold von Bayern dem Pfälzer Bolksfestver= e in in New- York. Es besteht aus einem Porträt des Pringregenten in prachtvollem Goldrahmen und einer Fahnenschleife in den bayerischen Nationalfarben. Der König von Bahern oder des Königreich Baherns Verweser ist ja bekanntlich auch "Pfalzgraf bei Rhein", und als solcher hat der Prinzregent seinen getreuen linksrheinischen Landsleuten im fremden Lande das Geschenk gewidmet, wie die Inschrift besagt. Die aus schwerer Seide hergestellte Fahnenschleife, ein Meisterwerk der Posamentierkunft, trägt auf der weißen Seite in Goldbuchstaben die Inschrift: "Bon Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzregenten von Bahern" und auf der anderen Seite die Worte: "Dem Pfälzer Volksfestverein von New- Nork 1903." Die lonalen Pfälzer, die ja längst keine "Muß-Banern" im früheren Sinne in der Heimat waren, können mit Recht auf dieses fürstliche Geschenk stolz sein.

Dem "Murrah Hill Schwaben-Aranken-Unterstützungsverein" in New-York sandte der König von Bürttem = berg eine schöne Fahnenschleife und sein Bild in hübschem Eichenrahmen.

Derselbe Monarch sandte dem städtischen Bibliothekar in Chicago, Herrn E. F. L. Gauß, welcher Sr. Majestät die Bestichte über das silberne Jubiläum des Chicagoer Schwabens Bereins und die anläßlich desselben herausgegebene prächtig

19*

ausgestattete Festschrift zugeschickt hatte, eine ehrende Anerkennung. Die von dem Privatsekretär des Königs geschriebene Antwort lautete solgendermaßen:

"Der König hat sich aus der Festschrift gleichwie aus dem Beitungsbericht mit Freuden überzeugt, wie die innigen Beziehungen, welche die Schwaben in Chicago mit ihrem Vaterlande verbinden, nicht aufgehört haben fort zu bestehen. Er hofft, daß die Pflege vaterländischer Gesinnung im Schwaben-Verein von Chicago allzeit die Anhänglichkeit seiner Mitglieder an die alte Heimat neu ausleben, daß sie eine Brücke schlagen möge über Raum und Zeit."

Auch der Cannstädter Volkssesterein in Philadelphia wurde mit dem Bildnis des Königs von Württemberg beglückt.

Dem äußerst strebsamen Professor Dr. Karl Beck, Vorsitzendem der "Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika", der es als Spezialität betreibt, deutsche Fürsten zu Ehrenmitgliedern der Vereinigung zu ernennen und sich im Glanze dieser fürstlichen Mitglieder zu sonnen — daher das schöne Wort "Vereins-Veckerei" — ging nachstehendes Hand sich reiben des Großherzogs von Baden zu:

Berigeschätter Berr Brof. Dr. Bed!

Sie haben die große Freundlichkeit gehabt, mir das Diplom darüber zukommen zu lassen, daß die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika mich zu ihrem Ehren=mitgliede ernannt hat. Ich konnte Ihnen schon mündlich aussprechen, daß ich die Ehre dieser Er=nennung besonders hochschäße und dafür aus Wärmste danke.

Die Bitte, die ich heute an Sie richte, geht dahin, der Bermittler meiner aufrichtigen und herzlichen Danksbarkeit für die mir erwiesene sehr freundliche Aufmerksamkeit bei Ihrer Bereinigung zu sein.

Möge die Vereinigung blühen und gedeihen und ihren Mitgliedern die Erinnerung an die schöne Studentenzeit in der alten deutschen Heimat wert erhalten.

Ihr ergebener

Friedrich, Großherzog von Baden.

Rarleruhe, den 29. Dez. 1903.

Der Kaiser hat bekanntlich Wan derpreise für die deutschen Gesangvereine in den Vereinigten Staaten gestiftet, an deren Wohlergehen er innigen Anteil nimmt. Dem "Jungen Männerchor" in Philadelphia, der beim letzten Kaiserpreis-Singen den Preis errungen, ging folgende Kabeldepesche zu:

"Funger Männerchor", Präsident Arno Leonhardt, Philadelphia, Pa.

Dem Sieger im Kampfe der Gefänge Meinen Glückwunsch. Möge auch der Besitz Meines Preises die Anhänglichkeit an die alte Heimat lebendig erhalten.

Wilhelm I. R."

Das Liebeswerben bes Deutschen Reiches und seiner amtlichen Vertreter in den Vereinigten Staaten um die Freundschaft der dortigen, bis vor Beginn des spanisch-amerikanischen Arieges als Renegaten gebrandmarkten Deutschen muß unbeteiligten Zuschauern, insbesonders Anglo-Amerikanern, um so auffälliger und befremdlicher erscheinen, als es in direktem Gegensatz zu der von der Deutschen Regierung im eigenen Lande fremdsprachlichen Untertanen gegenüber besolgten Politik steht. Was würde geschehen — ich stelle die Frage des Vergleiches wegen — wenn der König von Dänemark oder der Präsident der Französischen Kepublik den einstigen Staats-Angehörigen in Nord-Schleswig und in Chaß-Lothringen Fahnen mit aufreizenden Inschriften durch ihre amtlichen Vertreter überreichen lassen, oder wenn die intransigenten Dänen in Schleswig-Holstein und die mit

Sehnsucht an das alte Regime zurückdenkenden Franzosen in den Reichslanden Telegramme über die Grenze senden und ihre einstigen Staatsoberhäupter ihrer unverbrüchlichen Treue und Lohalität versichern wollten? Was würde geschehen, frage ich weiter, wenn z. B. die in Berlin ansässigen Polen im Massenumzug durch die Straßen marschieren, Banner mit den Porträts polnischer Nationalhelden tragen und das Lied "Noch ist Polen nicht verloren", anstimmen würden?

Mich gruselts, wenn ich an die Folgen solcher Handlungen denke, und doch wären sie im Grunde nichts anderes als das, was gegenwärtig in Amerika geschieht und zwar mit Beishülfe derselben Regierung, die polnische Geistliche, Redakteure, Lehrer und Schulkinder auf das Unbarmherzigste versfolgt, weil sie von ihrer polnischen Muttersprache nicht lassen wollen!

Auch in Amerika gibt es Dänen, Franzosen und Polen, die ebenso gute Bürger der Republik wie die Deutschen sind und die, von glühendem Rachedurst gegen das deutsche Reich erfüllt, keine Gelegenheit versäumen, um die Ausmerksamskeit der maßgebenden Stellen auf den erstaunlichen Gegenssatz zu lenken, der sich in der Haltung der deutschen Regierung im Verkehr mit ihren einstigen, jeht einem fremden Staatsswesen angehörigen Untertanen und ihren eigenen sremdsprachigen Untertanen offenbart. Ein junger Däne, ver das deutsche Reich grimmig haßte, war der beste Freund zweier Kanzleibeamten der Deutschen Vorschaft in Washington, und ich kann wahrheitsgemäß versichern, daß sie keinerlei Geheimsnisse vor ihm hatten.



XXIV.

Die Kriegsgefahr zwischen Amerika und Deutschland. — Die Haltung der Deutsch-Amerikaner das eine ungewisse Moment. — Fünf Mal stand im letten Jahrzehnt der Friede auf des Messers Schneide. — Der Coghlan-Zwischenfall. — "Hoch der Krästent." — General Mc Arthur's Indiskretionen. — "Unser nächster Krieg wird mit Deutschland stattsinden." — "Kitter vom schwarzeweiß-roten Zirkel." — Aussichten eines Krieges für die Bereinigten Staaten ungünstig. — "Jeder Krieg zwischen Amerika und Deutschland ein Bürgerkrieg!" sagte schon Herr von Holleben. — Leistete Krinz Heinrich Abbitte? — Deweh lehnte Einsadung zu abermaliger Zusammenkunst mit Krinz Heinrich ab. — "I swear allegiance to the flag." —

Wer im letten Jahrzehnt von hoher Warte aus die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche verfolgt hat, muß unweigerlich zu zwei Schlußfolgerungen gelangen, nämlich, daß von beiden Seiten ernstlich mit der Gesahr eines Krieges gerechnet wurde und noch gerechnet wird, und daß die Haltung der Deutschsund noch gerechnet wird, und daß die Haltung der Deutschsund noch gerechnet wird, und daß die Haltung der Deutschsungen in einem solchen Konflikte das einzige ungewisse Moment bildet, auf das seitens des deutschen Reiches ebenso große Hoffnungen geseht werden, wie man ihm seitens der Regierung in Washington mit ebenso großem Mißtrauen gegenübersteht.

Nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die ernste Ge=

fahr eines Krieges zwischen den beiden Ländern war in dem vergangenen Jahrzehnt nicht weniger als fünf Mal gegeben: Vor Manila, als Deweh und Diedrichs ihre Flotten zum Gefecht klar machten und die Amerikaner das Schmähgedicht "Hoch der Kaiser" ("Me and God") sangen, das später durch den Coghlan-Zwischenfall in der ganzen Welt berühmt wurde. In Anbetracht des Aussehens, welches dieser Zwischenfall auf beiden Seiten des Ozeans hervorrief, mögen einige nicht ans stößige Strophen des Liedes hier Platz sinden:

Hoch der Kaiser!

Der Kaiser of die Fatherland And God on high all dings command. Ve two — ach! Don't you understand Myself — and Gott.

Vile some men sing der power divine, Mein soldiers sing: "Der Wacht am Rhein", And drink der health in a Rheinisch wine Of me — and Gott.

In Verbindung mit diesen Versen sei auch eine niedliche Coghlan-Roosevelt-Anekdote hier wiedergegeben:

Alls Contre-Admiral Coghlan sich zur Kur in Colorado Springs aufhielt, kam auch Präsident Roosevelt während seines berühmt gewordenen Jagdaussluges dorthin. Die beiden Männer begegneten sich auf der Hotel-Veranda, und der Admiral näherte sich dem Präsidenten, um ihm nach gut amerikanischer Sitte die Hand zu schütteln.

Herr Roosevelt sah ihn einen Augenblick durchdringend an und wandte sich dann zur nächsten Person.

"Joe," sagte die Frau des Admirals, "er hat dich nicht erkannt. Geh' und sage ihm, wer du bist."

Gehorsam machte der Admiral Kehrt und ging zum Präsidenten zurück, indem er sagte: "Ich glaube nicht, daß Sie sich meiner entsinnen, Mr. Roosevelt." Wiederum starrte ihn der Präsident an. Dann glitt ihm ein breites Lächeln über das Gesicht. Er schlug den Admiral krästig auf die Schulter und rief dabei mit donnernder Stimme: "Hoch der Kaiser!"

Auch auf Roosevelt entstand ein "Schmähgedicht", das bisher noch nicht in weitere Kreise der Öffentlichkeit gedrungen ist. Der mir bekannte Verfasser hat mich autorisiert, einige Strophen davon zum Abdruck zu bringen. Ich lasse sie hier solgen:

Soch der Brafident!

Melodie: Bar einst ein Riese Goliath. Der "Teddy" Roosevelt bin ich ja, Rauhreiter-Präsident, In Deutschland und Amerika, Ein jedes Kind mich kennt. —

Bin "Teddy" mit dem großen M—und Der Held von San Juan Im Renommieren niemals faul. — A true American.

Der schönen Worte brauch' ich viel, Denn "talk" ist "cheap" im Land, "Fair play for all and a square deal" Für mich die — off'ne Hand.

Die Deutschen hab' ich schrecklich gern, Bum Fressen lieb' ich sie, Jedoch, das ist des Pudels Kern, Kommt in die Quer' mir nie!

Verletzet nie Monroes Doktrin Sonst mach' ich gleich mobil, Ich selbst ich stürme nach Berlin, Held Dewey dampst nach Kiel!

2C. 2C.

Nach der Dewen-Diederichs-Episode war ernste Kriegsgefahr ferner vorhanden bei der Samoa-Uffare, bei der englische und amerikanische Kanonen auf das deutsche Kriegsschiff im hafen von Apia gerichtet waren; bei dem holleben-Zwischenfall vom 12. März 1902, als dem Deutschen Reich und seinem Botschafter am Tage nach der Abfahrt des Prinzen Beinrich ein tötlicher Insult zugefügt wurde; bei dem Bombardement des venezuelanischen Forts San Carlo durch deutsche Kriegsschiffe und schließlich bei der General Mc. Arthur-Affäre, als dieser redselige Offizier auf einer Militär-Konferenz in Hawaii erklärte, daß der Krieg mit Deutschland in naher Aussicht stände. Der indiskrete General, dem das Herz mit dem Munde durchging, äußerte sich bei derselben Gelegenheit dahin, daß die alldeutsche Bewegung, von Deutschland genährt, in Amerika immer weiter um sich greife und bereits dahin geführt hätte, daß sich während des spanischamerikanischen Krieges so wenig Deutsche zum Dienste in der Armee meldeten, daß die Gegenwart eines Deutschen Aufsehen erregte. Zudem wüchsen die deutschen Interessen in Süd-Amerika in solchem Mage an, daß ein Kampf um die Aufrechterhaltung der Monroe Doktrin unvermeidlich sei. Im Falle eines solchen Krieges bilde Hawaii einen wichtigen strategischen Punkt, da die Deutschen es erst erobern müßten, ehe sie einen Angriff auf die pazifische Küste der Bereinigten Staaten unternehmen fönnten.

Von dem Kriegsgeschrei ist es etwas stiller geworden, seitdem der intime Freund und Günstling des Präsidenten, Baron Speck von Sternburg, austelle des diesem persönlich unbequemen, mißliedigen und verhaßten Botschafters von Holleben getreten ist — ein Stellenwechsel, der einen Meisterzug Rooseveltscher Hemdarmel-Diplomatie darstellt. Wan hat den Schwähern zwar einen Riegel vorgeschoben, damit jedoch das Umsichgreisen des Kriegsgedankens nicht verhindern können, der immer weitere Kreise zieht. Ein bekannter anglo-

amerikanischer Schriftsteller, der in wichtigen Missionen in Washington wie in London, auf den Philippinen wie in Ostsasien tätig gewesen ist, und der sich des Vertrauens des Weißen Hauses, des Staats-Departements und der britischen Botschaft in Washington erfreut, gestand mir die Tatsache vor einem Jahre unumwunden zu.

"Wozu die Sache an die große Glocke hängen," bemerkte er. "Wir alle wissen es, ein Jeder, der in den antlichen Kreisen Washingtons verkehrt, weiß es: Unser nächster Krieg wird mit Deutschland stattfinden!"

Die Gefahr eines Krieges zwischen Amerika und dem Deutschen Reiche wurde in dem Augenblicke geboren, als die Vereinigten Staaten durch Kauf der Philippinen von den Bahnen ihrer altbewährten, durch Washington und Monroe vorgezeichneten Politik der Nichteinmischung in außersamerikanische Angelegenheiten abwichen und sich in eine abenteuerliche, imperialistische Politik einließen, die früher oder später zu seindlichen Zusammenstößen mit der einen oder andern gleiche Bestrebungen versolgenden europäischen Macht führen muß. Die Namen Manila, Samoa, Venezuela genügen, um die Wahrheit dieses Saßes zu beweisen.

Man ist in Washington sehr mißtrauisch, das scheint dort in der Atmosphäre zu liegen. Die meisten mittels und südsamerikanischen Revolutionen werden dort ausgeheckt. Ich erinnere nur an die dis in die kleinsten Einzelheiten vorher arrangierte Geburt der Republik Panama, und unvergessen ist noch die Zeit der dem Bürgerkrieg vorangegangenen politischen Umtriebe in der Bundeshauptstadt, als der über die ganze Union verbreitete Geheim bund der Ritter vom golden en Zirkelseinen Pläne zur Secession der Südstaaten schmiedete. Was damals möglich war, so geht die Ansicht, mag sich auch jest noch wiederholen, und nicht ohne Herzbeksemmung verfolgt man das Kommen und Gehen der Spezialgesandten des Kaisers, ihre enthusiastische Aufse

nahme durch die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die seierliche Weihe von Kaisersahnen in den deutschen Farben mit der Inschrift: "Wit Gott für Kaiser und Reich," und der Absendung von Huldigungstelegrammen alter deutscher Veteranen an ihren obersten Kriegsherrn.

Man kann es der Administration in Washington kaum verdenken, wenn sie nervöß ist, schwarz sieht und an die Möglichkeit des Bestehens eines Bundes der Ritter vom schwarz-weiß-roten Zirkel glaubt, der es sich zum Ziel gesett, im Falle eines Krieges zwischen der Republik und dem deutschen Kaiserreiche eine unabhängige Konföderation der deutschen Staaten des Mittelwestens in's Leben zu rufen und dem guten Onkel Sam im eigenen Land den Krieg zu erklären. Hatte nicht schon Berr von Solleben auf diese Eventualität hingewiesen, indem er einer Interviewerin, meiner verehrten Freundin Frau Grace A. Downing, zur Weiterveröffentlichung durch die Presse des Landes unter nachdrücklicher Betonung der Worte beteuerte, daß jeder Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland die Natur eines Bürgerkrieges tragen merbe?!

Die Aussichten eines solchen Krieges sind für die Vereinigten Staaten nicht die besten. Die Gegensähe zwischen dem immer übermätiger und rücksichtsloser auftretenden Kapital und der ausgebeuteten und geknebelten Arbeit haben sich derart zugespitzt, daß die Regierung sich im Ernstsalle nicht auf die Massen verlassen könnte, besonders wenn die Bevölkerung in zwei seindliche Lager geteilt wäre. Auch das Negerproblem im Süden hat ein sehr bedrohliches Aussehen angenommen und läßt einen verzweiselten Kassekamps, eine allgemeine Erhebung der Farbigen gegen die Weißen als nicht ausgeschlossen erscheinen. Die Interessen der atlantischen Staaten sind andere als die der pazifischen Staaten, die der Nord-Staaten wiederum andere als die der

Süd-Staaten usw. Im Falle eines allgemeinen Kladderadatsches könnte Riemand das Resultat mit Sicherheit voraussagen.

Noch ungünstiger würden die Aussichten der Vereinigten Staaten im Falle eines Arieges mit dem Deutschen Reiche sein, wenn dieses ein Bündnis mit einer fremden, meerbe-herrschenden Macht abschlösse. Um Canada muß es früher oder später zwischen den Vereinigten Staaten und England zu einem Entscheidungskamps kommen und ein deutschsengslisches oder auch deutschsenglischspapanisches Bündnis liegt keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit. Allein auf sich angewiesen, könnte Onkel Sam gegen die beiden bez. drei verbündeten Mächte nichts ausrichten.

Das weiß auch der Mann mit dem "großen Stock" in Washington sehr wohl. Er hält daher, seinem Grundsatz getreu, liebliche Reden und rüstet, da er wahrhaft den Frieden will, für den Krieg!

Das Deutsche Reich wünscht, wie nicht erst besonders versichert zu werden braucht, nichts sehnlicher als den Frieden und rüstet darum gleichfalls für den Krieg. Seine Aussichten sind, wenn es diesen allein führen muß, nicht allzu alänzend. Viel, wenn nicht Alles, hängt von der Seegewalt ab. Selbst angenommen, daß es einen Bund der Ritter vom schwarz-weiß-roten Zirkel in den Bereinigten Staaten gäbe ich gebrauche den Namen nur des nahe= liegenden Vergleiches wegen - so dürften von deutscher Seite nicht allzu große Hoffnungen auf ihn gesetzt werden. Denn mögen auch die in Deutschland geborenen Alten zum Teil im deutschen Lager stehen, so sind doch die in Amerika geborenen Jungen in ihrer überwiegenden Mehrheit in ihrem Denken, Fühlen und Handeln Amerikaner, treue Bürger der Republik, für die sie ihren letten Blutstropfen vergießen werden. Ein Arieg zwischen den beiden Ländern würde also, schlimmer noch als ein Bürgerkrieg, ein

Bruder frieg sein, in dem der Bater dem Sohn, der Bruder dem Bruder seindlich gegenüberstände. Ein surchtbarer Gedanke

Es muß offen und ehrlich herausgesagt werden: Ein großer Teil der Verantwortung für die ernste Trübung der einst freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen gebührt den Beratern des Kaisers, die einerseits durch ihre ebenso aufdringliche wie würdelose "Politik der Geschenke," andererseits durch die weit über das Zulässige hinausgehende direkte wie indirekte Förderung der Deutschtumsbewegung in den Vereinigten Staaten ein unüberwind= ' bares Gefühl des Mistrauens in den amtlichen Kreisen Washingtons geschaffen haben. Man kann und will nicht an die Aufrichtigkeit der Freundschaftsbeteuerungen einer Regierung glauben, die ihre wahre Natur — so lautet das amerikanische Argument — in China, in Benezuela etc. ge= offenbart hat. Man will und kann es nicht glauben, daß eine sich selbst achtende Regierung die tiefsten Demütigungen und Kränkungen hinnimmt, ohne auf Genugtuung zu sinnen. Läßt sich eine schlimmere Kränkung und Demütigung denken als sie in der seinerzeit durch die "Associated Press" verbreiteten Meldung enthalten war, Pring Heinrich hätte Admiral Dewen Abbitte geleistet? Ich lasse die Melbung, die auf die Haltung der "Associated Press" ein grelles Schlaglicht wirft, so folgen, wie sie in der "Washington-Post" vom 16. Februar 1902 wiedergegeben war:

Bring leiftete Dewey Abbitte.

Der Admiral nahm die Geringschätzung der Bereinigten Staaten übel.

Bremerhafen, 15. Februar. — Vor seiner heute ersfolgten Absahrt nach Amerika nahm Prinz Heinrich in einer Unterhaltung mit einem Vertreter der "Associated Press" auf den Vericht Bezug, daß er einen Brief an Admiral

Dewey geschrieben und darin wegen des Verhaltens des deutschen Geschwaders in der Bai von Manila während des Krieges mit Spanien Abbitte geleistet hätte. "Es ist Alles unwahr", sagte der Prinz. "Ich habe in meinem Leben nie an Admiral Dewey geschrieben."

Die "Associated Press" empfing gestern aus authenstischer Quelle eine Erklärung bezüglich des Gerüchtes, daß Brinz Heinrich einen Abbittebrief an Admiral Dewey gesschrieben hätte. Nachstehende Information kam nicht von Admiral Dewey selbst, sondern von einem seiner intimsten Freunde, und ist absolut wahr.

Der Admiral empfing neulich einen Brief von einem Mitglied der amerikanischen Botschaft in Berlin, worin dieses den Inhalt einer Unterhaltung wiedergab, die es vor der Absahrt des Prinzen nach Amerika mit diesem auf dem Diner hatte, das ihm zu Ehren von Botschafter White versanstaltet worden war.

In dieser Unterhaltung erwähnte der Prinz, daß er gehofft hatte, nach Ablauf seiner Dienstzeit bei dem Geschwader in China aus dem Often via San Francisco heimszusehren, daß er aber durch die Krankheit seiner Mutter gezwungen worden wäre, den schnelleren Weg durch den Suez-Kanal einzuschlagen. In seiner üblichen aufrichtigen Manier fügte er im Anschluß an die Bemerkung, daß die jetige Zeit viel günftiger zum Besuche der Vereinigten Staaten sei, hinzu:

"Ich weiß, daß Ihr Amerikaner Euch über die Angelegenheiten im Often sehr verletzt fühlt und ich kann Euch deswegen nicht tadeln. Ich selbst beging einen Fehler, der wie ich jetzt sehe, von der englischen Presse ausgebeutet wird, um zu hetzen. Ich gab in Hongkong ein Diner auf der "Deutschland", meinem Flagsschiff, bei dem Admiral Deweh anwesend und der älteste Offizier war; es waren außerdem zwei Russen, einige Engländer, sowie Offiziere anderer Nationalitäten da, auf die ich mich jest nicht weiter besinnen kann; ich trank zuerst auf das Wohl des Zaren, dann auf das anderer Fürsten und zuletzt auf das bes Präsidenten der Bereinigten Staaten. Deweh war beleidigt, wie ich am nächsten Tage erfuhr, und ich sah ein, daß ich einen großen Fehler begangen hatte. Ich begab mich sostenten Bord der "Olympia" und sprach mit Deweh, welcher meine Entschuldigung wohls wollend annahm."

Der Prinz fügte hinzu, er wisse wohl, daß von deutsscher Seite Fehler begangen worden seien, aber seine Beziehungen zu Admiral Dewey wären stets die denkbar besten und freundlichsten gewesen. Er sandte dem Admiral die Bersicherungen seiner größten Hochachtung und drückte gleichzeitig die aufrichtige Hoffnung aus, mit ihm während seines Besuches in Amerika zusammenzutreffen.

Gleichsam um die Versicherung des Prinzen Heinrich von Preußen, daß seine Beziehungen zu Deweh immer die ansgenehmsten und freundschaftlichsten gewesen seien, in das richtige Licht zu sehen, veröffentlichte die "Associated Press" am nächsten Tage einen Depeschenwechsel zwischen Admiral Deweh und Botschafter von Holleben, der in der "New-York Times" wie folgt erschien:

Dewey lehnt Einladung zum Diner mit Prinz Heinrich ab.

Benachrichtigt ben Botschafter von Sol= leben, daß Frau Dewen zu krank sei, als daß er sie verlassen könne.

Palm Beach, Fla., 17. Februar. — Abmiral Dewey empfing heute von Washington folgendes Telegramm:

"Wollen Sie am 28. Februar 7,30 abends bei mir dinieren, um die Ehre zu haben, mit Seiner Königlichen Hoheit Prinz Heinrich von Preußen zusammenzukommen? Holleben,

Raiserlich Deutscher Botschafter."

Abmiral Dewey antwortete folgendermaßen:

"Zu meinem lebhaften Bedauern kann ich Ihre Einladung zum Diner und zu der Ehre einer nochmaligen Zusammenkunft mit Prinz Heinrich von Preußen nicht annehmen, da Frau Dewey zu frank ist, als daß ich sie allein lassen könnte.

> George Dewey, der Admiral der Marine."

Nann man es, so wiederhole ich, den amerikanischen Staatsmännern verargen, wenn sie nicht an die Aufrichtigkeit der deutschen Freundschaftsbeteuerungen glauben wollen?

Ein unberechenbares und daher äußerst gefährliches Moment bildet das Treiben jener Leute, denen eine ernste Störung der Beziehungen zwischen beiden Ländern eine goldene Gelegenheit bietet, im Trüben zu sischen und sich die Taschen zu füllen. Eine ganze Anzahl Männer, von deren Dasein man sonst nichts gewußt hätte, hat in der Deutschtumbewegung der Vereinigten Staaten ein ergiebiges Feld für die Betätigung ihrer eigenartigen Talente gefunden. "Eitle Professoren", Journalisten, deren Feder allzeit dem höchsten Bieter feil ist, Bierwirte und Bierbrauer, die über einen großen Zulauf verfügen, Anwälte und Arzte ohne Praris, Politiker, die noch nie einen Handstrich ehrliche Arbeit getan haben — sie alle halten die Zeit für gekommen, sich als Retter des Deutschtums aufzuspielen und sich an die immer gefüllte Krippe nie versiegender Geheimsonds zu setzen. Richt ideelle, sondern höchst materielle Beweggründe sind die geheime Triebfeder jener dunkeln Ehrenmänner, die ihre Überzeugung nach Bedarf wechseln und deren Geschäft die Mitte. 20

gewerdsmäßige Frreführung und Täuschung der Massen ist. Aber zum Glück für die Ruhe und den Frieden der beiden Bölker sind ihrem Treiben Grenzen gesetzt.

Es ist eine traurige Wahrheit, aber kein klardenkender Mensch vermag sich darüber hinwegzusetzen, daß die Deutschtumbewegung in den Vereinigten Staaten im natürlichen Lauf der Dinge ihr Ende nehmen muß. Je eher man sich zur Erkenntnis dieser Wahrheit durchringt und den Mut sindet, sie offen auszusprechen, umso besser wird es für die Sache des Weltfriedens bestellt sein. Hören wir, was von berufenster Seite über die Zukunft des Deutschtums gesagt wird. Einem vor mir liegenden Berichte des deutsch-amerikanischen Schulzverins von New- Nork entnehme ich die folgenden Stellen:

"Bor etwa einem Monate von einem längeren Aufenthalte im Westen zurückgekehrt, fand ich nach eingehenden Erkundigungen, daß dort sowohl wie hier die Erhaltung der deutschen Sprache auf ichwachen Gugen fteht. Die deutschen Schulen find von der Bildfläche verschwunden. Der Ginführung und dem Fortbestehen des deutschen Unterrichtes in den öffent= lichen Schulen werden die größten Schwierigkeiten in ben Weg gelegt, und wenn nicht alle Zeichen trugen, tann bas Ende des deutschen Unterrichtes in den öffent= lichen Schulen dort nicht mehr fern fein. Das würde bebeuten, daß außer vereinzelten Brofamen, mit benen bem beutschen Michel bas protestierende M . . . gestopft wird, der Erfolg eines jahrzehntelangen Nampfes gleich Rull war, weil die Gleichgiltigkeit der Deutsch = Umeri= taner in vielen Fällen noch nicht durch die Intelligenz übermunden werden tonnte. Der Übel größtes aber ift die Abneigung der deutschen Eltern, ihre Muttersprrche in der Familie zu pflegen."

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß dieser Bericht voll und ganz auf Wahrheit beruht. Obwohl meine Frau

und ich während unseres Aufenthaltes in Amerika zu Hause nur deutsch gesprochen haben, war es uns doch unmöglich. unsere Kinder dahin zu bringen, daß sie sich im Verkehr mit uns der deutschen Sprache bedienten. Sie verstanden jedes Wort, das wir an sie richteten, antworteten aber stets in englischer Sprache. Der heranwachsenden Jugend gehört die Zukunft, und diese Jugend ist im Denken, Fühlen und Sprechen amerikanisch. Der schlimmste Feind der deutschen Bewegung in den Vereinigten Staaten sind die in jeder Sinsicht vorzüglichen amerikanischen Volksschulen, welche in den im Ausland geborenen Kindern vom ersten Tage ihres Eintritts an die Liebe zur amerikanischen Flagge großziehen. In den Volksschulen der Großstädte mit stark ausländischer Bevölkerung wird vor den Kindern jeden Tag das Sternenbanner entfaltet und Tag für Tag muffen fie das feierliche Gelöbnis der Treue wiederholen:

"Is wear allegiance to the flag and the country for which it stands." (Jch) schwöre Treue der Flagge und dem Lande, dessen Abzeichen sie ist.)

Ilm die Gefahr eines Krieges zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten, die wirklich vorhanden und nicht abzuleugnen ist, nach Möglichkeit einzudämmen, gibt es nur ein gutes Mittel, das nämlich, den im Trüben sischenden dunklen Ehrenmännern und Verhetzern, die nicht nur auf amerikanischer Seite zu sinden sind, die Maske vom Gesicht zu reißen und sie undarmherzig in ihrer wahren Gestalt bloszustellen. Auch würde eine entschiedenere Haltung der Regierung in Berlin dem "Manne mit dem großen Stock" gegenüber wesentlich zur Erhaltung des Friedens beitragen. "Words are only good if backed up by deeds," hat der Rauhreiter-Präsident bei einer Gelegenheit gesagt, und das sollte man in der Wilhelmstraße nicht vergessen.

XXV.

Mein Kampf um eine Untersuchung. — Eines beutschamerikanischen Musterbürgers seltsame Rechtsanschauung. — Richard Bartholdt in einer Doppelrolle. — Beshalb die Demokraten ihre letzte Präsidentschaftskampagne verloren. — Ein Brief des früheren amerikanischen Botschafters in Berlin, Andrew D. White. — Ein Aufruf in der "R. J. Bolkszeitung" verhallt ungehört. — Meine Gesundheit durch die fortgesetzen Versolgungen hossenungslos ruiniert. — Befund zweier amerikanischer medizinischer Autoritäten. — Rücksehr nach Deutschland. — Bin ich das Opfer schweren Behördenirrtums? — Letzte Eingabe an das Auswärtige Amt. — Eine Erklärung Pastor Dr. D. Frommels. — Was wird das Ende sein?

Herr von Holleben war unter so schimpslichen Umständen, wie noch kein Botschafter vor ihm, von seinem Posten geschieden, aber der Zwischenfall des 12. März 1902, in den ich wider Wissen und Willen hineingezerrt worden war, blieb noch immer unausgeklärt. Es war für mich Lebensinteresse und Existenzbedingung, eine amtliche Untersuchung der Affäre herbeizusühren, von der meine Zukunft und die meiner Familie abhing. An anderer Stelle habe ich bereits berichtet, wie in dem von mir gegen die Herausgeber der "Groß-New-Yorker-Zeitung" angestrengten Verleumdungsprozesse das Recht gebeugt und ich durch in Deutschland gesammeltes salsches Zeugenmaterial sowie durch Bedrohung mit Entlassung aus meiner Stelle gezwungen worden war,

meine Klage zurückzuziehen; auch des merkwürdigen Ausganges des von dem "New-York Herald" wider drei Ber-liner Tageszeitungen angestrengten Verleumdungsprozesses habe ich bereits gedacht und dabei sestgesstellt, welch' mächtige geheime Einslüsse aufgeboten wurden, um zu verhindern, daß ich in diesem Prozesse als Zeuge zu Worte kam. Würde es mir allein, ohne Freunde und ohne Mittel, gelingen, eine Untersuchung herbeizusühren?

Trot meiner schlimmen Erfahrungen hatte ich noch immer nicht den Glauben an Recht und Gerechtigkeit verloren. Ich wandte mich an Arthur von Briesen, den Vorsitzenden der "Legal Nid Society," den Präsident Roosevelt einen "deutsch-amerikanischen Musterbürger" genannt hat und rief seine Vermittlung an. Nachdem Herr von Briesen mit Washington korrespondiert hatte, erhielt ich von ihm die niederschmetternde Antwort, daß, wer es wagte, sich zwischen zwei feindliche Gewalten zu stellen, erwarten müsse, von ihnen zermalnıt zu werden. Ich müsse mich ohne Untersuchung in mein Schickfal fügen. Dieser Bescheid kam aus dem Munde des Präsidenten eines Rechtsschutz-Vereins, desselben Mannes, der öffentlich als Ankläger gegen Karl Schurz aufgetreten war und ihn beschuldigt hatte, sich in der Politik der meistbietenden Partei verkauft zu haben. In der Tat ein "deutsch-amerikanischer Musterbürger" nach dem Berzen Präsident Roosevelts!

Bur Zeit der letten Präsidentschaftswahl bat ich Richard Partholdt, das deutsche republikanische Kongresmitglied für St. Louis, seinen nicht geringen Einfluß in Washington zur Herbeiführung einer Untersuchung einzusehen. Herr Bartholdt trug nicht Bedeuken, mir an George B. Cortelhon, den heutigen General-Postmeister der Bereinigten Staaten, welcher der Privat-Sekretär Mc Kinsleys und Koosevelks gewesen und zu jener Zeit mit der Leitung der republikanischen Wahlkampagne betraut war, einen Brief zu geben, in dem es wörtlich hieß:

"Herr Witte unterbreitete mir fürzlich eine Angelegensheit, die meines Erachtens Anspruch darauf hat, daß Sie eine Untersuchung verfügen. Er bat mich, die Sache dem Präsidenten vorzulegen, doch war mir dies infolge meiner geschäftlichen Überbürdung unmöglich. Herr Witte plaidiert für "fair play" und ist, wie ich die Sache ansehe, dazu berechtigt."

Wie mir später Herr Joseph Winter, Sekretär der deutschen Roosevelt-Liga, der dem Präsidenten persönlich bekannt und wiederholt bei ihm zu Gast gewesen ist, nuitteilte, war Herr Cortelhon ansänglich geneigt, dem Bunsche desherrn Bartholdt zu entsprechen, doch wurden abermals mächtige geheime Einslüsse aufgeboten, die ihn von seinem Vorsaße wieder abbrachten.

Herr Richard Bartholdt, der mittlerweile Bundes-Senator von Missouri geworden ist, - für einen ehemaligen deutschen Seperlehrling und einfachen Berichterstatter ber "N. A. Staats-Zeitung" immerhin eine achtbare Leistung! spielte in meiner ganzen Angelegenheit eine höchst traurige Rolle, die voll dem Bilde entsprach, das ich mir bereits auf der Botschaft, wo er sehr gut bekannt war, auf Grund ver= traulicher Mitteilungen, von ihm geformt hatte. Es hieß, so berichtete mir mein amtlicher Gewährsmann S-f, daß herr Bartholdt in einer gigantischen, die gesamte Silberfrage vollständig neu gestaltenden dunklen Geschäftstransaktion die Vermittlerrolle zwischen dem Bankhause S. Bleichroeder und dem Bundessenator Wolcott gespielt und dafür eine artige Belohnung erhalten habe. Das seit jener Zeit bemerkbare langsame Anziehen des Silberpreises ist eine Folge jener Transaktion!

Gegen Ende der Präsidentschaftskampagne sprach eines Abends der Privatsekretär eines Führers der demokratischen Partei in meiner Wohnung vor, und versuchte, mich zur Versöffentlichung einer Erklärung über den Zwischenfall vom

12. März 1902 zu bewegen. Ich war dazu nicht abgeneigt, stellte jedoch die Bedingung, daß mir seitens der Partei die Zusicherung einer Untersuchung in bindender Form gegeben würde. Am nächsten Morgen, 1. November 1904, veröffentslichte die "New-Yorker Staats-Zeitung" einen Artikel mit folgender Überschrift:

Was wird es sein?

Demofrat. National=Ausschuß verspricht Überraschungen.

Morgen foll die Rengierde befriedigt werden. — Murphy veripricht mehr als 139,000 Pluralität.

Überraschung in Aussicht. Sefretär Woodson vom Nationalausschuß prophezeit eine solche.

Sefretar Ury Woodson vom demofratischen Rational= ausschuß, welcher sicher an die Erwählung von Barker und Davis glaubt, äußerte sich gestern, daß morgen etwas geschehen werde, das die Republikaner in großes Erstaunen versegen dürfte. Mehr wolle er darüber nicht verlauten laffen. "Wir wiffen jett bestimmt, daß Barker der Er= wählte sein wird, und die Republikaner werden es morgen ebenfalls wissen," fügte er noch hinzu. Man zerbrach fich über der Rede dunklen Ginn fast die Ropfe in den Saupt= quartieren und tam schließlich auf die Idee, daß Rampagne= leiter Taggart morgen eintreffen und eine Masse günstiger Nachrichten mit sich bringen werbe. Aber später mußte man diese Lösung ber Frage auch beiseite legen, denn von Berrn Taggart traf die telephonische Nachricht ein, er würde vor= läufig in Indiana bleiben und komme wahrscheinlich nicht vor Ende der Woche nach New York.

Die in Aussicht gestellten großen "Überraschungen" trafen

nicht ein. Das ganze Land war aufs höchste gespannt und harrte mit Ungeduld der Dinge, die geschehen und die Republikaner in großes Erstaunen versetzen sollten. Aber nichts geschah, und Richter Parker erlitt eine der schmählichsten Niederlagen, die je einem demokratischen Präsidentschaftsfandidaten beschieden war.

Sier des Rätsels Lösung.

Es war beabsichtigt gewesen, die Geschichte des Zwischen= falls vom 12. März 1902 mit all' ihren Begleitumständen und voller Namensnennung der dafür verantwortlichen Bersonen zur Kenntnis des Volkes der Vereinigten Staaten zu bringen und dadurch grade im entscheidenden Augenblicke eine allgemeine Revolution der Stimmgeber, insbesondere aber der Deutschen, zu Gunften Parkers herbeizuführen. Wie es kam, daß die angekündigte Überraschung ausblieb, dafür wissen vielleicht herr hermann Ridder, der nachmals vom Deutschen Kaiser in Audienz empfangene Herausgeber der "New Porker Staats-Zeitung" und sein getreuer Schildknappe, Georg von Skal, in deren händen die Leitung der deutschen demokratischen Kanipagne lag, eine Erklärung. Wiederum hatte sich der "Hudu"-Charakter der "New Yorker Staats-Zeitung", die den von ihr unterstütten Kandidaten Unglück bringt, bewährt.

Als die Demokraten nach beendetem Wahlkampse sich anschickten, die Ursache ihrer Niederlage zu ergründen, wurden zahlreiche Stimmen laut, die über V c r r a t i m e i g e n e n L a g e r klagten und ihren Führern vorwarsen, die Partei an die Republikaner ausverkauft zu haben.

Noch immer wollte ich die Hoffnung auf Herbeiführung einer Untersuchung nicht aufgeben. Ich wandte mich unter eingehender Darlegung der Verhältnisse an den früheren amerikanischen Botschafter in Verlin, Andrew D. White, der zu jener Zeit seine deutschen Erinnerungen veröffentslichte, und bat ihn in meiner Angelegenheit um Kat und

Hülse. Herr Andrew D. White, der den Rus eines gerechts denkenden und wohlwollenden Mannes besitzt, antwortete mir aus Ithaka, N. P.:

"Ich denke, daß, wenn Sie Ihre Angelegenheit dem Staatssetretär für die Auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, Baron von Richthofen, unterbreiten, der mir immer als einer der gerechtesten und billig denkenden Männer ersichien, sie gebührende Berücksichtigung finden wird."

In ihrer Ausgabe vom 24. Januar 1906 veröffentlichte die "New Yorker Bolkszeitung", das einzige ehrliche und unabhängige deutsche Blatt der Metropole am Hufon, einen Aufruf, worin ich alle ehrlichen und unabhängigen deutschen Blätter auf beiden Seiten des Ozeans ersuchte, im Interesse von Recht und Gerechtigkeit eine amteliche Untersuchung der Augelegenheit zu verlangen. Der Appell verhallte wirkungslos.

Etwas später richtete ich von Wilmington, Del., aus, wo ich mich mit meiner Familie niedergelassen hatte, einen einzgeschriebenen Brief an den Nachfolger des inzwischen verstorbenen Hern von Richthofen, Staatssekretär von Tsch irsch kn, mit der Vitte um Untersuchung. Auch dieses Schreiben blieb ohne Antwort.

In Wilmington traf mich ein neuer Schlag. Ich hatte dort ein Wochenblatt herausgeben wollen, das den Bedürfnissen der Alten wie der Jungen, d. h. sowohl der in Deutschland wie in Amerika geborenen Deutsch-Amerikaner, Rechnung tragen und daher in deutscher wie in englischer Sprache ersichenen sollte. Die Geschäftswelt der Stadt nahm den Gedanken freundlich auf und kam mir zur Verwirklichung desselben auf das liberalste entgegen, so daß das Unternehmen bereits von Ansang an auf gesicherter Grundlage zu ruhen schien. Die erste Nummer meines Blattes, welchem ich den Titel "German-American Citizen" gegeben hatte, sollte am Samstag vor Ostern das Licht der Welt erblicken und war im

Sate bereits halb fertig gestellt. Da erschien, genau eine Woche vor dem von mir in Aussicht genommenen Tage, die erste Nummer eines andern Blattes mit gleichem Titel, als deffen Herausgeber A. D. Jakobfen, ein in Wilmington unliebsam bekannter Journalist, zeichnete. Der Mann hatte sich Namen und Blan meines Blattes angeeignet, und war unter der Vorspiegelung, daß sein und mein Unternehmen identisch seien, zu den Geschäftsleuten der Stadt gegangen, die nicht Anstand nahmen, ihm die für mein Blatt bestimmt gewesenen Geschäftsanzeigen zu geben. Bei Ausübung dieses Manövers zeigte er eine ganze Anzahl Briefe vor, die ihm der Botschafter, herr von Sternburg, selbst geschrieben hatte, der angeblich sein bester Freund sei und ihm die Unterstützung der Botschaft zugesichert hätte. Ich sette Herrn von Sternburg von dem Sachverhalt in Renntnis, veröffentlichte in der Wilmingtoner englischen Presse eine Erklärung, weshalb ich von meinem Vorhaben Abstand nahm, und begab mich mit meiner Familie nach Baltimore.

Dort ließ mein Sehvermögen plöglich in so auffallendem Maße nach, daß ich zwei hervorragende Spezialisten der Universität von Marhland, Dr. William Tarun und Dr. Fr-ving Spear, zu Kate zog, die mich sehr eingehend unterssuchten und mir dann die Eröffnung machten, daß ich an einer unheilbaren Kückenmarkkrankheit, locomota ataxia, hervorgerusen durch geistige Überanstrengung und Aufregung, erkrankt sei, die nach und nach zu völliger Erblindung und Lähmung des Körpers sühre. Jest erst erhielt ich die Erklärung über das plößliche Nachlassen meines Sehvermögens, das mich so beunruhigt hatte. Mein rechtes Augewar bereits erblindet, ohne daß ich es gewußt hatte.

Es war für mich eine furchtbare Entdeckung. Zum ersten Male in all' den langen schrecklichen Leidensjahren brach ich zusammen und vergoß bittere Tränen . . . Da es mir in Amerika unmöglich war, mein Recht zu finden oder Genugtuung zu erlangen, schiffte ich mich zu Ende Mai 1906 mit meiner Familie nach Deutschland ein. Wenige Tage noch vor meiner Absahrt wurde mir von einer Person, die ich vermöge ihrer Stellung für unbedingt zuverlässig gehalten, die sich jedoch heimlich mit Washington ins Sinvernehmen gesetzt hatte, ein Teil wichtiger Papiere entwendet und mir die drohende Warnung zugerusen, eine Untersuchung meiner Angelegenheit in Deutschland zu verlangen. Krant und elend wie ich war, nahm ich davon Abstand, dem Rate Herrn Reinhold Ortmanns, des neuen Chefredakteurs des Baltimorer "Deutschen Korrespondenten", zu solgen, die Diedin sosort verhaften zu lassen und ihr den Prozes zu machen. Ich hatte von amerikanischer Justiz gerade genug gehabt.

Zu Anfang Juni trasen wir in der alten Heimat ein. Bon der Seereise gestärkt und gekräftigt, nahm ich ohne Zausdern von Neuem den Kampf um eine Untersuchung auf. Ich machte dem Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Tschirschkh, Mitteilung von meiner Rückehr und stellte mich dem Auswärtigen Amte zu irgend welchen Vernehmungen zur Verfügung.

Mein nächstes Bemühen war darauf gerichtet, die Adresse des früheren deutschen Botschaftspredigers in Rom, des Pastors Dr. Otto Frommel, zu ersahren. Nach vielen vergeblichen Schritten wurden meine Bemühungen endlich von Ersolg gekrönt. Eine Dame des hohen Adels hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß Herr Dr. Otto Frommel in Gera, Reuß, ansässig sei. Unter Beilegung von Photographien richtete meine Frau am 18. Febr. 1907 ein Schreiben an den Geistlichen, worin sie ihn von dem uns widersahrenen himmelschreiendem Unrecht in Kenntnis setze und ihn beschwor, als Deutscher, als Christ und als Träger des Namens Frommel der Wahrheit die Ehre zu geben. Auf

diesen Brief ging ihr aus Gera am 19. Febr. das nachsstehende Telegramm zu:

Eben Brief. Beklage mit Ihnen tiefstens Opfer schweren Behörbenirrtums, lehne aber meinerseits jede Verantwortung ab, da ich, von amerikanischem Konsulat aufgeforbert, über gewissen Georg Witt, jedoch niemals über Ihren mir unbekannten Gatten, Aussagen gemacht. Weiteres brieflich.

Frommel.

Dr. Frommel durste als logaler Deutscher nur von einem "schweren Behördenirrtum" reden. Aber war es wirklich nur ein schwerer Behördenirrtum, oder war es mehr als das?

Am Tage darauf traf Herr Pastor Frommel selbst in meiner Wohnung ein. Er war auf das tiesste empört, daß man ihn, einen evangelischen Geistlichen, in eine so schmach-volle Intrigue hineingezerrt und ihm unter salschen Vorspiegelungen eine eidesstattliche Erstlärung abgeschlichen hatte, um mit ihrer Histenschuldlosen Mann und dessen Familie zu verderben. Er versprach, Alles in seiner Macht stehende aufzubieten, das mir zugesügte Unrecht wieder gut zu machen und mir zu meinem Rechte zu verhelsen.

Im weiteren Verfolg meiner Sache erwirkte ich mir von dem Königlichen Polizeipräsidium in Berslin eine amtliche Bescheinigung, daß ich in den Jahren 1892 und 93 ein Bewohner Berlins gewesen war. Ich ershielt sie, sowie auch eine von Herrn Frommel zur Veröffentslichung bestimmte Erklärung. Im Besitze dieser Dokumente richtete ich nun die solgende Eingabe an Herrn von Tschirschky:

Charlottenburg, ben 24. Mai 1907. Tegeler-Weg 103.

2In

ben Herrn Staatssekretar für das Auswärtige Umt Berlin.

Eurer Erzelleng

erlaube ich mir gang ergebenst, Folgendes mitzuteilen:

I. Im März 1902 veröffentlichte die Presse, unter ansberem die "Frankfurter Zeitung" vom 13. und daß "Berliner Tageblatt" vom 14. März 1902, folgende gleichlautende Meldung aus New-Pork:

"Die Deutsche Botschaft erklärt, Bitte habe von Holleben mit Ermordung bedroht."

II. In einem Beleidigungsprozesse gegen die "GroßNew Yorker Zeitung" aus dem Jahre 1902 bezog diese Material gegen mich von dem Auswärtigen Amte bezw. von Organen oder Personen, die ihm unterstellt sind. Insbesondere wandten sich meine Gegner durch Bermittelung des früheren Deutschen Konsuls in Rom, Herrn Nast-Rolb, an den früheren Naiserlichen Botschaftsprediger in Rom, Herrn Pastor Dr. Frommel, jest in Gera.

Die Schreiben bes Herrn Direktors Mager von ber Mergenthaler Sehmaschinen-Fabrik, des Mitbesihers jener New-Yorker Zeitung, de dato Berlin, Chaussestraße 17—18, vom 12. Mai 1902 und seines Rechtsanwalts vom 21. Mai 1902, sowie andere Schriftstücke, welche den von mir angegebenen Zusammenhang ergeben, liegen mir vor.

Der Zweck war, von Herrn Pastor Dr. Frommel Material über einen gewissen "Georg Witt, auch Emil Witt oder Witte", der vom Juli 1892 bis Ansang 1893 in Rom als Privatsekretär des Herrn Nast-Nolb verschiedene Hochstapeleien begangen hatte, zu erlangen und dies Material gegen mich unter Ibentifitation meiner Berjon mit jenem Schwindler zu ver= werten.

Dieser Zweck gelang auch vollständig. Ich erkläre nunmehr:

Bu I. Die Behauptung, ich hätte den damaligen Deutschen Botschafter in Amerika, Herrn von Holleben, mit Ermordung bedroht, ist

eine aus der Luft gegriffene Erfindung.

Die Unwahrheit dieser Beschuldigung, für die ein Beweis nie versucht worden ist, ergibt sich schon aus dem Mangel irgend eines gegen mich darauf hin eingeleiteten Verfahrens.

Bu II. Ich bin nicht identisch mit dem Hochstapler Georg Witt, der vom Juli 1892 bis Anfang 1893 die Schwindeleien in Rom verübt hat.

Dies ergibt die anliegende Bescheinigung des Königlichen Polizei-Präsidiums vom 9. März 1907, wonach ich, von London kommend, vom 22. August bis zu meinem Berzuge nach Charlottenburg, den 1. Oktober 1893, in Berlin, Puttkammerstraße 14, als Mieter gemeldet gewesen bin.

Bor allem beseitigt aber die hiermit überreichte besglaubigte Erklärung des Herrn Pastors Dr. Frommel vom 12. April 1907 selbst, die zugleich manche eigenartigen Nebenumstände enthält, jeden Zweisel, daß ich das beklagensswerte Opfer einer Berwechselung geworden bin.

Die Folgen dieses ungeheuren Mißgriffs waren die schwerften Nachteile für meine Gesundheit und mein berufliches Fortkommen, die Vernichtung meiner Existenz und die Untergrabung meiner Gesundheit. Gebrands markt durch die verleumderischen Gerüchte, beladen mit dem Fluche der Vergangenheit eines Hochstaplers, der obendrein am Deutschen Botschafter sich vergreisen wollte, fand ich alle Pforten zur Ausübung meines Verufs verschlossen, da

ich überall Berachtung oder Mißtrauen begegnete. Die furchtbare Notlage, in die ich bei solcher Erschwerung meines Fortkommens samt meiner großen Familie geriet, vereinte sich mit den schweren Aufregungen Jahre lang vergeblicher Kämpse gegen die verhängnisvolle Berleumdung, deren Ursprung ich lange nicht ermitteln konnte, und die mich um so schrecklicher berühren und zur Verzweissung bringen mußte, als ich bei der Gewißheit meiner Unschuld das gegen mich zeugende, anscheinend unwiderleglich einwandsfreie Urkundsmaterial nicht zu begreisen vermochte. Alle diese sürchterslichen Aufregungen zogen mir

eine unheilbare Nervenkrankheit, locomota ataxia, zu, die bereits eine vollständige Erblindung des rechten, eine starke Gefährdung und große Verminderung der Sehschärfe des linken Auges und die teilweise Lähmung der Glieder herbeigeführt hat, eine weitere große Erschwerung meines beruflichen Fortkommens.

Bei dem fo folgenschweren mir zugefügten Unrecht halte ich meinen Unfpruch auf Benugtnung für berechtigt, und glaube auch die Mitwirkung der in der Angelegenheit mit hineingezogenen Behörden erbitten zu dürfen. Auf ein subjektives Berichulden bestimmter Organe kommt es bier meines Erachtens nicht an; ich unterlasse es daber, vor= handene Berdachtsmomente nach diefer Seite weiter zu ver= folgen und zu vervollständigen. Es genügt die objektive Beteiligung. Auch wer in gutem Glauben gehandelt hat, indem er mich tatfächlich für identisch mit dem Schwindler Witt bei dem früheren Ronful Herrn Nast=Rolb in Rom hielt, oder wer die unschuldige Ursache der Berleumdung geworden ift, indem fein Rame gur Begründung der Beschuldigung, ich hätte Serrn von Solleben mit Ermordung bedroht, unwidersprochen migbraucht wurde, tann sich nach meiner Ansicht nicht der Anstandspflicht entziehen, für seinen Teil die gegen mich erhobenen, ebenso ungeheuerlichen wie unwahren Borwürfe zurückzunehmen ober zu entkräften und für seinen Teil in meinem gerechten Streben nach Gerechtigsteit, nach Wiederherstellung meines schwer verleten Namens mich zu unterstüßen.

Nach unsäglichen Mühen im Kampf um mein Recht ist es mir endlich gelungen, den Sachverhalt aufzuklären, dem Ursprunge und Zusammenhange der gegen mich trot meiner gänzlichen Unschuld erhobenen surchtbaren Verdächtigungen auf die Spur zu kommen und das ersorderliche Beweißematerial zu erlangen. Meine früheren Eingaben in meiner Angelegenheit, vom 5. März 1906, 21. Januar und 18. Februar 1907, haben Eure Ezzellenz nicht beantwortet; nur auf meine unter dem 17. April 1907 ausgesprochene Vitte um Kücksendung des meiner Eingabe vom 5. März 1906 beigesügten Schreibens, das der frühere amerikanische Botschafter in Berlin, Herr Andrew White, in günstigem Sinne an mich gerichtet hatte, erhielt ich dies Schreiben durch Bureaunote vom 22. April 1907 zurück.

Ich richte nochmals an Eure Ezzellenz die inständige, dringende Bitte, eine Untersuchung und Auftlärung der gegen mich gerichteten schweren Angriffe und Beschuldigungen veranlassen und mir nicht Gerechtigkeit vorenthalten zu wollen. Sollte Grund zu der Annahme bestehen, daß ich Herrn von Holleben mit Ermordung bedroht hätte, so glaube ich, die Mitteilung der angeblichen Beweise oder Verdachtsemomente erbitten zu dürsen. Anderenfalls halte ich mich zu der Erwartung berechtigt, daß von zuständiger Seite

eine Erflärung

abgegeben werde, wonach die Deutsche Botschaft, die angebeliche Urheberin der Nachricht, derselben entweder, entgegen der bisher unwidersprochenen Darstellung in der Presse, überhaupt sernstand oder aber die etwa von ihr herrührende Behauptung nunmehr als unwahr bezeichnet.

Sollten Guere Erzelleng noch irgend einer Aufflärung

von mir bedürfen, so bitte ich um hochgeneigte Mitteilung. Andererseits glaube ich, mit Rücksicht auf die schweren, für mich so unheilvollen Kränkungen und Schädigungen, deren Opfer ich schon seit so langen Jahren schuldlos war, die ergebenste Bitte um tunliche Beschleunigung meiner Angelegenheit aussprechen zu dürfen.

Ich bitte Eure Erzellenz inständig, die gebührende Gerechtigkeit mir willsahren lassen zu wollen und mich nicht zur äußersten Verzweislung zu treiben.

Eurer Erzellenz

ergebenfter

E. Witte.

Anlage I.

Rönigliches Polizeipräsidium.

Auf den Antrag vom 1. d. Mts. wird hierdurch zur Borlage beim Herrn Reichskanzler und beim Auswärtigen Amte zwecks Identitätsnachweises auf Grund amtlicher Feststellungen bescheinigt, daß der am 14. März 1864 zu Wollin geborene Schriftsteller Emil Witte, von London kommend, vom 22. August 1892 bis zu seinem Verzuge nach Charlottenburg, am 1. Oktober 1893, hierselbst Puttskammerstraße 14 als Mieter gemeldet gewesen ist. Ein Registerblatt einer zweiten Person desselben Namens, die in der genannten Beit in dem genannten Hause gewohnt haben soll, ist nicht ermittelt. Witte wohnt nach eigener Angabe zur Zeit in Charlottenburg, Tegeler Veg 103.

Berlin, den 9. März 1907.

Das Einwohner-Melbeamt des Königlichen Polizei-Präsidiums.

Bescheinigung 1743. E. 07.

L. S.

Witte. 21

Anlage II.

Gera (Reuß), den 12. April 1907.

Erklärung.

Auf Beranlassung bes Amerikanischen Konsulates in Leipzig habe ich im Sommer b. J. 1902 vor dortigem Konsulat der Wahrheit gemäß über die Ersahrungen ausgesagt, die ich als Kaiserl. Botschaftsprediger in Rom mit dem daselbst vom Juli 1892 bis August 1893 sein Unswesen treibenden Schwindler "Dr." Georg Witt, wie er sich damals nannte, gemacht habe. Man hatte mich um meine Aussage ersucht in der allerdings fälschlichen Annahme, der p. Witt und der Schriftsteller Emil Witte, s. 2t. Fournalist in Amerika, jest in Charlottenburg, Tegeler Weg 103 wohnhaft, seien ein und dieselbe Person.

3ch erkläre hiermit auf Grund perfon= lichen Augenscheins sowie amtlicher Infor= mation, daß herr Emil Witte mit Georg Witt nicht identisch ist noch sein kann. Diese Tatsache hätte sich übrigens den bei dem Prozeß Emil Witte contra "New Yorker Zeitung Publishing und Printing Co." intereffierten Berfonlichfeiten ohne weiteres ergeben muffen, da ich auf Wunsch des amerikanischen Konsulates in Leipzig diesem die Photographie des Schwindlers Witt nebst eigenhändiger Deditation und einigen anderen Schrift= stüden, die fich auf Witt bezogen, eingehändigt habe. Diese Bur Entlaftung bes Schriftstellers Emil Witte höchst wichtigen Dokumente find bis heute, wie es icheint, noch im Besitz bes Herrn Thom. F. Smith, Clerk of the City Court of the City of New York, an welchen sie durch das Amerikanische Konsulat in Leipzig gefandt worden waren. Tros Berfprechens ber Rüdgabenach Beendigung des Prozesses und perfonlicher Bemühungen ift es mir noch nicht gelungen, in den Besitz meines Gigen = tums wiederzugelangen.

Dr. D. Frommel, Paftor, früher A. Botschaftsprediger.

Daß die vorliegende Unterschrift von Herrn Dr. Frommel hier, früheren K. Botschaftsprediger in Kom, herrührt, wird hierdurch auf Wunsch des genannten Herrn bescheinigt.

Gera, den 12. April 1907.

Epold, Pfarrer.

Nach mehreren Wochen erhielt ich folgendes Antwortsschreiben:

L. S.

Auswärtiges Amt:

2 Unl.

Euer Hochwohlgeboren gehen in der Anlage die dem gefälligen Schreiben an den Herrn Staatssekretär des Auswärtigen Umtes vom 24. Mai beigefügten Schriftskäcke wieder zu.

(Reine Unterschrift.)

Berlin, den 19. Juni 1907.

Herrn

Emil Witte

Hochwohlgeboren

Charlottenburg.

Reichsdienstsache.

Nach meinen früheren Erfahrungen hatte ich keine ans dere Antwort erwartet und auch nicht erwarten können. Indem das Auswärtige Amt einfach den Empfang meines Schreibens bestätigte und die beigefügten Dokumente ohne weitere Bemerkung zurücksandte, übernahm es die volle Berantwortung für die in der Geschichte eines Rechtsstaates ohne Beispiel dastehende Handlungsweise seiner Beamten, die hinreichend zu qualifizieren ich keinen parlamentarischen Ausdruck finde.

Es ist mir unter den Umständen nichts anderes übrig geblieben, als mich an die große Öffentlichkeit zu wenden und auf diesem Wege

einen inständigen Appell an das deutsche

wie an das amerikanische Volk zu richten, mir zur Herbeiführung einer Aufklärung des Zwischenfalls vom 12. März 1902 und seiner Begleitumstände die Hand zu bieten. Der Friede und die Wohlfahrt beider großer Völker sind durch das gewissenlose Treiben der in diesem Buche blosgestellten dunklen Ehrenmänner auf das Ernsteste gefährdet und beide stammverwandten Völker haben daher ein gebieterisches Interesse an der endlichen Einleistung der von mir seit Jahren ersehnsen Untersuchung.

Es würde traurig um die Grundstützen unseres ganzen öffentlichen Lebens bestellt sein, wenn der Staat, der mir Ehre und Gesundheit geraubt, der meine wirtschaftliche Existenz zerstört hat, mir das Recht auf Untersuchung verweigern wollte. Aber noch halte ich an dem Glauben sest, der das preußische Volk zur Zeit Friedrichs des Großen beseelte und dem erst unlängst, wie in diesen Blättern mitgeteilt, eine amerikanische Zeitung Ausdruck verlieh: Es gibt Richter in Berlin!

Wie ein Gottesgericht mutet das Schickfal an, das die meisten Darsteller in dem von mir entrollten deutsch-amerisanischen Drama einen nach den andern betrifft: Herr von Holleben gezwungen, unter schimpflichen Umständen die Vereinigten Staaten zu verlassen; Karl Bünz, der Deutsche General-Ronsul in New York, zwei Mal unter dem Operationsmesser und dem Tode nahe; ein deutscher Journalist, der mich verleumdete, in Maroko ermordet; der verräterische amerikanische Bundesgeheimdienst Agent Peeke auf fünf

Jahre ins Zuchthaus gesandt; Paul Haedicke vor der Zeit gestorben; desgleichen der Washingtoner Korrespondent Habercorn, der vereint mit Haedicke heimlich an meinem Ruin gearbeitet hatte; dahingegangen auch F. W. Holls, der intime Freund von Hollebens und Münsterbergs, der die schlimmsten Drohungen wider mich ausgestoßen für den Fall, daß ich mein Recht verlangte; dahingegangen auch Freiherr von Kichthofen, an dessen Gerechtigkeitssinn ich vergeblich appelliert hatte! Was wird das Ende sein?

Applyoner in the Pr

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

0	
Form L9-Series 4939	•



E 756 W783a

